

FVF  
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG  
Jahrbuch 2010

Literaturbetrieb und Verlagswesen  
im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Olaf Briese (Berlin), Erika Brokmann (Detmold), Birgit Bublies-Godau (Bochum), Claude Conter (Luxemburg), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Gustav Frank (München) Martin Friedrich (Berlin), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Rainer Kolk (Bonn), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Christian Liedtke (Düsseldorf), Harro Müller (New York), Maria Porrmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF  
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2010  
16. Jahrgang

Literaturbetrieb und Verlagswesen  
im Vormärz

herausgegeben von  
Christian Liedtke

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: [www.vormaerz.de](http://www.vormaerz.de)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2011  
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld  
Satz: Germano Wallmann, [www.geisterwort.de](http://www.geisterwort.de)  
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-858-6  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

# Inhalt

## I. Schwerpunktthema: Literaturbetrieb und Verlagswesen im Vormärz

*Christian Liedtke (Düsseldorf)*

„Solche Bücher lässt du drucken?“

Literaturbetrieb und Verlagswesen im Vormärz. Vorwort ..... 11

*Patricia Czeziior (München)*

Lesen zwischen Zensur und Biedermeier.

Das geänderte Selbstverständnis von Autoren und ihrem Publikum 19

*Christoph Schmitt-Maaß (Halle/S.)*

„Ein nothwendiges Product dieser Zeit und  
der eigentliche Spiegel ihrer selbst“ (Robert Prutz).

Die poetologische Reflexion der Vormärzliteratur  
auf geänderte Produktionsverfahren ..... 39

*Maria Zens (Bonn)*

Festung, Lauffeuer, Fabrik.

Zum Verständnis der Kritik auf den Literaturmärkten ..... 61

*Lilian Landes (München)*

Volkslyrik, Kunstkritik, Feuilletonroman und Genremalerei.

Über Annäherung und Austausch von Erfolgsformaten zwischen  
Literatur- und Kunstschaffenden des Vormärz ..... 91

*Christine Haug (München)*

„Der famose Ambaßadeur des künftigen freien  
Deutschlands“.

Der Verleger Friedrich Gottlob Franckh zwischen spekulativem  
Unternehmertum und revolutionären Visionen.

Das Stuttgarter Buch- und Verlagsgewerbe im Vormärz ..... 103

*Christian Liedtke (Düsseldorf)*

Julius Campe und das „österreichische System“.

Unbekannte Buchhändlerbriefe zum Verlagsverbot von 1847 ..... 121

<i>Johannes Frimmel (München)</i>	
Wiener Verlage im Vormärz.	
Ein Überblick .....	139
 <i>Andreas Macho (Wien)</i>	
Die antihabsburgische Ideenschmiede Leipzig.	
Exil und Agitation des österreichischen Schriftstellers	
A. J. Groß-Hoffinger .....	155
 <i>Sikander Singh (Düsseldorf und Weimar)</i>	
„... einen bleibenden Verleger“.	
Notizen zur Ausgabe der „Schriften“	
von Karl Leberecht Immermann .....	175
 <i>Alexander Ritter (Hamburg)</i>	
„... wie der dichterischen Hülle etwas sehr wesentlich	
Geschichtliches zugrunde liege.“	
Charles Sealsfield: Politischer Publizist und die Strategie seiner	
internationalen Schreib- und Vermarktungsaktionen 1826-1843 ....	195
 <i>Holger Krahnke (Göttingen)</i>	
Victor Aimé Huber auf dem Weg vom Liberalismus	
zu einem sozialen Konservatismus.	
Seine Rezensionen für die <i>Göttinger Gelehrten Anzeigen</i>	
1827 bis 1840 .....	213
 <i>Harald Bader (Dortmund)</i>	
Die Stettiner <i>Börsen-Nachrichten der Ostsee</i> .	
Eine liberale Zeitung Pommerns .....	233
 <i>Jadwiga Sucharzewska (Breslau)</i>	
Die Bewegung um Ronge und die schlesische Presse des Vormärz ...	249

## II. Weitere Beiträge

*Sandra Markewitz (Bielefeld)*

Die Sprache der Anderen.

Fanny Lewalds *Jenny*, das Eigene und das Fremde:

eine sprachkritische Lektüre mit Bacons Idolenlehre ..... 271

Nachruf auf Ingo Fellrath

von *Ingrid Pepperle (Berlin)* ..... 303

## III. Rezensionen

Georg Herwegh: Werke und Briefe. Kritische und kommentierte

Gesamtausgabe. Hg. von Ingrid Pepperle in Verbindung mit

Volker Giel, Heinz Pepperle, Norbert Rothe und Hendrik Stein.

Band 5: Briefe 1832-1848. Bearbeitet von Ingrid Pepperle.

Band 6: Briefe 1849-1875. Bearbeitet von

Ingrid und Heinz Pepperle (*von Peter Stein*) ..... 311

Fritz Reuter: Briefe. Bd. 1: 1827-1860; Bd. 2: 1861-1866;

Bd. 3: 1867-1874, hrsg. v. Arnold Hückstädt (*von Olaf Briese*) ..... 314

Karl Gutzkow. Briefe und Skizzen aus Berlin (1832-1834).

Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort

von Wolfgang Rasch (*von Madleen Podewski*) ..... 318

Der Redaktionsbriefwechsel der Hallischen, Deutschen und

Deutsch-Französischen Jahrbücher (1837-1844). 3 Bde.,

hg. v. Martin Hundt (*von Hendrik Stein*) ..... 319

Im Streben „nach Einfluß aufs Ganze“: Louise Ottos Tagebücher

aus den Jahren 1849-1857. Herausgegeben und kommentiert

von Irina Hundt (*von Wilfried Sauter*) ..... 324

Bernt Ture von zur Mühlen: Hoffmann von Fallersleben.

Biographie (*von Julia Steiner*) ..... 325

Lea Marquart: Goethes „Faust“ in Frankreich. Studien zur dramatischen Rezeption im 19. Jahrhundert (von <i>Maria Porrmann</i> ) .....	329
Ian Roe. Ferdinand Raimund (von <i>Maria Porrmann</i> ) .....	331
Adolf Glaßbrenner. Rindviecher, Bauchredner und Großherzöge. Berichte aus der Residenz Neustrelitz. 1840-1848/49. Hg. und kommentiert von Olaf Briesse (von <i>Barbara Tumfart</i> ) .....	333
Ingrid Hennemann Barale und Harald Steinhagen (Hg.): Auf den Spuren Heinrich Heines (von <i>Janina Schmiedel</i> ) .....	335
Gerhard Höhn und Christian Liedtke: Auf der Spitze der Welt. Mit Heine durch Paris (von <i>Janina Schmiedel</i> ) .....	338
Theodor Althaus: Zeitbilder 1840-1850. Herausgegeben von Renate Hupfeld (von <i>Wolfgang Obermaier</i> ) .....	339
Theater und 19. Jahrhundert. Hrsg. von Petra Stuber und Ulrich Beck (von <i>Maria Porrmann</i> ) .....	346
Eva Maria Werner: Die Märzministerien. Regierungen der Revolution von 1848/49 in den Staaten des Deutschen Bundes (von <i>Wilfried Sauter</i> ) .....	350
Adelheid von Saldern: Netzwerkökonomie im frühen 19. Jahrhundert. Das Beispiel der Schoeller-Häuser (von <i>Wilfried Sauter</i> ) .....	353

### III. Mitteilungen

Personalia .....	359
Aufruf zur Mitarbeit .....	360

I.

Schwerpunktthema:

Literaturbetrieb und Verlagswesen  
im Vormärz



Christian Liedtke (Düsseldorf)

„Solche Bücher lässt du drucken?“

Literaturbetrieb und Verlagswesen im Vormärz. Vorwort

Solche Bücher lässt du drucken?  
Theurer Freund, du bist verloren.<sup>1</sup>

Diese Verse aus Heinrich Heines Gedicht „Warnung“ sind durchaus nicht nur ironisch zu verstehen, denn in der Tat war zu seiner Zeit weder das Schreiben noch das Drucken und Verkaufen von Büchern ein ungefährliches Geschäft. So galt etwa in Österreich: „Auf den Handel mit verbotenen Werken standen im Vormärz immerhin bis zu 500 fl Geldstrafe und dreimonatiger Arrest, im Wiederholungsfall auch der Verlust der Konzession“<sup>2</sup>, und in Preußen hieß es: „wer ein verbotenes Buch verkauft zahlt 50 Taler, das 2<sup>te</sup> Mal 200,- das 3<sup>te</sup> Mal wird ihm die Bude geschlossen.“<sup>3</sup> Kaum je zuvor unterlag im deutschsprachigen Raum ein ganzes Gewerbe so strenger obrigkeitsstaatlicher Kontrolle und Restriktion wie die Buchbranche zwischen Karlsbader Beschlüssen und Märzrevolution. Andererseits aber erlebte in jener Phase auch kaum ein anderer Geschäftszweig einen derartig starken Aufschwung wie das Verlagswesen und der Buchhandel – dieses Paradoxon gehört zu den vielen erstaunlichen Ungleichzeitigkeiten, die für den Vormärz so charakteristisch sind.

Die Zahlen belegen diesen Boom und sprechen für sich: Im Jahre 1820 gab es in Deutschland 500 Buchhändler, 1840 bereits knapp 1500, und 1857 zählte man über 2300 Buchhandelsfirmen. Ähnlich sprunghaft entwickelte

- 
- 1 Heinrich Heine. *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. Hg. Manfred Windfuhr im Auftrag der Landeshauptstadt Düsseldorf. Bd. 2. Bearb. Elisabeth Genton. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1983. S. 110.
  - 2 Norbert Bachleitner/Franz M. Eyb/Ernst Fischer. *Geschichte des Buchhandels in Österreich*. Wiesbaden: Harassowitz, 2000 (Geschichte des Buchhandels. Bd. VI). S. 164.
  - 3 Campe an Heine, 31.12.1837. Heinrich Heine. *Säkularausgabe. Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse*. Hg. Klassik Stiftung Weimar/Centre National de la Recherche Scientifique in Paris. Berlin/Paris: Akademie-Verlag/Editions du CNRS, 1970ff. Bd. 25. S. 102.

sich der Ausstoß an neuen Büchern. Hatte im Jahr 1814 die Zahl der neu erschienenen Bücher noch 2500 betragen, so kamen 1827 bereits über 5000 neue Titel heraus, 1840 waren es knapp 8000, der vorläufige Höchststand wurde 1846 mit 11086 jährlichen Neuerscheinungen erreicht.<sup>4</sup> „Die Büchererzeugung stieg in diesen zwei Jahrzehnten oder genauer in einem Zeitraum von siebzehn Jahren um 150%; eine außerordentliche Erscheinung [...]“<sup>5</sup> Die deutsche Buchproduktion war damit die größte in ganz Europa.

Ermöglicht wurde diese Steigerung durch wichtige technische Innovationen in der ersten Jahrhunderthälfte. Die Industrialisierung hielt im Druckgewerbe Einzug. Die von Friedrich Koenig konstruierte Dampfschnellpresse, die er zunächst in England entwickelt hatte, kam zu Beginn der 1820er Jahre auch in Deutschland zum Einsatz, zunächst nur im Zeitungsdruck, bis mit Metzler und Brockhaus auch die ersten Buchverlage die neue Technik nutzten, die zwar in der Anschaffung teuer war, sich aber schnell amortisierte, nicht zuletzt, weil sie von angelernten Arbeitern bedient werden konnte, so dass die Lohnkosten für ausgebildete Drucker entfielen. 1835 wurde die Gießmaschine erfunden – „hatte die Hand des Gießers täglich 3000-7000 Lettern gegossen, so stellte die Maschine täglich 12-20000 her“<sup>6</sup> – und 1836 die Galvanoplastik entdeckt, die bei der Herstellung von Stereotypplatten für den Druck zur Anwendung kam und die Buchillustration besser und wesentlich billiger machte. „1844 löste F. Gottlob Keller das seit Jahrzehnten drängende Rohstoffproblem der kaum mehr in ausreichender Menge beschaffbaren hochwertigen Hadern und Lumpen, indem er das Holzschliffpapier erfand“<sup>7</sup>, und 1818 war außerdem die erste Dampfmaschine zur Papierherstellung in Deutschland aufgestellt worden. Die daraufhin entstandenen, mit dem neuen Verfahren der Endlos-Papierherstellung arbeitenden Fabriken hatten schon zu Beginn der 1840er Jahre die herkömmlichen Papiermühlen weitgehend verdrängt.

---

4 Vgl. „Buchhandel“. *Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart*. 4., umgearb. u. stark verm. Aufl. Bd. 3. Altenburg: Pierer, 1857: S. 408-413, hier S. 413.

5 Johann Goldfriedrich. *Geschichte des deutschen Buchhandels vom Beginn der Fremdherrschaft bis zur Reform des Börsenvereins im neuen Deutschen Reiche (1805–1889)*. Leipzig: Börsenverein, 1913 (Geschichte des deutschen Buchhandels. Bd. IV). S. 199.

6 Ebd. S. 285.

7 Reinhard Wittmann. *Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick*. München: Beck, 1991. S. 221.

Beim Schöpfen mit der Hand konnten aus einer Bütte täglich 60 bis 100 Pfund Papier gefertigt werden; eine Maschine verfertigte täglich 600-1000 Pfund Papier; die Herstellung war vereinfacht und beschleunigt, das Erzeugnis wurde besser und preiswürdiger. Welcher starke Aufschwung so nach Inhalt und Ausdehnung, wenn wir dazunehmen, daß bis zum Jahre 1829 in Deutschland durchschnittlich im Jahre höchstens siebzehn, im Jahre 1830 aber plötzlich sechsunddreißig, im Jahre 1840 neunundfünfzig neue Buchdruckereien entstanden!<sup>8</sup>

Die enormen Verbesserungen und Rationalisierungen der Drucktechnik erhöhten das Tempo und senkten die Kosten der Produktion, was den Verlagen auf einmal eine ganz andere, variable Preisgestaltung ermöglichte – bis hin zu den so umstrittenen und in jener Zeit viel diskutierten „Schleuderpreisen“ – und damit auch neuartige, vorwiegend auf massenhafte und schnelle Produktion und ebensolchen Vertrieb ausgerichtete Marktstrategien begünstigte. Diese wiederum erforderten auch andere, kurzlebige und betont auf Aktualität abzielende Verlagserzeugnisse, die auf ein massenhaftes Kaufinteresse hin berechnet waren. Mit dem Markt veränderten sich also auch Literatur und Presse ebenso wie der Beruf des Schriftstellers selbst, der sich in seiner Arbeitsweise und auch seinen Werkinhalten viel stärker als je zuvor an den Anforderungen jenes Marktes orientierte – nicht selten natürlich unter dem Druck der kommerziellen Interessen seines Verlegers. Aus dem Verlagsgewerbe war eine Industrie mit Massenproduktion geworden. Das Lesepublikum, auf das diese Bemühungen abzielten, nahm langsam, aber stetig zu. Mit verstärktem Kolportagehandel sowie groß angelegten und ausgesprochen preisgünstigen Fortsetzungs- und Reihenpublikationen auf Subskriptionsbasis wurden Vertriebsmethoden angewandt und intensiviert, mit denen breitere Käuferschichten erreicht werden sollten. Mit den kommerziellen Leihbibliotheken, die sich nun in verstärktem Maße auf Unterhaltungsliteratur konzentrierten, erlebte in Restauration und Vormärz ein weiterer literarischer Geschäftszweig seine „Blütezeit“<sup>9</sup>, was ebenfalls die Leselandschaft veränderte.

Die Eisenbahnen, die den Transport und damit die Distribution der begehrten Ware beschleunigten, spielten anfangs noch keine so große Rolle, doch trugen auch sie nach und nach zum immer weiteren Anwachsen des

8 Goldfriedrich. *Geschichte des deutschen Buchhandels* (wie Anm. 5). S. 223.

9 Alberto Martino. *Die deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756-1914)*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1990. S. 174.

Buchmarktes bei. Die Firmenlandschaft diversifizierte sich zusehends, Unternehmen wuchsen und gingen ein, der Konkurrenzdruck wurde stärker spürbar, und mit der Steigerung der möglichen Profite wuchs auch das Anlegerinteresse an der Branche, so dass wiederum mehr Investivkapital in die Buchhandelsfirmen floss. All das führte auch zu einer qualitativen Änderung, indem die traditionellen Verlagsbuchhandlungen – Verlag und Ladengeschäft mit Verkauf unter dem Dach ein und der selben Firma – nach und nach zurückgedrängt wurden: „Die Trennung von Sortiment und Verlag war eine Begleiterscheinung der Kapitalisierung und der Konkurrenz im Buchhandel, die eine bestimmte Größe des Marktes voraussetzte.“<sup>10</sup> Das Ende des Tauschhandelssystems bewirkte auch endgültig die „gründliche Trennung zwischen dem Vertreiben und Verlegen von Büchern.“<sup>11</sup> Diese fortschreitende Arbeitsteiligkeit und Spezialisierung schuf auch Konflikte. Klagen über schlechte Zahlungsmoral waren an der Tagesordnung, der Konditionalverkehr barg für die Verleger, die gewissermaßen zu Kreditgebern der Sortimenter wurden, ein immer höheres Risiko.

All diese unterschiedlichen Marktentwicklungen gingen einher mit einer Professionalisierung und stetig verbesserten Selbstorganisation der am Buch- und Verlagswesen Beteiligten. Deutlich sichtbare Zeichen dafür waren die Gründung des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels im Jahre 1825 und die von 1834 bis 1836 in Leipzig erbaute Buchhändlerbörse, der zentralen Abrechnungsstelle für den Kommissionshandel, der sich nun endgültig als wichtigste Form des buchhändlerischen Verkehrs durchgesetzt hatte. Hinzu kam die 1842 in Leipzig eingerichtete zentrale Bestellanstalt. Die Abwicklung aller Geschäfte wurde dadurch rationalisiert und zentralisiert, die Leipziger Messe verlor zusehends an Bedeutung, da die Anwesenheit der Verleger und Händler zu Abrechnungszwecken nun nicht mehr nötig war.

Die Etablierung des Börsenvereins lässt sich ebenfalls deutlich an den entsprechenden Zahlen ablesen: „Bereits ein Jahr nach Vereinsgründung konnte die Mitgliederzahl deutlich mehr als verdoppelt werden, schon im Jahr 1828 überstieg die Zahl erstmals 300. [...] nach einer kurzen Stagnation im Jahre 1829 stieg die Zahl der Mitglieder stetig auf einen etwa konstan-

---

10 Bachleitner/Eyb/ Fischer. *Geschichte des Buchhandels in Österreich* (wie Anm. 2). S. 189.

11 Friedrich Schulze. *Der deutsche Buchhandel und die geistigen Strömungen der letzten hundert Jahre*. Leipzig: Verlag des Börsenvereins, 1925. S. 79.

ten Wert von knapp 700 zu Beginn der vierziger Jahre [...]“.<sup>12</sup> Nach außen trat die Vereinigung für Rechtssicherheit – vor allem im Hinblick auf das Urheberrecht und den Nachdruck – und immer wieder gegen die Zensur auf den Plan, nach innen wurden Zahlungs- und Abrechnungsmodalitäten vereinheitlicht sowie das Bestellwesen geregelt, allen Widrigkeiten der vielen uneinheitlichen Rechts- und Währungssysteme im Deutschen Bund zum Trotz.<sup>13</sup> Verein und Börse trugen dadurch wesentlich zur „Verdichtung und Homogenisierung unternehmerischer Usancen“<sup>14</sup> bei und bemühten sich damit neben der ökonomischen, rationelleren Gestaltung des Geschäftsverkehrs auch immer wieder um eine Disziplinierung innerhalb der Branche, deren Zusammensetzung starken Veränderungen unterlag, was zu erheblichen Spannungen führte. Modern organisierte und aus diversen Quellen finanzierte Verlagskonglomerate traten in Konkurrenz zu alteingesessenen Verlegerdynastien, oft kalkulierten sie weniger solide als diese und gingen dabei höhere – nicht selten auch zu hohe – Risiken ein. Das gesamte Geschäft war spekulativer geworden, mit allen Chancen und Gefahren, die sich daraus ergaben. Eine neue Dynamik war entstanden, Schnelllebigkeit und auch eine bis dahin nicht gekannte Unsicherheit traten an die Stelle von Beschaulichkeit und Stabilität, wie sie zuvor geherrscht hatten. Innerhalb eines Jahrzehnts hatte die Buchhandelslandschaft sich tiefgreifend verändert:

- 
- 12 Volker Titel. „Von der Gründung des Börsenvereins bis zur Krönischen Reform (1825-1888)“: *Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels 1825-2000. Ein geschichtlicher Aufriss*. Hg. im Auftrage der Historischen Kommission Stephan Füssel/Georg Jäger/Hermann Staub in Verb. m. Monika Estermann. Frankfurt/M.: Buchhändler-Vereinigung, 2000: S. 30-59, hier S. 34.
- 13 Vgl. hierzu das Kapitel „Weiterentwicklung des Geschäftswesens. 1815-1867“ in Goldfriedrich. *Geschichte des deutschen Buchhandels* (wie Anm. 5). S. 338ff. Für eine zusammenfassende Darstellung der unbefriedigenden urheber- und verlagsrechtliche Lage vgl. Wittmann. *Geschichte* (wie Anm. 7). S. 225ff. und zu den Währungsproblemen Gerhard Höhn/Christian Liedtke. „Bücher und Banco. Von Honoraren und Wechselkursen“. *„Der Weg von Ihrem Herzen bis zu Ihrer Tasche ist sehr weit“*. Aus dem Briefwechsel zwischen Heinrich Heine und seinem Verleger Julius Campe. Hg. Gerhard Höhn/Christian Liedtke. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2007: S. 190-193.
- 14 Titel. „Von der Gründung des Börsenvereins bis zur Krönischen Reform“ (wie Anm. 12). S. 38.

Die zwanziger Jahre erscheinen in Schilderungen, die von der Höhe der vierziger auf sie zurücksahen, noch recht als gute alte Zeit. Hohe Bücherpreise, keine Konkurrenz von Erheblichkeit, 33 1/3%, Kunden mit ansehnlichen Rechnungen, [...] und eine angenehme gesellschaftliche Stellung des Buchhändlers: so schilderte im Jahre 1849 die Süddeutsche Buchhändlerzeitung mit der Betonung, daß dies seit den dreißiger Jahren anders geworden [...] sei, die zwanziger Jahre.<sup>15</sup>

Zunehmend drängten nun zudem auch Fachfremde in das zwar traditionelle und noch immer sehr standesbewusste, aber eben nie als Innung organisierte Gewerbe, dessen Offenheit Chancen eröffnete. „So waren es oft Außenseiter, die in dieser Zeit der Gärung dem deutschen Buchhandel neue Impulse gaben.“<sup>16</sup> Das berühmteste Beispiel dafür war der Manufakturwarenhändler Friedrich Arnold Brockhaus, schließlich gab es keine geregelte Ausbildung zum Verleger. Diese Entwicklung vollzog sich allerdings keineswegs unbedingt zur Freude aller, so dass die Klage Julius Campes durchaus als repräsentativ anzusehen ist: „[...] dann ist die Zahl der Buchhändler entsetzlich vermehrt; die Folge ist, daß Canaillen aller Art eingedrungen sind, die von Ehre und Reputation und Esprit de Corps nichts wissen.“<sup>17</sup>

Dieser „Esprit de Corps“ spielte jedoch für das Selbstverständnis der Verleger weiterhin eine große Rolle. Der Börsenverein war „aus liberalem Geiste entstanden“<sup>18</sup>, und dieser bestimmte auch die persönliche Haltung vieler Verleger und Buchhändler. Nicht wenige von ihnen waren durch die Erfahrung der sogenannten Befreiungskriege gegen die Franzosenherrschaft geprägt, und sie waren nicht bloß aus Geschäftsinteresse, sondern aus Überzeugung für eine einheitliche deutsche Verfassung, für Presse- und Gewerbefreiheit. Sie vertraten also selbst viele der Auffassungen, die auch die von ihnen verlegten Vormärz-Autoren propagierten, und genau wie diese griffen sie die neuen Ideen der Zeit auf und wirkten wiederum auf diese ein, ohne die Konfrontation mit der Obrigkeit zu scheuen – auch auf die Gefahr hin, dass Heines „Warnung“ sich als zutreffend erweisen sollte in einer Zeit, wo man, wie sein Verleger Julius Campe ihm schrieb,

---

15 Goldfriedrich. *Geschichte des deutschen Buchhandels* (wie Anm. 5). S. 210.

16 Heinz Sarkowski. *Das Bibliographische Institut. Verlagsgeschichte und Bibliographie 1826-1970*. München u.a.: Bibliographisches Institut, 1970. S. 18.

17 Campe an Heine, 31.12.1837. Heine. *Säkularausgabe* (wie Anm. 3). Bd. 25. S. 102.

18 Schulze. *Der deutsche Buchhandel* (wie Anm. 11). S. 163.

[...] in Württemberg Seybold auf 6 Monat und dessen Verleger<sup>19</sup> auf 3 ins Loch steckte; wo man in Frankfurt den Buchhändler *Carl* Körner auf 6 Wochen ebenso, weil er ein paar Brochürchen nur verkauft e in den Schatten setzte. Der Buchdrucker Volkhart in Augsburg erhielt 9 Jahre Zuchthaus Strafe, weil er von Große 2 Piecen gedruckt, und eidlich betheuern wollte, er habe den Inhalt weder gelesen noch geahnt. – Und wie die Beispiele sonst noch sind, die ich nicht alle herzählen mag.<sup>20</sup>

Die staatliche Überwachung war im Grunde nur eine Kehrseite der Medaille, denn sie war eine unmittelbare Konsequenz aus dem „Erfolg“, den die Veränderungen den Verlagen und der Buchbranche nach sich zogen: Erst durch die massenhafte Verbreitung, wie sie nun in noch nie zuvor da gewesenem Ausmaß erreicht wurde, war das gedruckte Wort für die restaurative Obrigkeit eine derartige Gefahr. Im Bundestagsbeschluss gegen das Junge Deutschland wurde denn auch ausdrücklich betont, dass die betreffenden Autoren nicht nur wegen des Inhalts ihrer Werke zu verbieten seien, sondern eben auch, weil sie ihre Ideen „in belletristischen, für alle Klassen von Lesern zugänglichen Schriften“<sup>21</sup> ausdrückten.

Literaturbetrieb und Verlagswesen spiegeln auf vielfältige Weise die gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen der Vormärzzeit wider. Wie in vielen anderen Bereichen wurden in jener Epoche auch hier die Grundlagen für manche modernen Verhältnisse geschaffen, wie sie teilweise auch noch heute Bestand haben. Mit dem Schwerpunktthema Literaturbetrieb und Verlagswesen will das *Jahrbuch des Forum des Vormärz Forschung* diese Prozesse nachzeichnen. Aus verschiedenen Blickwinkeln erörtern die hier versammelten Beiträge, welche neuen Publikations- und Verkaufsstrategien für die neue Literatur gefunden wurden, welche Veränderungen sich auf dem Buch- und Zeitschriftenmarkt, bei der Zusammensetzung und den Erwartungen der Leserschaft ergaben, wie sich Vertriebswege und Lesekultur wandelten. Sie untersuchen, welche Rolle das Rezensionswesen spielte, was für Rückwirkungen die Marktgesetze und die verschärfte Konkurrenzsituation auf die Literatur und ihre Inhalte sowie auf die Autoren, ihr Selbstverständ-

19 E. Schweizerbart.

20 Campe an Heine, 20.1.1833. *Säkularausgabe* (wie Anm. 3). Bd. 24. S. 152.

21 „Beschluss des Bundestages zum Verbot des Jungen Deutschlands.“ *Vormärz*. Hg. Florian Vaßen. Veränd. u. bibl. erg. Ausg. Stuttgart: Reclam, 1979 (Die deutsche Literatur. Ein Abriss in Text und Darstellung. Bd. 10): S. 73-76, hier S. 74.

nis und ihre öffentliche Selbstdarstellung hatten. Der Umgang der Presse- und Buchverlage mit der Zensur im deutschsprachigen Raum ist dabei ein durchgängiges Thema. Am Anfang finden sich Beiträge, die vorwiegend mit der literarischen und literaturkritischen Praxis zu tun haben. Danach stehen jeweils bestimmte Verleger oder Verlage im Mittelpunkt. Es folgen Aufsätze, in denen es um einzelne Autoren und ihre Verlagsbeziehungen geht und schließlich Beiträge, die sich primär mit Zeitschriften und Zeitungen befassen.

Patricia Czeziar (München)

## Lesen zwischen Zensur und Biedermeier

### Das geänderte Selbstverständnis von Autoren und ihrem Publikum

#### 1. Das Buch im Brennpunkt des bürgerlichen Interesses: Gesellschaftliche und politische Stilisierung des Lesens im Vormärz

Die kulturelle Tätigkeit des Lesens, jahrhundertlang ein Privileg der weltlichen und geistlichen Herrschenden, wird spätestens mit der Aufklärung von einer breiter werdenden bürgerlichen Mittelschicht für sich entdeckt. Zur Demokratisierung des Lesens tragen im 19. Jahrhundert die verbesserten industriellen Produktionsbedingungen bei, wie die Einführung der zunächst für den Zeitungsdruck eingesetzten Zylinderdruckpresse, die ab den 20er-Jahren auch in deutschen Verlagshäusern Verwendung fand und die eine kostengünstige Steigerung der Auflagen möglich machte.<sup>1</sup>

Mit der Expansion des Buchmarkts geraten die Bedingungen der Textrezeption in den Fokus öffentlichen Interesses, teils unter einem stark verzerrenden Blickwinkel: So suggeriert die „Lesesuchtdebatte“<sup>2</sup>, ein Großteil der deutschen Bevölkerung habe bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts Zugang zu einem breit gefächerten Lektüreangebot. Eine derartige Inszenierung der „Idylle von der lesenden Nation“<sup>3</sup>, wie sie unter anderem Madame de Staël kolportierte, entspricht keinesfalls der Wahrheit, sondern entspringt einer bildungsbürgerlichen Perspektive, die schon allein durch die damalige hohe Analphabetenrate zu widerlegen ist. So geht Wittmann in einer Korrektur der von Rudolf Schenda ermittelten Zahlen, die er als zu großzügig erachtet, für das Jahr 1800 von einem Alphabetisierungsgrad „in Höhe von 10% der

---

1 Vgl. Reinhard Wittmann. *Geschichte des deutschen Buchhandels*. München: Beck, <sup>2</sup>1999. S. 222f.

2 Vgl. Pia Schmid. *Zeit des Lesens – Zeit des Fühlens. Anfänge des deutschen Bildungsbürgertums. Ein Lesebuch*. Berlin: Quadriga Severin, 1985. S. 124.

3 Rudolf Schenda. *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1919*, Frankfurt/M.: Klostermann, <sup>3</sup>1988. S. 442.

Bevölkerung“ aus, der dann bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts „aufknapp ein Viertel der Gesamtbevölkerung“ gestiegen sein dürfte – „dies entsprach in etwa dem Anteil des Mittelstandes“<sup>4</sup>. Und selbst diejenigen, die des Lesens komplexer Texte mächtig waren (was sich nicht notwendigerweise aus einer rudimentären Alphabetisierung während der Schulzeit ergab), hatten nicht immer Zugang zu den Distributionswegen literarischer Erzeugnisse, sowohl aus infrastrukturellen als auch aus finanziellen Gründen.<sup>5</sup>

Das Buch, obgleich es im Laufe des 19. Jahrhunderts vollends den Wandel von einem Luxus- zu einem verbreiteten Konsumgegenstand durchlief, und mit ihm die kulturelle Praxis der Lektüre blieben nach wie vor weiten Bevölkerungsschichten unerreichbar. Zur Beurteilung der in diesem Zusammenhang verhandelten Inhalte darf nie außer Acht gelassen werden, dass es hauptsächlich eine bestimmte soziale Gruppe war, die das Lesen ab der Aufklärung für sich entdeckte und den Diskurs darüber prägte: das (relativ) wohlhabende Bürgertum.

Die sich etablierenden Distributions- und Rezeptionsmöglichkeiten waren denn auch weitgehend auf bürgerliche Bedürfnisse zugeschnitten: Lesegesellschaften, die in den letzten beiden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts im Zeichen eines wahren „Gründungsboom[s]“<sup>6</sup> standen, waren wie Vereine organisiert und ermöglichten ihren Mitgliedern den Zugriff auf Publikationen aller Art (Periodika, Almanache, Romane, Fach- und Sachliteratur). Der Aspekt einer optionalen, gemeinschaftlichen Rezeption entsprach dabei einem „offensichtlich weitverbreitete[n] Bedürfnis nach solchen Stätten lektürevermittelnder und lektürevermittelter Kommunikation“<sup>7</sup>. Mehr oder weniger restriktive Aufnahmebedingungen und eine keineswegs für jeden erschwingliche Aufnahmegebühr garantierten, dass das Bürgertum und einzelne Vertreter des Adels weitgehend unter sich blieben. Sie begriffen das institutionalisierte Lese- und Diskussionsangebot im Sinne der Aufklärung als Vehikel zur geistigen Emanzipation und stilisierten es entsprechend im Rahmen einer elitären Salonkultur.

Die Leihbibliotheken hingegen, die spätestens ab der Jahrhundertwende an Bedeutung gewannen und die Lesegesellschaften zunehmend in den Hintergrund drängten, wurden rasch als Verbreitungsorte der Trivalliteratur

---

4 Wittmann. *Geschichte des deutschen Buchhandels* (wie Anm. 1). S. 253.

5 Vgl. ebd.

6 Ebd. S. 207.

7 Ebd.

gebrandmarkt.<sup>8</sup> Für ihr Publikum, das auch das weniger gebildete und wohlhabende Kleinbürgertum, Bedienstete, Militärs, Studenten und Handwerker umfasste, war weniger die Suche nach kulturellem Austausch und gemeinschaftlich erworbener und zur Schau gestellter Bildung ausschlaggebend als vielmehr der Wunsch nach kostengünstiger Unterhaltung, dem in der Wahrnehmung der Zeitgenossen der Ruch der Wahllosigkeit anhaftete. Dies belegt anschaulich ein Zitat aus einer von Carl Friedrich Kunz 1812 im *Fränkischen Merkur* lancierten Bekanntmachung anlässlich der Gründung seiner Bibliothek, die aus einem gleichsam erzieherischen Impetus heraus ein Gegenprogramm zu entwerfen bestrebt ist:

Es möchte in Deutschland wohl nicht eine einzige Stadt, ja nicht ein einziges nur etwas bedeutendes Städtchen geben, wo nicht eine Leihbibliothek das leselustige Publikum mit allen den ephemeren Produkten der Literatur, die erst mit Heißhunger verschlungen, und dann bei Seite geworfen werden, mit den Rinaldini's, den Petermännchen u.s.w. zu versorgen strebte. Diese Leihbibliotheken sind die wahren Ableitungsbäche, in denen der in jeder Leipziger Messe überflutende See der Romanen- und Theater-Literatur abfließt, und man möchte behaupten, daß manche Schriftsteller ausdrücklich Wasser lieferten, um jene Bäche nicht austrocknen zu lassen. – Wie wenige Institute indessen in einer höhern Tendenz für die Ausbreitung der *wahren* Literatur und die dadurch herbeigeführte Ausbildung der Wissenschaft und des Geschmacks sorgen, ist hinlänglich bekannt.<sup>9</sup>

In diesen Worten spiegelt sich nicht zuletzt der Reflex eines Intellektuellen, eine Domäne, auf die er ehemals Exklusivrechte beanspruchte, zurückzuerobern. Mit der Öffnung des literarischen Marktes sowohl aufseiten der Produzenten als auch aufseiten der Rezipienten droht eine noch im humanistischen Sinne begriffene kulturelle Tätigkeit, ihr sinnstiftendes Potenzial für die oberen Bevölkerungsschichten zu verlieren.

---

8 Vgl. ebd. S. 211-215.

9 Da Kunz E.T.A. Hoffmanns Verleger war, diskutiert man, ob diese Ankündigung aus der Feder Hoffmanns stammt. In der kritischen Werkausgabe wird sie der Kategorie *Fragliche Zuschreibung* zugeordnet, da sich dies nicht eindeutig klären lässt. Vgl. E.T.A. Hoffmann. *An das gesamte hochverehrte Publikum in und um Bamberg*. Ders. *Sämtliche Werke in sechs Bänden*. Hg. Wulf Segebrecht/Hartmut Steinecke et al. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1985-2004. Bd. 1. S. 971; vgl. auch ebd. S. 1360ff.

Leihbibliotheken und kostengünstige Ausgaben stoßen eine Entwicklung an, die von der halböffentlichen Lektüre in Zirkeln und Salongesellschaften und der damit verbundenen kollektiven Selektion und Qualitätskontrolle wegführt und in eine „Individualisierung und zugleich Anonymisierung der literarischen Rezeption“<sup>10</sup> mündet. Mit der Diversifizierung des Angebots wird auch die Leserschaft heterogen.

Die zunehmende Unübersichtlichkeit des Buchmarkts, ein in seinem Selbstbewusstsein erstarkendes Bürgertum und eine von politischen und sozialen Umwälzungen geprägte Zeit befördern das Lesen in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses. Kontroversen und Debatten entzündeten sich daran, und die Obrigkeit reagiert mit Furcht auf etwaige Leser, die, angeregt durch eine bestimmte Lektüre, das Gesellschaftsmodell hinterfragen und ihre Position darin neu bestimmen könnten. Immer schärfer werdende Zensurmaßnahmen (Vorzensur, Kontrolle der Kataloge von Bibliotheken und Lesegesellschaften, Indizierung und Konfiszierung bestimmter Werke) in der Zeit des Vormärz erschweren eine ohnehin radikal veränderte Kommunikationssituation zwischen Autor und Leser, die nichts mehr gemein hat mit dem noch im 18. Jahrhundert vorherrschenden „apriorische[n] Vertrauensverhältnis“<sup>11</sup>. Textproduzenten und -rezipienten entfernen sich immer weiter voneinander, und die literarische Kommunikation ist als solche infrage gestellt, wie der nun folgende Blick in ausgewählte Werke zeigen soll.

## 2. Literarische Schlaglichter: Autoren und werkimmanente Selbstreflexion

### 2.1 Die Entfremdung zwischen Autor und Leser: E.T.A. Hoffmann, *Des Veters Eckfenster*

Nicht zufällig ist es gerade E.T.A. Hoffmann, der in einer Szene seiner 1822 erschienenen Erzählung *Des Veters Eckfenster* plastisch eine für beide Seiten verstörende Begegnung zwischen einem Autor und seiner Leserin darstellt. Der Spätromantiker wurde zu dem, „was man heute einen Bestseller-Autor

---

10 Wittmann. *Geschichte des deutschen Buchhandels* (wie Anm. 1). S. 211.

11 Ebd. S. 198.

nennt<sup>12</sup>. Entsprechend dem Grad des öffentlichen Interesses an seinem Werk und seiner Person wurde Hoffmann auch mit den Reaktionen des Publikums konfrontiert: Bereits zu seinen Lebzeiten tendierte die Presse dazu, die Grenzen zu der fiktionalen Welt der von ihm erschaffenen Figuren verschwimmen zu lassen, indem man ihm als empirischer Person die dunkle Zerrissenheit, die so manchem seiner Protagonisten anhaftet, zu attestieren versuchte. Die Attribute „Gespenster-“ oder „Teufels-Hoffmann“<sup>13</sup> zeugen bis heute von dieser Sichtweise, die den Autor ganz auf die schwarze Romantik reduziert und seinem Werk aus bildungsbürgerlicher Sicht den Stempel der Trivialität aufdrückt.

Hoffmann, dessen erste Werke anonym erscheinen, erweist sich indes in seinen späteren Publikationen als ein Meister in der Inszenierung der Ausgestaltung der Autorenrolle, die er in Form einer Herausgeberfiktion<sup>14</sup> metapoetisch reflektiert und bricht. Gleichsam das Gegenbild zu seinem kunstvollen Versteckspiel mit den Rezipienten entwirft er in jener Begegnung einer Blumenverkäuferin mit einem erfolgsgewohnten Schriftsteller. Dieser überrascht das Mädchen, das auf dem Marktplatz inmitten seiner Blumen sitzt, versunken in der Lektüre eines Buches. Den Reaktionen der Verkäuferin nach zu schließen, die mit allen Zeichen körperlicher Erregung mit dem Helden der Geschichte mitfiebert, kann es sich bei dem Buch wohl nur um einen Unterhaltungsroman handeln, da ein intellektuell herausfordernderes Werk eine andere Rezeptionshaltung nach sich zöge, nämlich die des Innehaltens und Rasonierens über das Gelesene. Die Annahme des Schriftstellers, dass es sich bei dem Buch um einen seiner Romane handeln könne, zeugt von seiner Eitelkeit, denn Titel und Autor des Buches, das zudem den vereinheitlichenden Einband der Leihbibliothek Kralowski trägt, sind für ihn nicht erkennbar.

Prototypisch verkörpert die Blumenhändlerin einen bestimmten Rezipiententyp: den der Bibliotheksbesucherin, die sich wahllos in regelmäßigen Intervallen neues „Lesefutter“ herbeischafft zu dem einzigen Zweck der

---

12 Rolf Warnecke. „Vita E.T.A. Hoffmann.“ *TEXT + KRITIK. Sonderband E.T.A. Hoffmann.* Hg. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik, 1992. S. 186.

13 Gerhard Kaiser. *E.T.A. Hoffmann.* Stuttgart: Metzler 1988. S. 171.

14 Vgl. den Eintrag „Herausgeberfiktion“ von Uwe Wirth in: *E.T.A. Hoffmann: Leben – Werk – Wirkung.* Hg. Detlef Kremer. Berlin, New York: de Gruyter, 2009. S. 491-493.

Unterhaltung, was ihre, auf emotionale Eindrücke reduzierte Meinungsäußerung zu dem gelesenen Buch illustriert. So habe sie „bald herzlich lachen müssen, bald sei ihr ganz weinerlich zu Mute geworden“<sup>15</sup>.

Ihr gibt sich nun der Schriftsteller zu erkennen, der noch ganz dem Genie-Gedanken der Goethe-Ära anzuhängen scheint und mit der ehrfürchtigen Bewunderung seiner Leserin rechnet. Stattdessen kommt es zu einer Kollision, die die Entfremdung des Textproduzenten von seinen Rezipienten illustriert:

Doch was soll ich dir die tiefe Schmach, welche mich in diesem Augenblick traf, erst weitläufig beschreiben. Es fand sich, daß das Mädchen niemals daran gedacht, daß die Bücher, welche sie lese, vorher gedichtet werden müßten. Der Begriff eines Schriftstellers, eines Dichters war ihr gänzlich fremd, und ich glaube wahrhaftig, bei näherer Nachfrage wäre der fromme kindliche Glaube ans Licht gekommen, daß der liebe Gott die Bücher wachsen ließe, wie die Pilze. Ganz kleinlaut fragte ich nochmals nach dem Preise des Nelkenstocks. Unterdessen mußte eine ganz andere dunkle Idee von dem Verfertigen der Bücher dem Mädchen aufgestiegen sein; denn da ich das Geld aufzählte, fragte sie ganz naiv und unbefangen: ob ich alle Bücher beim Herrn *Kralowski* mache?<sup>16</sup>

Dies ist „eine der großen Enttäuschungsszenen der deutschen späromantischen Literatur“<sup>17</sup>, wie Carlos Spoerhase bemerkt; zu Recht weist er darauf hin, dass der Schriftsteller zum Zeitpunkt des in der Rahmenhandlung dargestellten Geschehens, in das die oben skizzierte Episode als Erinnerungssequenz eingebaut ist, nicht mehr zu schreiben vermag. Zwar trägt eine Teilschuld daran sein körperliches Gebrechen, doch ist ihm auch „der Gedanke selbst [...] verstoben und verflogen“<sup>18</sup>, sobald er etwas schriftlich festhalten will. Im Mündlichen jedoch hat er seine Fähigkeit keineswegs verloren, was sich daran zeigt, dass er seinen Vetter vom Fenster aus in die kontemplative Betrachtung des Marktgeschehens einweist und aus wenigen Momentaufnahmen das ganze Spektrum des menschlichen Charakters entwickelt.

15 E.T.A. Hoffmann. *Des Veters Eckfenster*. Ders. *Sämtliche Werke* (wie Anm. 9). Bd. 6. S. 481.

16 Ebd. S. 481f.

17 Carlos Spoerhase. „Die späromantische Lese-Szene: Das Leihbibliotheksbuch als ‚Technologie‘ der Anonymisierung in E.T.A. Hoffmanns *Des Veters Eckfenster*“. *DVjs* 83 (2009): S. 577f.

18 Hoffmann. *Des Veters Eckfenster* (wie Anm. 15). S. 469.

Die Begegnung mit seiner Leserin scheint den Protagonisten traumatisiert zu haben im Hinblick auf die Willkür einer literarischen Kommunikationssituation, in der der Verfasser nicht mehr nur eine anonyme Größe ist<sup>19</sup>, sondern in der er von den Rezipienten völlig ausgeblendet wird. Der Urheber eines Werkes wird im Bewusstsein des Publikums ersetzt durch die „mächtig[e] intermediär[e] Instanz[z]“<sup>20</sup> eines Leihbibliothekars wie Krawowski, der die Austauschbarkeit des einzelnen Werkes bereits durch die uniformen Einbände kenntlich macht. Die Verteilungsmechanismen eines Massenbuchmarktes machen den Autor als geistige Größe hinter dem Produkt vergessen. Das Medium der Schriftlichkeit, das ihn eigentlich vor dem Vergessen bewahren sollte, gibt ihn einer neuen Form der Anonymität preis.

## 2.2 Die Pervertierung des Buchmarkts zu einer Literaturproduktionsmaschine: Joseph von Eichendorff, *Viel Lärmen um Nichts*

In Joseph von Eichendorffs 1832 publizierter Erzählung *Viel Lärmen um Nichts* wird in satirischer Weise in der Gestalt des „Herrn Publikum“ eine Exklusivität der Textproduktions- und Rezeptionsbedingungen zitiert, wie sie jahrhundertlang an den Höfen gepflegt wurde: Ein Mäzen scharft Künstler, Dichter und Intellektuelle um sich, die ihm zu Gefallen und in seinem Sinne ihrer Berufung nachgehen und dadurch ihr Auskommen finden. Der „Pallast“<sup>21</sup> und die ausgedehnten Parkanlagen des Herrn Publikum sind von den „Novellenmacher[n]“<sup>22</sup> bevölkert, die dem sich schnell langweilenden Hausherrn, dessen „Interesse an den schönen Künsten und Wissenschaften“ nach eigenen Angaben eher „gerin[g]“<sup>23</sup> ist, auf Schritt und Tritt folgen. Sie haben eine „Novelle“ ersonnen, in der Publikum die Hauptrolle spielt und deren Ausgang *a priori* feststeht: Er soll die schöne Gräfin Aurora heiraten. Alle Zutaten der seichten Liebesgeschichte sind genau berechnet, auch der

19 Vgl. die Differenzierung des Konzepts ‚Anonymität‘ bei Spoerhase. „Die spätromantische Lese-Szene“ (wie Anm. 17). S. 587-593.

20 Ebd. S. 586.

21 Joseph von Eichendorff. *Viel Lärmen um Nichts*. Ders. *Werke in sechs Bänden*. Hg. Wolfgang Frühwald/Brigitte Schillbach/Hartwig Schultz. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1985-1993. Bd. 3. S. 11.

22 Ebd. S. 29.

23 Ebd. S. 18.

Kontrahent Prinz Romano, das obligatorische „wild zerrissene Gemüt“<sup>24</sup>, das die Handlung durchkreuzt und wohlkalkulierte Verwirrung stiftet.

Es sind gleichzeitig die Ingredienzien des Literaturbetriebes, die Eichen-dorff hier abbildet und karikiert: Ein Autorenkollektiv entwirft eine der Lebenswelt des Publikums nachempfundene Geschichte, deren Inhalt so viel Identifikationspotenzial bieten muss, dass die Grenzen zwischen Realität und Fiktion verschwimmen und die Rezipienten sich darin wiederzufinden glauben. Die Individualität des einzelnen Autors geht in der Masse verloren, und von der persönlichen Bekanntschaft zwischen dem Mäzen und den Dichtern bleibt nurmehr der angestrengte Versuch Letzterer übrig, ihrem unberechenbaren „Gönner“ durch ihre Geschichte ein Denkmal zu setzen – eine atavistische Geste, die durch das Verhalten Publikums *ad absurdum* geführt wird: Zwischen Desinteresse und der Gier nach Neuem hin und her gerissen, lässt der reiche Publikum eine gewaltige Literaturproduktionsmaschine für sich arbeiten, die er, einem Kolonialherrn gleich, seinem Gast, der Gräfin Aurora, präsentiert:

Aurora war ganz verblüfft und wußte nicht, wohin sie in dem Getöse sich wenden sollte, als eine, wie es schien, mit Dampf getriebene ungeheure Maschine durch die Eleganz ihres Baues ihre besondere Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie näherte sich neugierig und bemerkte, wie hier von der einen Seite unablässig ganze Stöße von dicken, in Schweinsleder gebundenen Folianten in den Beutelkasten geworfen wurden, unter denen sie mit Verwunderung den Grafen Khevenhüller nebst andern Chroniken zu erkennen glaubte. Eine große Menge zierlich gekleideter Herren, weiße Küchenschürzen vorgebunden und die feinen Hemdärmel aufgestreift, eilten auf und ab, das Schrotten, Mahlen und Ausbeuteln zu besorgen, während armes, ausgehungertes Volk gierig bemüht war, den Abfall aufzuraffen. – „Das will wieder nicht vom Fleck!“ rief Herr Publikum den Arbeitern zu; „rasch, nur rasch!“ – Darauf führte er die Gräfin in das andere Ende der Maschine und es dauerte nicht lange, so spuckte ein bronzener Delphin die verarbeiteten Folianten als ein zierliches „Vielliebchen“ in Taschenformat und in Maroquin gebunden zu ihren Füßen aus. Publikum überreichte es, als das Neueste vom Jahre, galant der Gräfin. Aurora wollte sich totlachen und steckte das niedliche Dingelchen in ihren Strickbeutel.<sup>25</sup>

Die Kategorien ‚Urheberschaft‘ und ‚Originalität‘ sind obsolet geworden angesichts eines Produktionsmechanismus, der dickleibige, unbequem zu

24 Ebd. S. 26.

25 Ebd. S. 27f.

handhabende „Gelehrtenbücher“ zu wohlgefälligen, leicht verdaulichen Häppchen portioniert. Die dergestalt verfremdeten geistigen Erzeugnisse werden zu einem Accessoire, mit dem sich Adel und wohlhabende Bürger gern schmücken. Das immer „Neueste vom Jahr“ scheint in unablässiger Wahllosigkeit hergestellt zu werden, denn ebensowenig wie die Nachfrage ebbt auch der Nachschub jemals ab.

Der angedeutete sozialrevolutionäre Zündstoff, der freilich von den Akteuren dieses Literaturbetriebs ignoriert wird, liegt in der Tatsache, dass sich das „arme Volk“ (das auch im materiellen Sinn als bedürftig zu begreifen ist), obgleich „ausgehungert“ nach Information und Literatur, damit begnügen muss, die verschmähten Reste aufzusammeln. Die Bildungsware ‚Buch‘ bleibt ein Privileg der Vermögenden, die das Lesen aus einer blasierten Langeweile heraus zu einem Zeitvertreib unter vielen degradieren.

Wie weitsichtig Eichendorff in diesem Szenario nicht nur die gesellschaftlichen Bedingungen des Literaturmarktes seiner Zeit, sondern auch die Entwicklung der Herstellungsverfahren in seiner nächsten Zukunft abbildet, zeigt ein Blick in die Geschichte des Buchhandels: Bereits Mitte der 60er-Jahre gibt es erste Rotationsdruckmaschinen, die „spekulative Massenaufgaben von Büchern und Zeitschriften erst rentabel“ machen und die in den Arbeitsabläufen genau das zur Realität werden lassen, was bei Eichendorff als bildgewaltige Vision noch zwischen beginnender Industrialisierung und Fiktion angesiedelt ist: „Die unersättliche Maschine mußte pausenlos gefüttert werden, die vielgescholtene Überproduktion wurde nun von der lästigen Begleiterscheinung zum notwendigen Übel.“<sup>26</sup>

Rationalisiert und optimiert wird indes nicht nur der Prozess der materiellen Endfertigung des Buches, sondern auch die geistige Arbeit des Autors, der bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch der Nimbus des Geniegedankens anhaftete. Das in *Viel Lärmen um Nichts* auftretende Motiv des Kollektivs der „Novellisten“, die gemeinsam einen literarischen Stoff nach altbewährtem Muster ersinnen, begegnet auch in Wilhelm Hauffs *Die Bücher und die Lesewelt*, einem erstmals 1827 publizierten, karikierenden Rundgang durch die Institutionen der Literaturproduktion und -vermittlung. Der Ich-Erzähler, der den „sonderbaren Gedanken ein Buch zu schreiben“<sup>27</sup> hegt und zu diesem Zweck den Markt sondieren will, kommt mit dem Buchhändler

26 Wittmann. *Geschichte des deutschen Buchhandels* (wie Anm. 1). S. 223.

27 Wilhelm Hauff. *Die Bücher und die Lesewelt*. Ders. *Sämtliche Werke*. Bd. 3. Hg. Sybille von Steinsdorff/Uwe Schweikert. München: Winkler. 1983. S. 55.

Salzer ins Gespräch, der auf den Plan verfällt, eine Romanfabrik zu schaffen: Einige ausgewählte, im Schreibhandwerk erfahrene Personen, „die *Sechseinigkeit*, der neue Unbekannte“<sup>28</sup>, entwerfen Plot und Charaktere, während eine Heerschar von Schreibern mit der Ausführung befasst ist, wobei die Zuständigkeiten in Landschafts- und Stadtbeschreibungen, Kostüme, komische versus tragische Szenen etc. unterteilt werden. Die Vorlagen für den Stoff findet das Schriftstellerkollektiv nicht in der Natur und auch nicht in seiner Erfindungsgabe, sondern in Kupferstichen oder den bereits von anderen zusammengetragenen Sagen- und Liedersammlungen. Das Endprodukt lässt an Originalität entsprechend zu wünschen übrig, denn dem Buchhändler schwebt ein deutscher Walter Scott<sup>29</sup> vor, den er als „Taschenausgabe“ „so wohlfeil als nur möglich“ in einer Auflage von „vierzigtausend“ auf den Markt bringen möchte.<sup>30</sup>

Die Degradierung und Anonymisierung des Autors hat hiermit ihren Höhepunkt erreicht. Die bestimmenden Größen des Literaturbetriebs sind nunmehr die Gesetze des Marktes und ihre ausführenden Organe, die Buch- und Zwischenhändler. Der Autor läuft Gefahr, in die Rolle eines Textlieferanten gedrängt zu werden, der ausschließlich auf die Nachfrage der Rezipienten reagiert. Authentizität und Qualität werden nicht mehr entsprechend entlohnt und gefördert – und scheinen einem Publikum, das das Lesen selbst in bildungsbürgerlichen Kreisen immer mehr als Zeitvertreib begreift, nicht zu fehlen, wie im nächsten Abschnitt näher beleuchtet werden soll.

### 2.3 Der Journal-Lesezirkel und die Lektüre als biedermeierlicher Zeitvertreib: Karl Immermann, *Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken*

In Karl Immermanns satirischem Roman *Münchhausen* (1838/1839) tritt eine der Figuren, der Baron von Schnuck, in relativ hohem Alter einem Journal-Lesezirkel bei. Der verarmte Landadlige, der zurückgezogen in einem

28 Ebd. S. 68; der „Unbekannte“ ist eine Anspielung auf Walter Scott, der zunächst anonym publizierte. Vgl. ebd. S. 450.

29 Walter Scott darf als der „erst[e] Bestsellerautor der neueren englischen Literatur“ sowie als der „populärste fremdsprachige Autor“ in Deutschland gelten. Vgl. David Stechern. *Das Recht in den Romanen von Sir Walter Scott*. Münster u.a.: LIT, 2003, S. 3.

30 Hauff. *Die Bücher* (wie Anm. 27). S. 68.

bauffälligen Schloss lebt, ist aus der Zeit und damit aus der Gesellschaft gefallen. Da er nicht mehr Hof halten kann und keine Besuche empfängt, sind seine Tage von Langeweile geprägt. Bis er auf den Gedanken verfällt zu lesen, „da er gehört hatte, daß damit so viele Menschen ihre Zeit hinbrächten“<sup>31</sup>. Doch die Bücher, die es in der schmalen Bibliothek des Schlosses gibt, treffen nicht seinen Geschmack:

Die Sachen wurden ihm darin alle zu lang und ausgesponnen abgehandelt; der Autor sagte erst oft auf der vierundzwanzigsten Seite, was er mit der ersten gemeint hatte, pflegte überhaupt die Forderung an den Leser zu stellen, daß er seine Gedanken zusammenhalten solle, und dazu konnte sich der Baron in seinen vorgerückten Jahren nicht mehr bequemen. Er wollte Abwechslung, Zerstreung, mancherlei, wie vorlängst in seinen grünen und lustigen Tagen.<sup>32</sup>

Die regelmäßige Kolportage der neuesten Zeitschriften, die „alle Wißbegierigen auf dem Flächenraume der umliegenden vier Quadratmeilen mit Geistesnahrung versorg[t]“<sup>33</sup>, ist dem Baron ein willkommenes Service, der seinem Wunsch nach „mancherlei“ Unterhaltung mehr als entgegkommt:

Der Unternehmer hatte, um die Nebenbuhler in der erwähnten weiten Ausdehnung unrettbar darniederzuschlagen, nicht weniger als sämtliche Zeitschriften des deutschen Vaterlandes in seinen Mappen versammelt. Es fanden sich sonach darin nicht nur die Morgen- die Abend- die Nachmittags- und Mitternachtblätter, sondern auch die Boten für West, Ost, Süd, Nord, Nordwest und Südsüdost; der Gesellschafter und der Eremit; die groben und die eleganten Journale; die Lesefrüchte und die Extrakte aus den Lesefrüchten; die liberalen, die servilen, die rationalistischen, feudalistischen, supranaturalistischen, konstitutionellen, superstitionellen, dogmatischen, kritischen Organe; die Fabelwesen: Phönix, Minerva, Hesperus, Isis; das Ausland, das Inland; Europa, Asien, Afrika, Amerika und die Stimmen aus Hinterpomern; der Komet, der Planet, das Weltall – kurz, im ganzen vierundachtzig Hefte, so daß jeder Teilnehmer am Zirkel die Woche hindurch in jeder der zwölf Tagesstunden ein Journal zu lesen bekam.<sup>34</sup>

---

31 Karl Immermann. *Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken*. Hg. Peter Hasubek. München, Wien: Hanser, 1977. S. 73.

32 Ebd.

33 Ebd. S. 73f.

34 Ebd. S. 74.

In karikierender Weise bildet Immermann hier den Umstand ab, dass Deutschland bereits zu Ende des 18. Jahrhunderts das „zeitungsreichst[e] Land der Erde“ ist, mit einer Auswahl von 200-250 verschiedenen Zeitungen und mehreren hundert, immer wieder wechselnden Zeitschriften.<sup>35</sup> Die niveauvolleren darunter mussten allerdings bereits nach 1800 einen Rückgang des Interesses verzeichnen.<sup>36</sup> Gleichzeitig erscheinen nach den Befreiungskriegen „ungewöhnlich viele neue Periodika auf dem Markt“<sup>37</sup>.

Die Tendenz, die sich hierin andeutet, wird in der Figur des Barons verkörpert: Lektüre wird in Häppchen dargereicht, sie wird zielgruppenorientiert aufbereitet, sie kommt den Alltagsinteressen der Rezipienten nahe genug, um ihnen kein zu hohes Maß an Reflexion und Abstraktion abzuverlangen, andererseits befriedigt sie den Wunsch nach Neuheiten und Sensationen, allerdings immer, ohne den Geist unnötig „zu beschweren“<sup>38</sup>. Anders als Bücher, die oftmals inhaltlich wie auch in ihrer materiellen Gestalt „schwerer“ und zudem teurer sind, fügen sich periodische Presseerzeugnisse perfekt in das Salonleben: Leicht können sie zwischendurch konsumiert werden und bieten in geselliger Runde einen Kommunikationsanlass.

Der Baron indes, der bis zum Eintreffen seines Gastes Münchhausen keine Salongesellschaft auf dem Schloss ins Leben zu rufen vermag und der die „Journale“ in völliger Isolation rezipiert, verlegt sich darauf, diese wie ein ernsthaftes Studienobjekt zu behandeln, das es Ausgabe für Ausgabe durchzuarbeiten gilt – ein Relikt des aufklärerischen, bildungsbürgerlichen Bestrebens, durch das Lesen sein Wissen zu erweitern. Das wahllose Nebeneinander der Artikel, die die verschiedensten Gebiete streifen und einander widersprechende Meinungen wiedergeben, vermag er allerdings nicht einzuordnen. Unreflektiert saugt er alles auf, bis durch das „unendliche Material [...] in seinem Kopfe eine große Verwirrung der Vorstellungen“<sup>39</sup> entstan-

35 Vgl. Holger Böning, „Zeitung, Zeitschrift, Intelligenzblatt. Die Entwicklung der periodischen Presse im Zeitalter der Aufklärung“. *Als die Post noch Zeitung machte. Eine Pressegeschichte*. Hg. Klaus Beyrer/Martin Dallmeier, Gießen: Anabas, 1994. S. 93-103.

36 Vgl. Rolf Engelsing, *Alphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft*. Stuttgart: Metzler, 1973. S. 94.

37 Rudolf Schenda, *Die Lesestoffe der kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert*. München: Beck, 1976. S. 59.

38 Immermann, *Münchhausen* (wie Anm. 31). S. 74.

39 Ebd. S. 75.

den ist. Unfähig, sich auf eine Materie näher einzulassen, erwirbt er eine „universell[e] Scheinbildung“<sup>40</sup>, ein Symptom seiner Zeit, wie Immermann in seinen *Memorabilien* konstatiert. Der Autor betrachtet die Periodika als „Surrogate der Wahrheit, des Erkennens, Erfahrens“<sup>41</sup>. Die Begeisterung des Publikums für eine steigende Anzahl an Zeitungen und Zeitschriften lässt sich in diesem Sinne interpretieren als ein verändertes Leseverhalten, bei dem die Aufmerksamkeit nicht mehr dazu ausreicht, sich widerständigere und vielschichtigere Themen zu erschließen. Das Lesen der Journale ersetzt die zumeist intellektuell herausforderndere und zeitaufwendigere Lektüre eines Buches, zumal das Lesen ohnehin mehr und mehr als gesellschaftlich anerkannte Unterhaltungsmöglichkeit und immer weniger als Bildungsvehikel zu fungieren scheint.

Es ist daher nur konsequent, dass Immermanns Romanfigur, der Baron von Schnuck, aus dem Zirkel austritt und seinen vorübergehenden Zeitvertreib, das Lesen, wiedereinstellt, sobald Münchhausen bei ihm einzieht und der Baron endlich seine lang ersehnte, gesellige Abwechslung in Gestalt von „Erzählabende[n]“<sup>42</sup> ins Leben rufen kann. Die Tatsache, dass der Baron im Begriff steht, die Kulturtechnik des (verständigen) Lesens wieder zu verlernen, kontrastiert in hintergründiger Weise damit, dass Immermann mit seinem *Münchhausen* ein strukturell komplexes Werk geschaffen hat, das hohe Anforderungen an das Publikum stellt. Ein Blick in die Rezeptionsgeschichte zeigt indes, dass die Leser jahrzehntelang unfreiwillig dem Baron nacheiferten, indem sie den Roman auf seinen Unterhaltungswert reduzierten und den Handlungsstrang des *Oberhofs* als eigene Erzählung extrahierten.<sup>43</sup>

#### 2.4 Literaturproduktion und -rezeption unter den Bedingungen der Zensur: E.T.A. Hoffmann, *Meister Floh* / *Erklärung zum Meister Floh*

Das Verständnis von Lesen und Literatur, das sich aus den vorhergehenden Punkten herauskristallisieren lässt, stellt sich als eine Form von Eskapismus dar: Das Bürgertum entdeckt die Lektüre als Möglichkeit der Entspannung

40 Karl Immermann. *Memorabilien*. München: Winkler, 1966. S. 69.

41 Ebd.

42 Immermann. *Münchhausen* (wie Anm. 31). S. 101.

43 Vgl. Peter Hasubek. „Ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes“. *Immermanns „Münchhausen“ und der „Oberhof“*. 150 Jahre Editions- und Rezeptionsgeschichte. Bielefeld: Aisthesis, 2004.

und Ablenkung von einer Alltagswelt, die u.a. aufgrund der fortschreitenden Industrialisierung und der grundlegenden politischen Umwälzungen immer mehr von dem Eindruck der Kontingenz geprägt ist. Die Stoffe, die dabei den besonderen Zuspruch des durchschnittlichen Leihbibliotheksbesuchers finden, sind gerade solche, die ausgesprochen wenig mit der Realität zu tun haben (Historienromane von und à la Walter Scott, Ritter- und Gespenstergeschichten).<sup>44</sup>

Mögen Teile der Bevölkerung das Lesen zwar als biedermeierliche Rückzugsmöglichkeit begreifen, so treibt die Obrigkeit doch die Sorge um angesichts einer wachsenden Leserschaft. Gepaart mit der Angst vor einer unzufriedenen Bevölkerung, die sich aus ihrer Unmündigkeit befreien könnte, führt dies unter Metternich zu einem beispiellosen Ausbau des Zensur- und Überwachungsapparates. Die Kontrollmaßnahmen stoßen dabei eine Entwicklung an, die sich gegenläufig zu den oben umrissenen Erwartungen und Vorstellungen einer bestimmten Lesergruppe verhält. Denn der Text wird unter Generalverdacht gestellt und mit ihm alle, die an seiner Produktion und Verbreitung beteiligt sind: der Autor, der Setzer und Drucker, der Buch- und Zwischenhändler, der Bibliothekar und schließlich der Rezipient, den die politische Realität, der er sich durch einen vermeintlich „harmlosen“ Zeitvertreib ja gerade ein Stück weit entziehen wollte, somit einholt.

Der Versuch, die kommunikativen Rahmenbedingungen auszublenden und das literarische Werk als ein aus allen Zusammenhängen gelöstes Phänomen zu betrachten, ist damit hinfällig. Umgekehrt wird vielmehr die fiktionale Welt mit der realen gleichgesetzt und der Autor als empirische Person für die durch seinen Text hervorgerufenen Vorstellungen und Reaktionen haftbar gemacht. Als eindrucksvolles Fallbeispiel kann dies E.T.A. Hoffmanns *Meister Flob* (1822 erstmals in zensurierter Fassung erschienen) illustrieren. In der Figur des Geheimen Hofrats Knarrpanti prangert Hoffmann die Demagogenverfolgung der preußischen Behörden an, wie er sie selbst während seiner Tätigkeit in der „Immediat-Untersuchungskommission zur Ermittlung hochverräterischer Verbindungen und anderer gefährlicher Umtriebe“ erlebte. Knarrpanti – vom Polizeidirektor von Kamptz durchaus zutreffend als satirische Replik auf seine Person interpretiert – reißt dabei wahllos jede Form der schriftlichen Äußerung (Tagebuch, Briefkorrespondenz, „ja jedes

---

44 Zur Klassifizierung der beliebtesten Lesestoffe in der Leihbibliothek vgl. Hauff. *Die Bücher* (wie Anm. 27). S. 57-61.

Zettelchen das vorgefunden<sup>45</sup>) des der Entführung bezichtigten Peregrinus Tyß aus ihrem Zusammenhang und deutet sie im Hinblick auf eine völlig haltlose Anklage. Sein Agieren scheint ohne Sinn und Verstand, zielt aber freilich darauf ab, durch diesen Prozess – um dessen Widersinn Knarrpanti selbst weiß – seine Karriere zu befördern.

Knarrpanti blieb dabei, daß selbst der Zusammenhang die Sache nicht bessere, da es eben arglistige Schlaueit der Verbrecher sei solche Äußerungen so zu verhüllen daß sie auf den ersten Blick für ganz indifferent, für ganz unschuldig gelten könnten. Als besonderen Beweis solcher Schlaueit machte der tief sinnige Knarrpanti den Abgeordneten auf einen Vers aufmerksam der in Peregrinus Papieren vorkam und worin von einer *endlosen Führung* des Schicksals die Rede war. Nicht wenig tat sich Knarrpanti auf die Sagazität zu gute mit der er sogleich herausgefunden, daß das Wort Entführung in jenem Verse getrennt worden um es der Aufmerksamkeit und dem Verdacht zu entziehen. –<sup>46</sup>

In der Operation Knarrpantis zeigt sich eine Konsequenz der Zensur, die nicht ohne Auswirkungen auf das Verständnis von literarischer Kommunikation bleiben kann: Dem Text (in diesem Fall sogar dem, der nicht der Öffentlichkeit zugedacht ist) wird jede Form der Autonomie abgesprochen, d.h. seine Aussagen werden mit den Intentionen des Autors als empirische Person gleichgesetzt. Des Weiteren wird die interpretative Distanz zwischen Textproduzent und Rezipient völlig ignoriert, die Größe eines möglichen Missverstehens wird nicht einberechnet, und der Zensor geht von der Annahme aus, dass sein (lückenhaftes) Textverständnis die Aussage des Schriftstückes ganz im Sinne des Autors zu dechiffrieren vermag.

In E.T.A. Hoffmanns *Erklärung* zu seinem satirischen Märchen, seinem „Vermächtnis als Jurist und Künstler“<sup>47</sup>, versucht der Autor denn auch nicht nur, sich selbst vor der Maschinerie der Demagogenverfolgung, die Kampfz gegen ihn in Gang setzt, zu verteidigen, sondern er verknüpft dies auch geschickt mit einem Beharren auf der Autonomie des literarischen Werks, wobei er als Referenz nicht zufällig den gefeierten Jean Paul anführt, in dessen Schatten die Kritik Hoffmann selbst so oft sah<sup>48</sup>:

45 E.T.A. Hoffmann. *Meister Floh*. Ders. *Sämtliche Werke* (wie Anm. 9). Bd. 6. S. 391.

46 Ebd. S. 394.

47 Friedhelm Auhuber. „Meister Floh“. *E.T.A. Hoffmann* (wie Anm. 14). S. 392.

48 Vgl. Claudia Stockinger. „Fantasiestücke in Callot's Manier“. *E.T.A. Hoffmann* (wie Anm. 14). S. 87-88.

Jedem humoristischen Schriftsteller, wie z.B. Rabener, Hamann, Lichtenberg, Kaestner, so wie dem neuen Jean Paul Friedrich Richter ist es wohl so gegangen, daß die Leute sich abmühten, den Gebilden, die das Erzeugnis ihres Geistes waren, lebende Originale unterzuschieben, die jene nicht einmal kannten. Auch mir ist es häufig so gegangen, u[nd] ich habe wie jene Männer den Verdruß erlebt, daß Menschen sich mir plötzlich feindlich zeigten, denen geschäftige Zwischenträger weisgemacht hatten, daß ich sie in meinen humoristischen Werken aufgestellt [...].<sup>49</sup>

Hoffmanns Kampf gegen die Willkür der Obrigkeit, die sich anschickt, Gedanken anstelle von Taten zu ahnden, ist gleichzeitig auch einer gegen ein grundsätzliches Missverstehen der Möglichkeiten und Funktionen eines literarischen Textes, der nie in unmittelbarer Weise Rückschlüsse auf die Lebenswelt des Autors und seiner Leser zulässt.

Die Methoden der Zensur und die sich aus ihr ergebenden Konsequenzen für die Schriftsteller sind insgesamt als ein ernstzunehmender „Störfall“ für die Ausbildung einer literarischen Öffentlichkeit zu begreifen, durch den nicht nur das Selbstverständnis der Autoren, sondern auch das der Leser nachhaltig beeinflusst wird: Ein allmählich größer werdendes bürgerliches Publikum, das noch zögerlich die Lektüre als gesellschaftlich anerkannte Betätigung für sich entdeckt, wird nun Zeuge der Kriminalisierung von Büchern und ihrer Autoren. Schlimmstenfalls kann dies die erneute Abkehr von der Literatur nach sich ziehen – bzw. in jedem Fall das Misstrauen gegenüber jedwedem Text, der einen höheren Anspruch erhebt, als den Leser nur in möglichst realitätsferne Welten zu entführen.

### 3. Die Dekonstruktion der literarischen Kommunikationssituation als Ausdruck einer grundlegenden Erschütterung der Produktions- und Rezeptionsbedingungen

Die angeführten Beispiele sind Indikatoren, die von einer grundlegenden Veränderung der Bedingungen der literarischen Produktion und Rezeption zeugen. Gleichzeitig zeigen sie auch, dass die Erscheinungen dieses Umbruchs bereits in hohem Maße in das Bewusstsein der Akteure vorgedrungen sind. Ehe auf die Konsequenzen dieser werkimmanenten Reflexion hinzuweisen

49 E.T.A. Hoffmann. *Erklärung zu „Meister Floh“*. Ders. *Sämtliche Werke* (wie Anm. 9). Bd. 6. S. 521.

ist, sollen hier noch einmal die anhand der Textauszüge skizzierten Phänomene zusammengefasst werden:

- Der Autor sieht sich wie in *Des Veters Eckfenster* mit einer neuen Leserspezies konfrontiert, auf die er nicht vorbereitet ist: Das Publikum der Leihbibliotheken ist weder an der Originalität des einzelnen Werkes noch an der Person des Urhebers interessiert. Eine Begegnung zwischen Autor und Rezipienten gestaltet sich als eine Persiflage auf das noch während der Romantik gepflegte Ideal einer Seelenverwandtschaft zwischen dem Dichturfürsten und der handverlesenen Schar seiner Anhänger. Angesichts einer heterogener werdenden Leserschaft kann sich der Textproduzent kaum noch eine Vorstellung von seinen Rezipienten machen. Die Gefahr, dass sein Werk nicht das „richtige“ Publikum erreicht bzw. entgegen seiner Intention dechiffriert wird, ist allgegenwärtig.
- Das Buch ist zu einer austauschbaren Dutzendware geworden, dessen industriell perfektionierte Reproduzierbarkeit nicht ohne Auswirkung auf diejenigen bleibt, die am Produktions- und Distributionsprozess beteiligt sind. Nicht nur die Buchhändler und Bibliothekare setzen auf die Masse und die zunehmende Uniformität des Artikels ‚Unterhaltungsliteratur‘, sondern auch die Schriftsteller lassen sich weniger vom Ideal der kreativen Schaffenskraft als vielmehr von den Erfordernissen des Marktes leiten.
- Das Publikum, das sich durch eine langsam steigende *literacy* und preisgünstigere Ausgaben sowie die Leihbibliotheken allmählich auf kleinbürgerlichere Kreise erweitert, begreift das Lesen zunehmend als Zeitvertreib. Der Gedanke der Bildung und Belehrung tritt in den Hintergrund. Die Demokratisierung einer vormals elitären kulturellen Beschäftigung hat gleichzeitig deren partielle Entwertung zur Folge – zumindest aus Sicht der Intellektuellen. Autoren, die sich dem Massengeschmack verweigern, drohen zu Ladenhütern zu werden.
- In eine ohnehin fragile kommunikative Konstellation, in der die Rollen der Akteure neu verhandelt werden müssen, schaltet sich als weiterer Störfaktor die Obrigkeit ein. Autoren müssen nicht mehr nur die Reaktionen eines sich diversifizierenden Publikums vorhersehen, sondern auch die Kontrolle der Zensurbehörden, die mitunter existenzielle Folgen haben kann. Als Notlösung bleiben ihnen grundsätzlich die beiden Möglichkeiten, zu verstummen bzw. ihr Werk *a priori* jeder auch nur annähernd verdächtigen Äußerung zu berauben, oder aber kritische Botschaften zu verschlüsseln – womit sie riskieren, einen Teil ihrer potenziellen Leserschaft

zu verlieren. Das ebenfalls verunsicherte Publikum wiederum wird sich verstärkt von den als „zweifelhaft“ deklarierten Autoren abwenden zugunsten einer Literatur, die es verdient, als harmlos und absichtslos etikettiert zu werden.

Während die zitierten Textstellen sich damit „begnügen“, den Umbruch des Literaturmarktes auf der inhaltlichen Ebene zu reflektieren, wird die Kontingenz-Erfahrung von den Autoren auch auf die formale Ebene ihrer Werke übertragen – nicht zuletzt von Karl Immermann in seinem *Münchhausen*: Neben der Tatsache, dass zwei auf den ersten Blick unabhängig voneinander existierende Handlungsstränge (das Geschehen auf dem erwähnten Schloss Schnick-Schnack-Schnurr und die Ereignisse auf dem idyllisch-archaisch gezeichneten Oberhof) eine inhaltliche „Zweiteilung“ des Romans suggerieren, setzt Immermann die Fiktion der „Verheftung“ der Kapitel als Irritationsstrategie ein. Das *Erste Buch* setzt mit dem *Eilften Kapitel* ein. Nach dem *Fünfzehnten Kapitel* ist eine *Korrespondenz* zwischen dem „Herausgeber“ und „seinem Buchbinder“ zwischengeschaltet.<sup>50</sup> Die Figur des Buchbinders, der beim Entstehungsprozess des Werkes eigentlich weit unter dem geistigen Urheber rangiert, geriert sich dabei als bestimmende Kraft: Nicht versehentlich, sondern absichtlich habe er die Chronologie der Narration aufgebrochen. Sein Vorgehen verteidigt er mit Blick auf die Kenntnisse des Marktes. Der „Herausgeber“ fügt sich resignativ dem Ratschlag des Buchbinders; das Hauptaugenmerk des Produktionsprozesses verschiebt sich damit zugunsten ursprünglich sekundärer und tertiärer Stationen, während der primäre Akt – die mentale Gestaltung des Stoffes – an Priorität verliert.

Die Rolle des Autors verschwindet in diesem Modell nicht nur hinter einer Herausgeberfigur, wie bereits von E.T.A. Hoffmann *par excellence* vorgeführt (sein *Kater Murr* mag Immermann unter anderem Anlass und Vorbild für die Struktur seines *Münchhausen* gewesen sein), sondern wird von einer übermächtigen Instanz des materiellen Herstellungsprozesses verdeckt. Als ironische Replik auf den Autorennimbus tritt im *Münchhausen* der „Schriftsteller Immermann“ auf, der gleichsam sein entlaufenes Sujet zu fassen versucht und schließlich vor der Eigendynamik der Ereignisse kapitulieren muss.<sup>51</sup>

50 Vgl. Immermann. *Münchhausen* (wie Anm. 31). S. 48-53.

51 Vgl. ebd. S. 546ff.

Immermanns *Münchhausen* ist bis in die Form und Struktur hinein durchdrungen von einem tiefen Zweifel, den der Autor bereits in den *Epigonen* (1836) thematisiert:

Lassen wir das Publikum! – Es gibt kein Publikum mehr. Dieses Wort setzt eine Anzahl empfänglicher Hörer voraus. Wer hört nun noch und wer will empfangen? Leicht ist es, hierüber verdrießlich zu werden und zu schelten, schwerer, das Phänomen in seinem Ursprunge zu begreifen, in seinen Folgen mit Gleichmut zu erdulden.<sup>52</sup>

Mit Gleichmut hat Immermann diese Zeiterscheinung eines Publikums, das seinen Namen nicht mehr verdient, da es zur Rezeption nicht mehr fähig oder willens ist, nicht hingenommen. Stattdessen hat er seine Desillusionierung in den Mittelpunkt des Romans *Münchhausen* gestellt, der den Rezipienten permanent, sowohl auf der Handlungs- als auch auf der Metaebene, in seinem am traditionellen Modell der literarischen Kommunikation festgemachten Selbstverständnis erschüttert.

Immermann gehört damit bereits einer literarischen Moderne an, die die zunehmende Distanz zwischen Autor und Leser reflektiert und die Bedingungen der Kommunikation metapoetisch bricht, bis hin zu ihrer eigenen Dekonstruktion.

---

52 Karl Immermann *Die Epigonen*. Ders. *Werke in fünf Bänden*. Hg. Benno von Wiese. Frankfurt/M.: Athenäum, 1971-1977. Bd. 2. S. 511.



Christoph Schmitt-Maaß (Halle/S.)

„Ein nothwendiges Product dieser Zeit und der eigentliche Spiegel ihrer selbst“ (Robert Prutz)

Die poetologische Reflexion der Vormärzliteratur auf geänderte Produktionsverfahren

Wollt ihr einen raisonnierenden Roman schreiben? –  
Nichts leichter als das; die ganze Welt, ihr mit inbegriffen,  
steckt ja voller Raisonement.

Hermann Marggraff. *Deutschland's jüngste  
Literatur- und Culturepoche* (1839).<sup>1</sup>

## I. Vorüberlegungen

Der Breslauer Staatswissenschaftler Johann Schön (1802-1839) veröffentlichte 1833 eine *Allgemeine Geschichte und Statistik der Europäischen Civilisation*. Darin setzt er sich im zweiten Kapitel mit dem Titel „Lektüre“ in drei Paragraphen auch mit den „Leihbibliotheken“, der „literarischen Produktion“ und der „periodischen Presse“ auseinander.<sup>2</sup> Ungeachtet der Tatsache, dass Schöns konservative Kunstauffassung dem Idealismus verpflichtet ist, und die Frage, ob die von ihm dargebotenen Statistiken einer wissenschaftlichen Überprüfung standhalten, außer acht lassend, interessiert hier seine Auffassung, dass Literatur ‚Produktion‘ sei, also ein zumindest handwerklicher, wenn nicht gar fabrikmäßiger Herstellungsprozess. Zudem vollzieht er einen argumentativen Dreischritt, wenn er von der Erfindung der Buchdruckkunst auf den Marktwert des Lesens schließt, von diesem auf die Zunahme des literarischen Angebots und von diesem wiederum auf neue Distributionsformen wie literarische Journale.

Schöns Argumentation ist wesentlich dialektisch, vermerkt er doch, dass zum einen die Zahl der Leser zugenommen habe, dass aber andererseits durch das gesteigerte Lektürebedürfnis („Nachfrage“) v.a. mindere Stoffe

---

1 Hermann Marggraff. *Deutschland's jüngste Literatur- und Culturepoche. Charakteristiken*. Leipzig: Engelmann, 1839. S. 364.

2 Johann Schön. *Allgemeine Geschichte und Statistik der Europäischen Civilisation*. Leipzig: Hinrichs, 1833. S. 183-195. Im Folgenden unter Angabe der Seitenzahl im Text zitiert.

„geliefert“ würden (186). Dieser „Zeitgeist“ (186) führe nun dazu, „daß die literarische Produktion mit der ökonomischen das Massenhafte und Fabrikartige gemein hat“. (186)

Schön hält mit seiner Studie im Rahmen der statistischen Staatswissenschaft die geänderten Produktionsbedingungen der Vormärzliteratur<sup>3</sup> fest, und zwar auf einer (hier nicht wiedergegebenen) ‚empirischen‘ Grundlage, die sich durch philosophische, ökonomische und literaturhistorische Reflexionen zur Bedeutung von ‚Produktion‘ von Literatur spezifizieren ließe. Schöns Analyse wird von der modernen Buchforschung bestätigt.<sup>4</sup> Was Schön (und auch die Buchforschung) nur unzureichend perspektiviert, ist die – zumindest in der ‚fortschrittlichen‘ Literatur diskutierte – Frage, was Literatur sei und zu welchem Zweck man sie schreibe (und, direkt aus dieser Fragestellung hervorgehend, entwickelte sich die Frage, was Literaturgeschichte sei und zu welchem Zweck man ihr Studium betreibe). Mit dieser Debatte verlagerte sich die politische Fragestellung – die aus der Unterdrückung des prosperierenden Bürgertums herrührte – auf eine ideologische Fragestellung, die Wissenschaft, Philosophie und Literatur (als relevante Teilsysteme dieses Diskurses) aufwertet. Diese Teilsysteme sind nun nicht länger einer politischen Interpretation der Geschehnisse verpflichtet und damit zwangsläufig zur bloßen Bestandsaufnahme verurteilt – Hegels Eule der Minerva klingt an<sup>5</sup> –, vielmehr formulieren sie einen aktiven Gestaltungsanspruch.<sup>6</sup>

- 
- 3 Zur Strukturveränderung des Literaturmarktes vgl. exemplarisch Udo Köster. *Literatur und Gesellschaft in Deutschland 1830-1848. Dichtung am Ende der Kunstperiode*. Stuttgart: Kohlhammer, 1984 sowie Ulrich Kinzel. „Die Zeitschrift und die Wiederbelebung der Ökonomik. Zur ‚Bildungspresse‘ im 19. Jahrhundert“. *DVJs* 67 (1993): S. 669-716 und Peter Uwe Hohendahl. *Literarische Kultur im Zeitalter des Liberalismus 1830-1870*. München: Beck, 1985. Aus rezeptionsgeschichtlicher Perspektive: Rudolf Schenda. *Völk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910*. München: Deutscher Taschenbuchverlag, 1977.
  - 4 Vgl. Udo Köster. „Marktorientierung und Wertkonservatismus“. *Zwischen Goethezeit und Realismus. Wandel und Spezifik in der Phase des Biedermeier*. Hg. Michael Titzmann. Tübingen: Niemeyer, 2002 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 92). S. 215-236.
  - 5 Georg Wilhelm Friedrich Hegel. „Grundlinien der Philosophie des Rechts [1821]“. Ders. *Sämtliche Werke*. Hg. Hermann Glockner. Stuttgart/Bad Cannstatt: Frommann, 1964. Bd. 7, S. 36f.
  - 6 Vgl. Karl Marx. „11. These über Feuerbach“ [1845]. *MEW*, Bd. 3, S. 5.

Keineswegs reagierte also die ‚Hochliteratur‘ einseitig auf die veränderten Bedingungen. Die aufkommenden neuen Literaturformen – Journalismus, Handwerker- und Arbeiterlieder, Flugschriften, v.a. aber die vielgelesene ‚Trivilliteratur‘ in Form von Fortsetzungs- oder Groschenromanen – transportieren die technischen, sozialen und wissenschaftlichen Revolutionen dieser Zeit für ein breiteres Publikum, sind Produkt und Faktor der sich verändernden Funktionsbestimmung von Literatur zugleich. Diesen Umbruch bemerkten auch die Zeitgenossen: Erinnerung sei etwa daran, dass Ludwig Feuerbach 1841 im *Wesen des Christentums* zwischen romantischer Systemphilosophie und veränderten Produktionsbedingungen zu vermitteln sucht<sup>7</sup> und dass Karl Marx 1867 im *Kapital* mit dem Aufkommen der technischen Produktion das geschichtliche Ende der natürlichen Welt einläutet und damit nicht nur die metaphysische Ontotheologie verabschiedet, sondern den Menschen als Produzenten seiner Welt darstellt.<sup>8</sup> Robert Prutz nimmt hierzu 1845 in *Ueber die Unterhaltungsliteratur* eine Mittlerstellung ein, indem er die Veränderungen der vormärzlichen Literatur begrüßt und die neu entstandenen Literaturformen als „ein nothwendiges Product dieser Zeit und de[n] eigentliche[n] Spiegel ihrer selbst“<sup>9</sup> bezeichnet.

Dieser letzte Satz ist zugleich Ausgangspunkt meiner Überlegungen, denn er ist mehrdeutig: Literatur ist ein Spiegel ihrer Zeit, sie ist aber zugleich auch ein Spiegel ihrer selbst. Mit anderen Worten: Literatur ist in der Umbruchsituation aufgefordert, nicht nur diese, sondern auch sich selbst im Rahmen ihrer geänderten Produktionsmöglichkeiten (und das sind nun einmal die spezifischen Darstellungsmodi der Literatur) zu reflektieren. Es scheint also ein Perspektivwechsel gegenüber der älteren Vormärzforschung angebracht. Die Literatur der Jahre zwischen 1815 und 1848 wäre dann nicht länger ein vornehmlich politischer, sondern ein poetologischer Akt, also eine durch neue Produktionsbedingungen erzwungene Form der poetischen Selbstreflexion – und zwar mit den Mitteln der Poesie selbst. Ziel einer solchen Poetologie wäre also die Darstellung der veränderten Bedingungen

---

7 Ludwig Feuerbach. „Das Wesen des Christenthums“. *Ludwig Feuerbach's Sämmtliche Werke*. Leipzig: Wiegand, 1849. Bd. 7, S. 298.

8 Karl Marx: „Das Kapital“ [1867]. *MEW*, Bd. 23, S. 57.

9 Robert Prutz: „Ueber die Unterhaltungsliteratur insbesondere der Deutschen“. Ders. *Kleine Schriften zur Politik und Literatur*. 2 Bde. Merseburg: Garcke, 1847. Bd. 2, S. 166-212, hier S. 185.

im Medium der Literatur: ‚Dichtung‘ stellt sich und ihre Verfahrensweisen dar.<sup>10</sup>

Im Sinne einer Poetologie werden so die literarischen Reflexionsmuster der Literatur auf ihre ureigensten Produktionsverhältnisse rückbezogen, ohne in Literatur wenig mehr als einen Spiegel der gewandelten technischen und sozialen Realitäten zu sehen: Vielmehr reicht die Reflexionsfähigkeit der Literatur bis in die syntaktische und semantische Gestaltungsebene hinein.

## II. Literarische Programmatik

Die Literatur der Zeit ist auch der Ort, an dem über die veränderten Produktions- und Distributionsbedingungen reflektiert wird – angesichts der Ablösung von Gänsekiel und Tintenglas durch Füllfederhalter und Rotationsmaschinen häufig im melancholischen Gestus. Aus der Fülle des Materials seien einige wenige Beispiele benannt, um die Virulenz dieser Neuordnung und deren Thematisierung in der Literatur zu dokumentieren. So fasst Joseph von Eichendorff unter konservativer Perspektive 1857 die Literatur seiner Gegenwart im bezeichnenden Kontrast von ‚genialer Poesie‘ und ‚populärer Massenware‘:

Eine maßlose Konkurrenz mag für alles Fabrikwesen ganz dienlich sein; hier [bei der Literatur] führt sie selbst zur Fabrikation. Der arme Poet, wenn er wenigstens auf ein Dezennium unsterblich werden will, muß unausgesetzt seine Rivalen in der Gunst der chaotischen Menge durch immer neue Knalleffekte auszustechen suchen; und so erzeugt sich fortwährend ein ekelhaft zärtliches Verhältnis und Liebäugeln zwischen Dichterpöbel und Lesepöbel. [...] Die wahre Poesie ist indes glücklicherweise, wenngleich in der äußerlichen Form verwundbar, doch in ihrem Grundwesen unverwüsthlich.<sup>11</sup>

Anders fällt dagegen das Urteil der Vormärz-Dichter in ihrer literarischen Darstellung aus: Georg Herwegh etwa betont die Rolle des Schriftstellers als ‚Literaturfabrikant‘ ohne pejorative Akzentuierung:

10 Vgl. Sandra Pott. *Poetiken. Poetologische Lyrik, Poetik und Ästhetik von Novalis bis Rilke*. Berlin/New York: de Gruyter, 2004.

11 Joseph von Eichendorff. „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands [1857]“. Ders. *Werke*. Hg. Jost Perfahl u.a. München: Winkler, 1970. Bd. 3, S. 529-925, hier S. 606.

Auch dem schlechtesten Schriftsteller, dem geringsten Fabrikanten, darf und kann die Hand nicht gebunden werden. Ganz heben wird sich das Übel nicht lassen, wohl aber unschädlicher machen. Die junge Literatur war zwar noch nicht so glücklich, das Beifallslächeln der deutschen Professoren und Pedanten zu erringen, doch wußten ihre reinsten Repräsentanten wenigstens bei den Buchhändlern und der Elite der deutschen Jugend sich einigen Kredit zu verschaffen.<sup>12</sup>

Das „wahre[] Wunder jetziger Büchnerschnellfabrikation oder Schnellbücherfabrikation“ (Immermann)<sup>13</sup> legitimiert sich daher immer auch als demokratisches Verfahren – freilich weniger mit Blick auf die *res publica literaria* der Gelehrten als mit Blick auf die Marktwirtschaft und die bürgerliche Leserschaft. Bourdieus Feldtheorie vorwegnehmend, postuliert Karl Gutzkow 1836, dass der „Eigennutz“, den der „Capitalist“ aus der Produktion marktgängiger Bücher ziehe, immer auch in einen „höheren Schmelz [...] als den des Goldes“ umgemünzt würde, nämlich in „moderne[] Bildung“.<sup>14</sup> Die Erschließung des literarischen Marktes durch literarische Produktionen sei daher wünschenswert, weil so neue Käuferschichten gewonnen würden, die sich zunehmend auch „dem Reich der Ideen“, namentlich Schiller und Goethe, zuwenden würden.<sup>15</sup>

### III. Literaturgeschichtliche Diagnostik

Nicht nur die Dichter, auch die Literaturgeschichtsschreibung des Vormärz hatte die Veränderungen im Gefüge der literarischen Produktionsverhältnisse registriert und mit einem Modus der Abwehr oder zumindest der Melancholie indiziert. Angefangen mit Wienbargs *Ästhetischen Feldzügen* (1834), Heines *Romantischer Schule* (1835), oder Mundts *Die Kunst der deutschen Prosa* (1837) sortiert sich die Literaturgeschichtsschreibung infolge der schwindenden Erklärungskraft der Systemphilosophie neu.

12 Georg Herwegh. „Über Schriftstellerassoziationen“ [1840]. Ders. *Werke in drei Teilen*. Hg. Hermann Tardel. Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart: Bong, [1909]. Bd. 2, S. 178-191, hier S. 190.

13 Karl Leberecht Immermann. „Münchhausen“ [1839]. Ders. *Werke*. 5 Bde. Hg. Benno v. Wiese. Frankfurt/M./Wiesbaden: Athenäum, 1971-1977, Bd. 3, S. 19.

14 Karl Gutzkow. *Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur*. Stuttgart: Balz, 1836. S. XXII.

15 Ebd. *Beiträge* (wie Anm. 14). S. 4.

Angesichts der explodierenden Romanproduktion konstatiert der liberale Literaturkritiker und Journalist Hermann Marggraff 1839 für *Deutschland's jüngste Literatur- und Culturepoche*, dass der Roman „mehr als jede andere poetische oder prosaische Gattung fabrikmäßig betrieben“ werde.<sup>16</sup> Unter ‚fabrikmäßig‘ versteht Marggraff offenbar ein spezielles poetisches Produktionsverfahren, das sich aus gewandelten Distributions- und Produktionsweisen erklärt. „[D]er Roman geht am besten, er wird am meisten gesucht, am meisten honoriert, am meisten gelesen“ (364) – mit diesen Worten benennt Marggraff den Wandel auf der Publikumsseite, also auf Seiten der Abnehmer. Für die Produzenten gilt: „[D]ie Sprache hat man so ziemlich weg, Formular und Schema sind vorhanden, die Moses und Propheten der Romantik, von Walter Scott bis tiefhinunter zu Tromlitz.“ (364) So liest sich denn auch Marggraffs Bekenntnis zum ‚demokratischen Genre‘ (die Angst vor der ‚Pöbelherrschaft‘ schwingt zugleich mit<sup>17</sup>) des Romans als ironische Brechung:

Der Roman, das sogenannte moderne Epos, ist das allgemeine Futter der Lesewelt, jeder Magen ist ihm Recht, er erkennt keinen Unterschied der Stände an, er bringt, demokratisch wie er ist, eine gewisse Gleichmäßigkeit der Anschauungen und Empfindungen in die hohen und niedern Stände [...]. (363)

Die dialektische Perspektive Marggraffs – der Markt hat sich verändert, und die Romanformen spiegeln dies wider – synthetisiert in der Feststellung, dass man heute vorzugsweise ‚raisonnierende Romane‘ schreibe, dass also die Romane eine reflexive Ebene entfalten, die – das ist im Folgenden zu zeigen – sich nicht nur durch ihre Handlungsstruktur als reflektiert erweisen, sondern die darüber hinaus die Reflexionen auf die geänderten Produktionsbedingungen in die Romanform beziehen.

1847 veröffentlichte Robert Prutz seine Studie *Ueber die Unterhaltungsliteratur insbesondere der Deutschen*.<sup>18</sup> Die Unterhaltungsliteratur existiere

16 Marggraff. *Deutschland's jüngste Literatur- und Culturepoche* (wie Anm. 1). S. 364. Im Folgenden mit Seitenzahlen im Text zitiert.

17 Vgl. Wolfgang Menzel. *Die deutsche Literatur*. Stuttgart: Hallberger, 2. Aufl. 1836. S. 29.

18 Prutz. *Unterhaltungsliteratur* (wie Anm. 9). Zu Prutz allgemein vgl. Edda Bergmann. *Ich darf das Beste, das ich kann, nicht tun. Robert Eduard Prutz (1816-1872) zwischen Literatur und Politik*. Würzburg: Ergon, 1997 (Spektrum Politikwissenschaft, Bd. 1).

allein für den Augenblick und gehe mit ihm auch unter.<sup>19</sup> Prutz wiederholt zunächst das bekannte Argument: dass Unterhaltungsliteratur künstlerisch wertlos sei (166). Dann aber räumt er mit einem literatursoziologischen Vorurteil auf: Nicht nur die Arbeiter, sondern auch der Mittelstand greife „nach der compacten Speise der Unterhaltungsliteratur“ (171), selbst „die höchsten Kreise der Gesellschaft“ suchten in allem – sei es Politik, Verwaltung oder eben Literatur – bloß „Zeitvertreib“ (172). Die Armen seien zu roh, der Mittelstand zu beschäftigt und die Oberschicht zu überreizt und verwöhnt, als dass eine dieser drei Schichten etwas anderes lese als Unterhaltungsliteratur.

Keinesfalls sei es nun Aufgabe der Literaturgeschichte, den „ästhetischen Indifferentismus“ (173) des Publikums zu verachten: „Das Publikum ist überhaupt nicht da, um Reflexionen zu machen und Vergleiche anzustellen; es geht frisch auf die Sache los, genießt, was es verdauen kann, [und] läßt liegen, was ihm nicht schmeckt.“ (174) Selbst „Kritiker und Gelehrte[]“ läsen Unterhaltungsliteratur, wenn auch heimlich.

In einem historischen Exkurs macht Prutz einen Bruch zwischen der antiken Literatur und der modernen aus: Diese sei in sich ruhend und einheitlich, jene reflexiv und vielfältig (180). Daher hätten Griechen wie Römer keine Unterhaltungsliteratur gekannt, vielmehr sei von Homer bis Alexander alle Literatur ‚Volksliteratur‘. In der Literatur der Moderne habe die ‚Reflexionsliteratur‘ jedoch die ‚Volksliteratur‘ „überwältigt“ (183). Sein Fazit lautet:

Wie also die antike Welt aus zwingenden inneren Gründen keine Unterhaltungsliteratur haben konnte, eben so ist in der modernen Zeit die Unterhaltungsliteratur ein *nothwendiges* Product dieser Zeit und der eigentliche Spiegel ihrer selbst. (185)

Damit hat Prutz den – wie er schreibt – ‚deduktiven‘ Teil seiner Beweisführung abgeschlossen, der sich in der Argumentation nicht grundlegend von kulturkonservativen Kritikern unterscheidet, aber die literatursoziologische Beschränkung (Unterhaltungsliteratur als Literatur der unteren Klassen) aufhebt und zugleich durch ein Kulturverfallsmodell die zeitgenössische Wirkung der Unterhaltungsliteratur legitimiert.

Prutz eröffnet jedoch noch einen zweiten – induktiven – Argumentationsstrang, der der Frage nachgeht, ob die geänderten Produktionsverhältnisse

---

19 Prutz. Unterhaltungsliteratur (wie Anm. 9), S. 166. Im Folgenden unter Angabe der Seitenzahlen im Text zitiert.

in der „Buchdruckerkunst“ „die großen Massen des Volkes“ (185) mit der Literatur bekannt gemacht hätten, wie dies im Fortschrittseuphemismus der Vormärzzeit, die in der Dampfkraft die Vollendung der Druckerpresse sah, anklingt (187). Prutz bescheidet negativ, dass die Erfindung der Druckerpresse nicht Voraussetzung, sondern Effekt eines gewandelten öffentlichen Bewusstseins sei, dass mithin die Literatur der Gegenwart kein „unmittelbares Product des Lebens“ mehr sei, sondern ein „Erzeugnis der Kritik“ (188), d.h. sie ist „Medium der Reflexion“, und es fehlt ihr an „Unmittelbarkeit“ (190). Das Schicksal der deutschen Literatur sei, dass sie geschrieben werde „von Literaten für Literaten. Die Massen haben sie preisgegeben: was Wunder, daß sie ihre Unterhaltung anderswo suchen, als bei uns?“ (191) Die Literatur der Deutschen sei folglich keine politische, sondern ein „Wolkenkuckucksheim“ (192), bei dem die Literatur sich von der Literatur nähre (193).

Gegen diese ästhetizistische ‚Reflexionsliteratur‘ treten die Unterhaltungsschriftsteller mit ihren ‚Lectürebüchern‘ an. In Frankreich gebe es den [!] „größten Dichter der Jetztzeit“ Georges Sand, in Großbritannien Walter Scott und Charles Dickens, in Deutschland hingegen fehle es an Vermittlern zwischen ‚hoher‘ und Unterhaltungsliteratur.<sup>20</sup> Der „Beifall des Marktes“ (197) und die „Effecte“ (199) gelten in Deutschland als verachtenswert, und Erfolgsautoren erscheinen als „Rattenfänger“ (200). Nur ‚lyrische Gedichte‘, „allenfalls Dramen, nämlich unaufführbare“, (200) produziere der deutsche Dichter, wogegen er Romane aufgrund ihrer „Plastik der Darstellung“ verachte (203). Dieser Widerspruch müsse überwunden werden: „[E]s ist nicht abzusehen, warum nur das Gemeine unterhaltend sein soll und warum immer die Grazien gähnen müssen.“ (204) Prutz versucht die Unterhaltungsliteratur gegenüber den Vorurteilen der (nicht unbedingt akademischen, aber akademisch gebildeten) Literaturkritik zu retten, indem er fordert, nicht länger „diese verachtete, behohnlächelte [...] Unterhaltungsliteratur [...] der Gesinnungslosigkeit, der industriellen Berechnung unserer literarischen Kleinkrämer“ preisgeben (205).

---

20 An anderer Stelle benennt Prutz Gegenwartsautoren mit Werken, denen eine solche Vermittlung gelungen sei: Immermanns *Münchhausen*, Alexis' *Cabanis*, Schuselkas *Karl Guthertz*, Gotthelfs Erzählungen, Auerbachs *Dorfgeschichten*.

## IV. Journal und Novelle

Die zahlreichen Journale des Vormärz wurden zu einem wichtigen Forum für die Literatur; nicht allein im Rahmen literaturkritischer oder -politischer Auseinandersetzungen, sondern auch als Publikationsorgan für Literatur. Im Konkurrenzkampf der Journale konnte sich nur behaupten, wer seinen Lesern ‚mannigfaltige‘ Unterhaltung bot – nicht zuletzt aus diesem Grund hielten um 1830 verstärkt belletristische Beiträge Einzug in die Tageszeitungen, aber auch in spezialisierte Publikationsorgane.<sup>21</sup> Unter dem ambivalenten Aspekt der ‚Mannigfaltigkeit‘ wandelt sich nicht zuletzt die Dichtkunst: sie ist nicht länger museal inspiriert, sondern gehorcht dem Zwang zur periodischen Publizität – „theoriefreie[] Handwerksproduktion“<sup>22</sup> dominiert gegenüber elaborierter Avantgardekunst. Bereits in den 1830er-Jahren zeigen die Journale eine Tendenz, Erzählprosa in Fortsetzungen von mehr als zwanzig Folgen für die Publikation zu ignorieren, Novellen und Erzählungen waren die bevorzugte Prosaerzählform.<sup>23</sup> Zudem bemühen sich die Journale um eine verständliche Sprache und Handlungsstruktur ihrer literarischen Beiträge: „Der Journalstil der Erzählungen zielt auf jene unwägbare Mitte zwischen Geschichtsschreibung und traditioneller Dichtung, in der poetische Ambitionen und Zwang zur Sachlichkeit und ‚vernünftigen‘ Klarheit sich die Waage halten.“<sup>24</sup> Diese in Periodika veröffentlichten Kurzprosaerzählformen konnten später von ihren Verfassern problemlos in Buchform zusammengefasst werden; andererseits erlebten diese auch unabhängig von ihrer vorherigen Veröffentlichung publikatorischen Aufschwung. Man könnte sogar konstatieren, dass die Romanform gar nicht die erfolgreichste Erzählform des Vormärz war<sup>25</sup>, sondern die Novelle.

21 Vgl. Reinhart Meyer. *Titel und Normen. Untersuchungen zur Terminologie der Journalprosa, zu ihren Tendenzen, Verhältnissen und Bedingungen*. Stuttgart/Wiesbaden: Steiner 1987. S. 170.

22 Meyer. *Titel und Normen* (wie Anm. 21). S. 180.

23 Ebd., S. 182. Vgl. auch Norbert Otto Eke: „Man muß die Deutschen mit der Novelle fangen“. Theodor Mundt, die Poesie des Lebens und die ‚Emancipation der Prosa‘ im Vormärz“. *Der nahe Spiegel. Vormärz und Aufklärung*. Hg. Wolfgang Bunzel/Norbert Otto Eke/Florian Vaßen. Bielefeld: Aisthesis, 2008 (Vormärz-Studien, Bd. 14). S. 295-312.

24 Meyer. *Titel und Normen* (wie Anm. 21). S. 194.

25 Gustav Frank. „Romane als Journal: System- und Umweltreferenzen als Voraussetzung der Entdifferenzierung und Ausdifferenzierung von ‚Literatur‘ im

Im Folgenden konzentriere ich mich auf zwei literarische ‚Produkte‘, die jeweils am Beginn und kurz vor Ende der Vormärz-‚Epoche‘ entstanden: Es handelt sich zum einen um Wilhelm Hauffs Novelle *Die letzten Ritter von Marienburg* (1827) und zum anderen um Ernst Dronkes Erzählung *Die Sklaven der Intelligenz* (1846). Beide Arbeiten stellen die veränderten Produktionsbedingungen nicht nur dar, sondern nutzen die Narration zur Reflexion über die Entstehungsbedingungen von Literatur angesichts eines entstehenden populären Literaturmarkts.

### 1. Wilhelm Hauff: *Die letzten Ritter von Marienburg* (1827)

Hauff war ein aufmerksamer Beobachter des literarischen Marktes, u.a. trieb er regelrechte ‚Leserstudien‘ in Leihbibliotheken, Lesezirkeln und Verlagsanstalten, um herauszufinden, was Dienstmädchen, Beamte oder Offiziere lasen.<sup>26</sup> Diese Beobachtungen wusste Hauff in einen spezifischen Schreibstil umzumünzen – der ihn zu einem Erfolgsschriftsteller machte.<sup>27</sup>

Wie viele Schriftsteller seiner Zeit publizierte Hauff vorzugsweise für die zahlreichen Journale, Almanache und Taschenbücher, die im Vormärz eine sichere Einnahmequelle für die Literaten darstellten.<sup>28</sup> In diesem Rahmen erschien auch die Novelle *Die letzten Ritter von Marienburg*, die Hauff 1826/1827 verfasst hatte und die im *Frauentaschenbuch für das Jahr 1828*

---

Vormärz“. *Journalliteratur im Vormärz. Jahrbuch Forum Vormärz-Forschung* 1 (1995): S. 16-47, hier S. 35ff.

26 Vgl. Wilhelm Hauff: „Die Bücher und die Lesewelt“. *Morgenblatt für gebildete Leser* 85 (1827): S. 337-338; 343; 351-352; 354-355; 358-359. Dazu Gerhard Plumpe: „Zum literaturhistorischen Ort Wilhelm Hauffs“. *Wilhelm Hauff oder die Virtuosität der Einbildungskraft*. Hg. Ernst Osterkamp/Andrea Polaschegg/Erhard Schütz. Göttingen: Wallstein, 2005. S. 38-51, hier S. 49.

27 Friedrich Pfäfflin: „Wilhelm Hauff, ein Erfolgsschriftsteller im 19. Jahrhundert“. *Wilhelm Hauff und der Lichtenstein. Marbacher Magazin* 18 (1981): S. 1-5.

28 Vgl. Paul Gerhard Klussmann. „Das Taschenbuch im literarischen Leben der Romantik und Biedermeierzeit: Begriff, Konzeption und Wirkung“. *Literarische Leitmedien. Almanach und Taschenbuch im kulturwissenschaftlichen Kontext*. Hg. Paul G. Klussmann/York G. Mix. Wiesbaden: Harrassowitz, 1998. S. 47-64, hier S. 59.

erschien.<sup>29</sup> Im Literaturblatt des *Morgenblattes für die gebildeten Stände von 1827* hatte Hauff zudem eine Selbstrezension seiner Novelle zur Publikation vorbereitet, in der er die *Ritter von Marienburg* als das ausweist, was sie sind: keine historische Novelle etwa, wie der Titel suggeriert, sondern eine (wenn auch „ziemlich unnötige“) „Belobung“ der „historischen Romane“, jedoch keine Satire auf dieselben. Gegen Schluss falle die Novelle durch ihre gedrängte Handlung ab, auch seien die Figuren „nur skizziert, flüchtig angedeutet“, wengleich die sprachliche Gestaltung im Vergleich zu früheren Novellen gelungen sei.<sup>30</sup>

Hauff will mit dieser Selbstrezension nicht etwa mögliche Kritik vorwegnehmen, sondern deutlich markieren, dass diese Künstlernovelle der Reflexion des historischen Romans im Gefüge des literarischen Marktes dient. Mit seiner doppelten Handlungsführung, die jedoch auf beiden Ebenen – in der Rahmenerzählung ebenso wie in der Nacherzählung der gemeinschaftlich gelesenen Rittergeschichte – nicht im erwartungsgemäßen Höhepunkt kulminiert (hier enthält Hauff das tragische Ende vor, dort liefert er nur das Gerüst einer Handlung), verdeutlicht Hauff nicht weniger als die Funktionsweisen einer auf Konsumierbarkeit angelegten literarischen Produktion: Historienroman, Liebesgeschichte und Schauerroman werden als Erzählmodelle vorgeführt und durchgespielt. Doch im Einzelnen:<sup>31</sup>

Zu Beginn der Novelle trifft der gefeierte Genie-Dichter (wie sich herausstellen wird: ein Plagiator) Dr. Zundler auf den amüsischen Rittmeister Rempen. Ins Gasthaus eingekehrt, begegnen beide dem Buchhändler Kaper, der den Rittmeister sogleich als Verfasser eines „Pferde- und Bereiterbuch[s]“<sup>32</sup> gewinnen will und sich für den Dichter zunächst wenig interessiert.

Nachdem die Figuren des gleichfalls im Gasthaus anwesenden ‚Oberjustizreferendärs‘ Palvi und die Tochter des Hofrats Elise Wicklow eingeführt sind (zwischen ihnen wird sich eine unglückliche Liebesgeschichte

29 *Frauentaschenbuch für das Jahr 1828*. Vierzehnter Jahrgang. Hg. Georg Döring. Nürnberg: Schrag, 1828. S. 248-336.

30 Wilhelm Hauff. „[Kritik der Letzten Ritter von Marienburg]“. *Wilhelm Hauff's Sämmtliche Schriften*. Geordnet und mit einem Vorwort versehen von Gustav Schwab. Stuttgart: Brodhag'sche Buchhandlung, 1830. Bd. 16, S. 148-149.

31 Für eine Inhaltszusammenfassung vgl. Stefan Neuhaus. *Das Spiel mit dem Leser. Wilhelm Hauff – Werk und Wirkung*. Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht, 2002. S. 75-80.

32 Wilhelm Hauff. „Die letzten Ritter von Marienburg“ (wie Anm. 30), S. 7-147, hier S. 10. Im Folgenden mit Seitenzahl im Text zitiert.

entspinnen), hat der ‚Poet‘ Zundler endlich Gelegenheit, dem Buchhändler seinen neuen Roman anzupreisen, einen Roman, „wie Deutschland, Europa noch keinen besitzt“. (16) „Historisch doch?“ – diese Frage des Buchhändlers kalkuliert die Verkaufbarkeit des Romans, denn seit Goethes *Wilhelm Meister* (1795, 3. Aufl. 1836) und Johann Martin Millers *Siegwart* (1776, 2. Aufl. 1778, 5. Aufl. 1844) gilt: „Alles im Buchhandel ist nur Mode.“ (17) Auf Goethe sei Fouqué, auf diesen Scott gefolgt. Überrascht konstatiert der Rittmeister: „Nicht um das Interesse der Literatur scheint es sich zu handeln, sondern um das Interesse der Verkäufer?“ Der Buchhändler antwortet, dass alles miteinander zusammenhänge, es nicht auf den einzelnen Namen (etwa Scotts) ankomme, sondern darauf, möglichst wenig Verlust zu machen: „Je weniger Krebse [Remittenden], desto besser das Buch.“ (18) Mit dieser programmatischen Aussage ironisiert Hauff zugleich den titelgebenden und doppelt fingierten Roman, wie auch die Auseinandersetzung mit dem zeitgenössischen Literaturmarkt im Rahmen einer nur scheinbaren ‚historischen‘ Novelle als Gegenbeleg zu Kapers Auffassung dient, einzig Historisches sei von Belang. Dem Einwand des Stallmeisters – „Aber der Ruhm?“ (18) – begegnet der Buchhändler mit der Erwiderung, dass „Ruhm ohne Geld“ nur scheinbar Ruhm sei, während der wahre in „Ruhm mit Geld“ bestünde (19). Der Fortgang der Erörterungen wird unterbrochen durch die lärmende Ankunft der Lokalpoeten – signifikanterweise, denn das Gespräch bricht an genau jenem Punkt ab, an dem der Buchhändler die Erfolgsstrategien eines Schriftstellers erörtern will. Dieses Abbrechen ist Kalkül, wie auch drei Handlungsstränge diese nicht allzu umfangreiche Novelle Hauffs durchziehen: die Erzählung des *Ritter*-Romans, die Liebesgeschichte Rempens und Elises sowie die Geschichte des Magisters Bunkel und Palvis; hinzu tritt die Satire auf den Literaturbetrieb. Durch die kapitelweise Unterbrechung des Erzählflusses, durch die Installation des ‚Geheimnisvollen‘, sogar des ‚Schauerlichen‘, sowie durch die Parallelführung mindestens dreier Handlungsebenen installiert Hauff Narrationsverfahren der Kolportageliteratur.

Die Ausführungen der Lokalpoeten zu den *Rittern* kommentiert Buchhändler Kaper einzig durch den Hinweis auf deren Verkaufspreis (22). Die in den *Blättern für literarische Unterhaltung* zu findende (fiktive) Rezension der *Ritter*, die die Kräfte neu ordnet – die Lokalpoeten werden als „poetische Badegesellschaft“ (26) ab-, der Verfasser der *Ritter* als Erbe Goethes und Tiecks aufgewertet –, sorgt vor allem für Skandal, und das steigert wiederum den Absatz. Dem Anschein nach ist der Buchhändler Kaper derselben

Ansicht wie seine Autoren, aber eine „gewisse Behaglichkeit hinter einer unmuthigen Miene“ (26) ist nicht zu leugnen, da für ihn feststeht: „Gottlob, es ist dafür gesorgt, daß die Recensenten sich immer selbst wieder recensiren.“ (27) Im Anschluss geloben auch die Lokalpoeten Rache in Form von Gegenkritiken (zu denen es nicht kommen wird, weil sie zu sehr in das Netz des literarischen Marktes eingebunden sind). Hauff ordnet folglich die Literaturkritik dem Feld der Wirtschaftssysteme zu.

Der „störende[], unangenehme[] Eindruck“ (30) dieses Streits überrascht den Rittmeister, der der Selbstinszenierung der Lokalpoeten als „Instrumente, [...] die nie einen Mißton von sich geben“ (32), und deren gesellschaftlicher wie ideeller Distanzierung von den „Affen und Bären aus der Druckerei“ (40) gefolgt war und nun vom „literarischen Geplänkel“ (33) überrascht ist. Dieses setzt sich in der gemeinschaftlichen Lesung der *Ritter* im Hause des Geheimrats fort: Die Lokalpoeten verweigern ein öffentliches Vorlesen. Schließlich bietet sich Palvi (der der noch unbekannte Verfasser der *Ritter* ist) als Vorleser ausgewählter Stellen an, Elise ergänzt durch Nacherzählung großer Handlungsabschnitte des Romans, der vom Ende des Deutschen Ritterordens und der Zerstörung der Marienburg 1457 erzählt. Elise, die von Rempens als „beinahe zu gelehrt“ (32) empfunden und doch von ihm geliebt wird, fasst jedoch nicht nur die Handlung zusammen, sondern analysiert zugleich den Aufbau des Romans (z.B. 63). Eine solche Analyse bietet auch die Begegnung Rempens mit dem Magister Bunker, einem alten Elven des Tübinger Stifts. Dieser zergliedert den historischen Roman, gegen den sich die für Rempens „unerklärliche Wuth“ (80) der Lokalpoeten richtet. Den historischen Roman habe es, so Bunker, seit der *Ilias* gegeben; *Don Quijote* wie *Wilhelm Meister* wie *Waverly* seien historische Romane. Gerade durch Übersetzer habe Deutschland sich Scott oder Irving angeeignet. Der entscheidende Unterschied zu früheren Historienromanen bzw. die entscheidende Neuerung sei, dass nun nicht mehr „die Geschichte der Könige“ und ihrer „oft unbedeutende[n] Person“ (84), sondern die „Geschichte der Meinungen“ und die „Schicksale gewisser Prinzipien“ (84) anhand einzelner „Schatten“ (85) aus dem niedrigen Volk erzählt werde. „[S]olche Figuren“ stellten „die Ideen“ persönlich vor (86). Die *Ritter* nun erzählen stellvertretend vom Niedergang des Deutschritterordens als einem Niedergang Ostpreußens (87f.). Wer also historisch erzähle, „baut aus den Trümmern jenes gestrandeten Schiffes [der Historie] eine Hütte, worin sich bequem wohnen läßt“ (88); Geschichte wird also begreiflich gemacht. Das sichert den marktwirtschaftlichen Erfolg des historischen Romans und den „Brodneid“ (88)

der Lokalpoeten; es überwindet aber auch den Gegensatz von historischem und zeitgeschichtlichem Erzählen, worauf Hauff wiederholt abhebt.<sup>33</sup>

Zurückgekehrt zur Lesegesellschaft (und versehen mit Argumentationsstrategien), entspannt sich ein Disput über den historischen Roman zwischen den Lokalpoeten und Rempen bzw. Palvi. Während die Lokalpoeten *ex negativo* die Produktionsweise beschreiben, legen Rempen und Palvi den Schwerpunkt ihrer Argumentation auf die Rezeptionsweisen. So finden sich auf der einen Seite die Vorwürfe, historische Romane seien nur formal festgelegte „Fabrikarbeiten“ (119), bei denen man einen „Lappen der Welthistorie“ nutze, um „hergebrachte[] Personen“ darin zu kleiden; ergänzt durch eine Liebesgeschichte (119). Auf der anderen Seite erfolgt die Verteidigung, dass jeder Roman erst einmal „Empfindungen“ (120) hervorrufen müsse, denn allein durch seine ‚angenehme Unterhaltung‘ (120) vermittele er historische Wahrheit. Im Laufe dieses Gesprächs wird zugleich Zundler als falscher Poet entlarvt und wenig später Palvi als Autor der *Ritter* erkannt. Der Buchhändler Kaper will nun (bevor ihm ein anderer Verleger zuvorkommt) zugleich den nächsten historischen Roman Palvis veröffentlichen, solange der Skandal noch aktuell ist und die *Ritter* in aller Munde sind (137). Und auch die Lokalpoeten wollen nun von der Popularität Palvis profitieren, indem sie ihn für ihr lokales Literaturjournal zu gewinnen suchen. Palvi jedoch ist abgereist, und seine Freund, der alte Magister Bunker, überlässt den Geschäftstüchtigen einen Packen Papiere, der sich im Nachhinein als Sammlung von juristischen Verwaltungsschriften erweisen wird (140).

Die Geschichte der *Ritter* spiegelt in manchem die Geschichte von Palvi oder Bunker (z.B. 113, 117), die als (untragische) Vertreter der ‚romantischen Schule‘ noch am Postulat der radikal autonomen Kunstproduktion festhalten. Aber anders als in der Binnenhandlung der *Ritter* werden weder Elise noch Palvi noch Rempen sterben. Damit endet die Novelle märchenhaft, ohne ihr internes Konfliktpotenzial zu harmonisieren – sie hat es vielmehr entfaltet, um die Handlung gestalten zu können und damit den Leseerwartungen gerecht zu werden. Das eigene Erzählen wird damit zugleich durch den Anspruch, erfolgsverwöhnte Genres wie Historienroman, Liebesgeschichte und Schauerroman programmatisch zu definieren, poetologisch reflektiert.

---

33 Vgl. Neuhaus. *Spiel mit dem Leser* (wie Anm. 31). S. 78.

2. Ernst Dronke: *Die Slaven der Intelligenz* (1846)

War Hauffs Novelle zu Beginn der sogenannten Vormärz-,Epoche‘ und vor der Juli-Revolution entstanden, so markieren Ernst Dronkes *Slaven der Intelligenz* (1846) in gewisser Weise einen Schlusspunkt in der Entwicklung politischer Literaturmarktreflexion.

Der Journalist und Schriftsteller Ernst Dronke (1822-1891), unter anderem Reaktionsmitglied der *Neuen Rheinischen Zeitung*<sup>34</sup>, verfasst 1845 die Novellensammlung *Aus dem Volk*. Im Vorwort erklärt er, „Episoden aus dem wirklichen Leben“<sup>35</sup> darstellen zu wollen. Daher verzichte er auch auf alle Kunstfertigkeit der Darstellung („[I]ch geize nicht nach der Ehre, ‚Belletrist‘ zu sein“. V). Anders als abstrakte Abhandlungen ‚wirke‘ eine literarische Darstellung mehr. Die „Kunstform“ (VI) der Novelle sei nur Mittel, nicht Zweck. Roman und Leben, schreibt Dronke an anderer Stelle, „dürfen nur als das vollgültigste Zeugnis für die fortschreitende Entwicklung der Massen angesehen werden; beide [Roman und Leben!] sind immer und überall der Spiegel ihrer Zeit gewesen“.<sup>36</sup>

Besonders der in die Novellensammlung integrierte Zyklus *Slaven der Intelligenz* scheint – aufgrund der großen Affinität des Themas zum Literaturbetrieb der Zeit und damit von unmittelbarer Relevanz für alle literarisch und literaturkritisch Tätigen – eine reiche Rezeption erfahren zu haben und knüpft in der Titelwahl geschickt an Ernst Willkommss Erfolgsroman *Weißer Slaven* (1845) an.

Jedoch äußerte sich kein geringerer als Friedrich Engels 1847 enttäuscht über Dronkes Novellenband *Aus dem Volk*, der auch die *Slaven der Intelligenz* enthält: Diese sei eine typische ‚Literatennovelle‘ (‚die deutschen Literaten machen immer Literaten zu ihren Helden“<sup>37</sup>), die durch Schilderung des „Elend[s] der industriellen Schriftsteller [...], dieser lumpigsten aller

34 Trotz sozialistischem Pathos immer noch die fundierteste Quelle: Irina Hundt. „Ernst Dronke – Schriftsteller und Kommunist“. *Männer der Revolution von 1848*. Hg. Helmut Bleiber. Berlin (Ost): Akademie-Verlag, 1987 (Schriften des Zentralinstituts für Geschichte, Bd. 73). S. 85-114.

35 Ernst Dronke. „Vorwort“. Ders. *Aus dem Volk*. Frankfurt/M.: Rütten, 1846. S. V-VI, hier S. V. Im Folgenden mit Seitenzahl im Text zitiert.

36 Ernst Dronke. *Berlin*. 2 Bde. Frankfurt/M.: Literarische Anstalt 1846. Bd. I, S. 374.

37 Friedrich Engels. „Die wahren Sozialisten“ [1847]. *MEW*, Bd. 4, S. 248-290, hier 280. Im Folgenden unter Angabe der Seitenzahl im Text zitiert.

käuflichen Klassen“ (281), das Mitleid des Publikums erreichen wolle. Zu einer eindringlichen Analyse fehle Dronke aber der Standpunkt des Proletariats; zudem mische er alle gegenwärtigen politischen Moden („Junghegelsche, Bauersche, Feuerbachsche, Stirnersche, wahrhaft sozialistische und kommunistische Anschauungen“) „bunt durcheinander“ (281). Dass Engels' Urteil aufgrund der eigenen Standortgebundenheit so zutreffend wie falsch ist, wird zu zeigen sein.

In den *Slaven der Intelligenz* führt Dronke illusionslos am Beispiel des jungen österreichischen Dichters Eduard Zöllner den literarischen Markt und seine Produktionsbedingungen vor. Mittellos in der Buchhandelsstadt Leipzig angekommen, will er „die Schlechtigkeit an den Pranger stellen und die Freiheit mit dem Licht der Poesie in die Herzen der Menschen tragen“.<sup>38</sup> Schnell muss er sich von seinen hehren Zielen verabschieden und sich den Bedingungen des literarischen Marktes anpassen: „Pegasus“ wird zum „Ackerpferd“ (268). Dronke baut seine Novelle kunstlos als (negative) Entwicklungsgeschichte auf: Der Mittellose begibt sich in die Obhut des zynischen ‚Fabrikübersetzers‘ Dr. Frank (auch ein ehemals ambitionierter Schriftsteller), der ihn mit der Realität des literarischen Marktes konfrontiert. In sechs Kapiteln schildert Dronke, wie Zöllner vom utopischen Idealisten zum Fabrikanten literarischer Übersetzungen, zum ‚Slaven der Intelligenz‘ in den ‚Galeeren‘ (253) des journalistischen Literaturmarktes wird, den Untergang ausgesiedelter Auftragschriftsteller erlebt (271 ff.), Bekanntschaft mit dem „abstrakten“ (240), d.h. ‚echten‘, aber desillusionierten Schriftsteller Arthur macht (281 ff.) und schließlich „Erlösung“ (so die letzte Kapitelüberschrift, 298) in der Auswanderung nach Amerika findet.

Es ist der Anlage von Dronkes Novelle geschuldet, dass sie – den teleologischen Fortschrittsglauben Hegels internalisierend – linear und journalistisch anspruchslos arbeitet, getreu dem von Dr. Frank vorgebrachten Rat: „[F]eilen Sie nicht am Styl und Ausdruck, es fragt doch Niemand darnach.“ (249) Auch wenn Dronke nicht nach den „Regeln der Ästhetik“ (VI) zu arbeiten vorgibt, so ist doch auch seine sprachliche Knappheit zwischen sachlicher Dokumentation und realistischer Reportage hochgradig inszeniert, zumal der Autor Dronke den Leser ohne Rücksicht auf ästhetische

---

38 Ernst Dronke. „Die Slaven der Intelligenz“. Ders. *Aus dem Volk*. Frankfurt/M.: Rütten, 1846. S. 215-309, hier S. 268. Im Folgenden unter Angabe der Seitenzahl im Text zitiert.

Barrieren auktorial adressiert.<sup>39</sup> Die Kontrasttechnik – hier Kapitalist, dort Proletarier etc. – typisiert die Handlungsträger wie auch die sprachliche Knappheit die Menschen als Produkte ihrer Umwelt stilisiert.<sup>40</sup>

Die ‚List der Geschichte‘ erweist sich jedoch darin, dass das utopische Ende – die Flucht nach Amerika – mit der utopischen Bestimmung des Dichterberufs korrespondiert, die Zöllner zu Beginn der Novelle gibt. Eingangs wird lamentiert, dass die Poesie „zur Magd erniedrigt und weinend und nackt auf den Markt gestellt“ (215) werde, dass einzig „Egoismus“ und „Krämertum“ „dein [der Poesie] Reich, deine Herrlichkeit“ beherrschten und die „habsüchtigen Priester marktschreierisch“ Handel mit der Poesie trieben (217), kurz: Eine religiöse Metaphorik durchzieht den Beginn der Novelle. Während Dronke diese Metaphorik noch ironisch verwendet, um die überspannten Erwartungen seines Protagonisten an den literarischen Markt zu kennzeichnen, findet sich nicht die geringste Ironie, sondern vielmehr biedermeierliche Behaglichkeit in der Schlusszene, die utopisch ein besseres Dasein am Mississippi imaginiert (307ff.). Auf dem literarischen Feld, auf dem Dronke sich auskennt, entlarvt er gnadenlos die Marktmechanismen; die Hoffnung auf eine bessere Zukunft in den USA ist aber gänzlich unreflektiert und installiert eine neue Utopie anstelle der literarischen.

Trotz oder gerade aufgrund ihrer Inkonsequenz in der Gesamtkonzeption gewährt die Novelle einen desillusionierenden Einblick in den literarischen Markt des unmittelbaren Vormärz. Frank, der ‚Fabrikübersetzer‘, belehrt den naiven Zöllner, dass sich Buchhändler als „Spekulanten der Intelligenz“ (236) einzig für die Verkäuflichkeit eines Buches interessieren; dessen literarische Qualitäten (230) seien gegenüber der Frage, „ob die Spekulation des Geschäfts eine Wahrscheinlichkeit des Erfolgs habe“ (254), vernachlässigbar. Zöllners romantischer Genieästhetik setzt Frank daher seine Pragmatismus entgegen: „Geld übt heutzutage überall die Herrschaft aus“ (232), daher müssten sich Schriftsteller durch „Fabrikdienste“ (232) bei Buchhändlern ihre Existenz sichern. Diese „Galeerendienste“ der „mechanischen Sklavenarbeit“ (232) drücken den Literaten zu sehr nieder (265), als dass er sich noch literarisch entfalten könnte.

---

39 Vgl. Erich Edler. *Die Anfänge des sozialen Romans und der sozialen Novelle in Deutschland*. Frankfurt/M.: Klostermann, 1977 (Studien zur Philosophie und Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. 34). S. 132.

40 Ebd. S. 140.

Frank macht Zöllner mit Redakteuren, Journalisten und Übersetzern bekannt, die aber alle die Schriftstellerei als Geschäft betrieben und sich daher als „Konkurrenz“ (251) betrachteten (251, 238). Jeder dieser vorgestellten „großen Proletarier“ (236) betreibt selber eine eigene ‚Galerie‘, auf der er ‚Studenten‘ als „literarische Tagelöhner“ (239) beschäftigt, die ihm wiederum zuarbeiten. Auf diese Weise steige der Gewinn, je weiter oben in der Hierarchie des Literaturmarktes man angesiedelt sei (238f.); erst durch die fortwährende „Herabdrückung des Lohnes“ stellten diese „Geschäftsmänner“ den Markt her (237), seien aber „von dem Markt ihrer Fabrikherren abgängig“ (241). Das

Literarienthum [sei] schon zum Stand geworden [...], wie alle Stände heutzutage [und treibe] mit seinem Kapitale Geschäfte [...]. Das Geld, wo es sich um seine Interessen handelt, macht die Interessenten zu Parteien, Gegnern, Feinden, die sich betrügen und hintergehen, wo sie nur können. (252)

Die „Noth ihrer Familien“ (241) zwingt diese Menschen, andere auszunutzen und sich selber ausnutzen zu lassen sowie ihre „edelsten Keime“ durch die „Macht des Geldes“ (241) ersticken zu lassen. So lässt sich auch der junge naive Österreicher Zöllner in den Handel einspannen, verfertigt zunächst Übersetzungen (253ff.), betätigt sich dann als Journalist (261ff.) und schließlich als ‚Ghostwriter‘ für bereits etablierte Literaten (304ff.). Da sein Französisch unzureichend ist, begnügt er sich in seinen ‚Übersetzungen‘ mit „Phrasen für das Publikum“ (248); da er nie in Spanien war, stützt sich sein journalistischer Bericht auf andere Reisebeschreibungen (304) etc. Die „Krämerwelt“ (308) der „Intelligenz=Fabrikanten“ (303) mache jeden Gebildeten niederen Standes zum ‚Sclaven‘, da „die Honorare gewöhnlich gerade hinreichen, um während der Arbeit leben“ (308), nicht aber längerfristig planen zu können. So erweist sich die Diagnose von Dr. Frank als zutreffend, dass einzig „Leute, welche durch Vermögen und äußere Verhältnisse diesen [den literarischen] Erfolg abzuwarten im Stande sind“ (232), literarisch erfolgreich sein können; wie auch das Angebot des als „Fabrikbesitzer“ (233) apostrophierten Buchhändlers, die Werke des mittellosen Österreicher gegen Vorauszahlung der Kosten für „Druck und Papier“ zu verlegen (245), in diese Richtung geht.

Mit den politischen Ambitionen der ‚Sclaven‘ ist es nicht weit her: Auch wenn sie auf den ersten Blick liberale Positionen einzunehmen scheinen, so sind sie doch nur „Geschäftsleute, weiter nichts! Wenn sie zufällig eine

sogenannte Gesinnung haben, so machen sie ein Geschäft daraus.“ (250) Damit benennt Dronke durch die Figur Franks die Einschätzung der heutigen Buchforschung.<sup>41</sup> Einzig der ‚Democrat‘ Arthur, ein freier Schriftsteller, der lange Zeit für die Aufklärung der Volksmassen eingetreten, nun aber desillusioniert ist (292f.) und in die USA emigrieren will, bedauert die gegenwärtige Situation des Buchmarktes, die durch den „menschlichen Egoismus“ (269) geprägt sei: „Nur der gemeine Materialismus herrscht und ist glücklich in dieser Welt.“ (269) Er hingegen lebt mit einer geschiedenen Katholikin in ‚wilder Ehe‘ zusammen (289f.). Als Folge dieses Materialismus gibt es keine Absicherung für nicht mehr arbeitsfähige ‚Slaven‘: Eine einfache Erkältung reicht, um – nach mehrtägiger krankheitsbedingter Abwesenheit vom literarischen Markt – durch einen jüngeren (und für den Buchhändler billigeren) ‚Slaven‘ ersetzt zu werden (266, 277).

Formal wenig innovativ, reflektiert Dronkes Erzählen nicht nur die Mechanismen des Marktes in der narrativierten Handlung, sondern nutzt formale Gestaltungskriterien, um den Ort seiner ‚Produktion‘ näher zu bestimmen. Am Schema des Kolportageromans geschult, erweist sich seine Kapiteleinteilung, die hängenden Spannungsbögen, der sprachliche (Proto-) Realismus sowie die konzentriert dialogische Gestaltung als formale Reflexion auf die Voraussetzungen literarischer Produktionsverfahren angesichts gewandelter Voraussetzungen. Insofern erweist sich Friedrich Engels Kritik als zutreffend, konzentriert sich doch Dronkes Reflexion – bei aller Sozialkritik – vornehmlich auf den literarischen Markt.

## V. Poetologie der ‚literarischen Produktion‘

Die Wandlung des Literaturbetriebs zwischen 1815 und 1848 erfährt einerseits vehemente Ablehnung (meist idealistisch-romantisch durch die Genie-Ästhetik begründet), andererseits aber auch begeisterte Zustimmung (meist durch gesteigerte Wirkungsmöglichkeiten begründet). Dieser Dialektik verleiht auch das *Brockhaus Conversations-Lexikon* von 1834 Ausdruck, zu dessen Mitarbeitern Theodor Mundt, Arnold Ruge und Karl August Varnhagen von Ense zählten. Es popularisiert die liberale Hoffnung des Vormärz auf die durch die technischen Neuerungen ermöglichte gesamtgesellschaftliche

---

41 Reinhard Wittmann. *Geschichte des deutschen Buchhandels*. München: Beck, 1991. S. 201-236, hier S. 227ff.

Umwälzung durch Lemmata wie ‚Bewegung‘ und ‚Reaction‘. Das Nachwort formuliert den expliziten Anspruch, in dieser „aufgeregten Zeit“<sup>42</sup> einen Überblick zu bewahren durch die „umfassende Bearbeitung der Zeitgeschichte in all ihren Beziehungen auf gesellschaftliche Verhältnisse, Politik und Literatur“.<sup>43</sup> Weiter heißt es: „Die Richtung dieses Werks, überall wo es die großen Zeitfragen berührt, ist daher liberal im besten Sinne.“<sup>44</sup>

Das Lemma ‚Deutsche Literatur‘ im ersten Band von 1832 entfaltet jedoch eine Dialektik des Literaturbetriebs, statt einem einseitigen Fortschrittsenthusiasmus zu verfallen. Vielmehr wird bedauert, dass der „elegisch-subjective Charakter der früheren Zeit“ dem „plastisch-objectiven“ habe weichen müssen; „das lyrische Element [...] trat mehr und mehr hinter das epische zurück“.<sup>45</sup> Dies sei infolge der Julirevolution gewandelten Interesses an „Geschichte“, an den „großen politischen Lebensfragen“ und den „materiellen Interessen der Gesellschaft“ geschuldet; „woran die Einsichtsvollern nie gezweifelt hatten, [ward nun] allgemein erkannt[:] daß es in aller Kunst keine größere Verirrung gebe als die Absonderung des sich selbst genügenden Dünkels“ (624). Vielmehr müsse der Dichter zur „Natur“ (624) zurückfinden, d.h. die Gegenstände realistisch abbilden. Durch eine „einseitige[] Anwendung d[ies]es Grundsatzes“ (624) seien aber die „poesielosesten Erzeugnisse“ (625) produziert worden, eher „Caricatur“ (624) als Natur. Die Schriftsteller hätten sich in Erwartung von „vorübergehende[m] Ruhm“ (625) oder „sicherern Geldgewinn“ (625) dem Publikum angedient. Doch auch das Publikum treffe Schuld, schließlich ‚durchlaufe‘ es die literarischen Erzeugnisse nur noch, statt ‚ernst zu lesen‘ (626): „[D]ie immer stärker hervortretende Richtung auf materielle Gewinne mußte nothwendig, für den Augenblick wenigstens, den Geist des Egoismus entfesseln.“ (627) Dieses „Geschrei der Mode“ (628) habe dazu geführt, dass die zahlreichen literarischen Taschenbücher und Journale zunehmend auf Lyrik verzichtet hätten, um besser verkäuflich zu sein. Gerade im Bereich von Roman und Novelle, die besondere Wertschätzung durch das Publikum erführen, finde auch „das armselige Product der schwächsten Kraft“ noch „Leselustige“ (631).

42 [Redaktion]. Nachwort. *Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur*. 4 Bde. Leipzig: Brockhaus, 1832-1834. Bd. 4, S. V.

43 Ebd. S. VI.

44 Ebd. S. VII.

45 [Anonym]: Lemma „Deutsche Literatur“. *Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur* (wie Anm. 42). Bd. 1, S. 623-638, hier S. 624.

Die literarische „Industrie“ (638) habe also noch nicht den gewünschten volksaufklärerischen Effekt gezeitigt, sondern sei nur am Profit interessiert.

Mit dieser Positionierung entfaltet das *Conversations-Lexikon* von 1834 die Dialektik des Literaturbetriebs: Veränderte Produktionsbedingungen und Zunahme von Produktion überhaupt bedeuten nicht zwangsläufig eine Verbesserung der literarischen Produktionssituation wie der bürgerlichen Situation im Ganzen, sondern sind in das Gefüge eines im Entstehen begriffenen literarischen ‚Kapitalismus‘ eingebunden, in dem ‚Produzent‘ (Schriftsteller), ‚Spekulant‘/‚Lieferant‘ (Buchhändler, Literaturkritiker) wie auch ‚Abnehmer‘ (Publikum) durchaus nicht immer im Sinne einer Verbesserung der Verhältnisse interagieren. Vielmehr werden alle drei Instanzen zu Akteuren des literarischen Marktes.

Diesen Wandel thematisieren in wünschenswerter Klarheit auch Hauff und Dronke, und zwar im Medium der Literatur. Zugleich ermöglicht diese Thematisierung auch die formale Reflexion der jeweiligen ‚Producte‘. Während inhaltlich bei beiden Autoren die Auseinandersetzung zwischen Romantik und (Proto-)Realismus dominiert, erweist sich Hauffs Novelle auf der formalen Ebene als deutlich reflexionsreicher als Dronkes: Sie thematisiert nicht nur eine ganze Reihe etablierter literarischer Genres, sondern löst Genregrenzen im Rahmen des Produktionspostulats auf. Gleichzeitig drückt sich damit aber auch eine Suchbewegung nach neuen Genremustern aus, die für Dronke bereits altvertraut, aber literarisch kaum gestaltungsfähig sind, nämlich jene des Kolportageromans. Den gewandelten Distributions- und Produktionskreislauf gestaltet Hauff als Halbwelt, in der Geheimnis und Verschwörung allgegenwärtig sind, in der die Dunkelmänner aber ironisch als Laffen entlarvt werden. Die Erwartungshaltung des Lesers, die Hauff gezielt herausfordert, motiviert den Leerlauf literarischer Genversatzstücke, wie bei Dronke ein Absehen von allem Kunstfertigen eben die Notwendigkeit eines (proto-)realistischen Erzählstils begründet. In ihrer inhaltlichen Thematik wie in ihrer literarischen Gestaltung und mehr noch: in der poetologischen Reflexion dieser beiden Aspekte erweisen sich beide Novellen aber auch als „ein nothwendiges Product dieser Zeit und [...] eigentlicher Spiegel ihrer selbst“.<sup>46</sup>

---

46 Prutz: Ueber die Unterhaltungsliteratur (wie Anm. 9). S. 185.



Maria Zens (Bonn)

## Festung, Lauffeuer, Fabrik

### Zum Verständnis der Kritik auf den Literaturmärkten

Der Vormärz ist eine Periode emphatischer Selbst- und Fremdwahrnehmung: der eloquenten Beschimpfung, des kämpferischen Angriffs, der mesianischen Huldigung, der agitierten Publizistik. Vieles hiervon spielt sich in der Literaturkritik ab, die in den Mittelpunkt des folgenden Beitrags gestellt wird. Geboten werden soll ein Einblick in die Funktionen von Literaturkritik bei der Organisation von Märkten unterschiedlicher Wertskalen. Der betrachtete Zeitraum sind die 1830er bis 1850er Jahre.

Der ‚Markenwert‘ der Literatur bestimmt sich einerseits über ihre Unabhängigkeit und Widerständigkeit – die intellektuelle Autonomie ist ihr anerkanntes symbolisches Kapital. Das gilt für die Literatur des Vormärz in besonderem Maße. Auf der anderen Seite ist Literatur Ware in einem System, das an ökonomischen Maßzahlen ausgerichtet ist. Dieses System verzeichnet im Untersuchungszeitraum deutliche Wachstumswerte. Beide Systeme, Ökonomie und Literatur, schreiben Werte zu und verteilen Anerkennungen; Autoren müssen sich in beiden positionieren, und Erfolge in dem einen Bereich haben keine notwendige Entsprechung im anderen. Im folgenden soll betrachtet werden, wie sich diese Perspektiven in der ‚Laborzeit‘ entfalten, zusammenhängen oder einander im Wege stehen.

Der Kritik kommt bei der kommunikativen Organisation der Ökonomien besondere Bedeutung zu. Sie bietet die diskursiven Foren zur Verhandlung literarischer Wertung, *und* sie ist der Schau- und Anzeigepplatz, ohne den das Publikum kaum von der Existenz einer Neuerscheinung erfahren würde. Autoren, Verleger und Leser haben zu allen Zeiten Interesse an Rezensionen, in einer Epoche umstrittener Literaturbegriffe ist die Kritik aber der bevorzugte Kampfplatz, auf dem Position und Einfluss im literarischen Feld erstritten werden.

Der Begriff des „literarischen Felds“ verweist auf die Literatursoziologie Pierre Bourdieus, wie er sie in *Les règles de l'art*<sup>1</sup> ausgeführt hat. Die Besonderheit dieses Ansatzes liegt darin, Faktoren wie die ästhetisch-konzeptionelle

---

1 Pierre Bourdieu. *Les règles de l'art. Genèse et structure du champ littéraire*. Paris: Seuil, 1992. Im Folgenden zit. n. der dt. Übersetzung: *Die Regeln der Kunst*.

Präferenz, den ökonomischen Erfolg und die öffentliche Anerkennung gleichgewichtig zu berücksichtigen. Die komplexe Struktur des literarischen ›Kraftfelds‹ verarbeitet diese Einflüsse zu einem Netzwerk sozialer Regelung. Damit wird die Gleichzeitigkeit verschiedener literaturkritischer Ansätze erklärbar, ohne dass auf einfache Zurechnungen zurückgegriffen werden muss.

Kritiker und Autoren verfügen über vergleichsweise viele Handlungsoptionen; wie diese genutzt werden, hängt von den jeweiligen Dispositionen ab – wozu nicht nur journalistische und literarische Begabung, ästhetische Bildung und die Kenntnis vorgängiger und zeitgenössischer Literaturen zählen, sondern auch die individuelle Risikobereitschaft, die Zugehörigkeit zu Netzwerken, die ökonomische Ausgangsposition, die Fähigkeit, um Honorare zu verhandeln und vieles mehr. Aus dieser Reihung wird deutlich, dass es sich um Faktoren handelt, die veränderbar sind und ein Beziehungsgeflecht bilden, also keinesfalls um eine Art Merkmalsliste, mit der ein Individuum einmal und abschließend zu beschreiben ist.

Die Entscheidungen des Einzelnen werden relational betrachtet: im Hinblick auf die Alternativen und mit Sicht auf die konkreten Voraussetzungen des Handelnden. Bourdieu nimmt an dieser Stelle zwei Differenzsysteme an: das der Position (*position*) und der Positionsnahme oder Positionierung (*prise de position*). Die Dynamik des literarischen Felds entsteht aus dem spannungsvollen Verhältnis zwischen Position und Positionsnahme. Mit Position ist die objektive Situierung im Feld gemeint, die sich durch Voraussetzungen, Vorhandensein von Kapitalien (wie z.B. ästhetisches Wissen, die Anstellung als Redakteur oder gute Beziehungen zu einem Kritiker etc.), die Relation zu anderen Positionen usw. bestimmt. Jede veröffentlichte Kritik ist eine solche Positionierung – genau genommen nicht nur eine *prise de position*, sondern auch eine *mise en position*, denn der Kritiker positioniert nicht nur sich selbst, er weist dem Besprochenen einen Platz zu.

## 1. Literaturkritik im literarischen Feld

Der Experimentiercharakter der 1830er bis 1850er Jahre äußert sich deutlich im Feld der Literaturkritik. Im Anschluss an Bourdieus Theorie des literarischen Felds bedeutet dies, dass verstärkt die „Lücken in System“ gesucht

---

*Genese und Struktur des literarischen Feldes.* Aus dem Französischen von Bernd Schwibs u. A. Russer. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1999.

werden.<sup>2</sup> Der Möglichkeitsraum wird ausgelotet, er wird gezielt erweitert und mit neuen Angeboten überschritten. Das zeigt sich bei der Distanzierung vom „Alten“: Dem „Ende der Kunstperiode“ entspricht das ebenso ausgerufenen „Ende der Kritik“. Spätestens seit Mitte der 1820er Jahre genügen die geläufigen literaturkritischen Formen der verstärkten Erfahrung von Zwiespalt, Unruhe, Vielfalt und Beschleunigung nicht mehr: Dies gilt gleichermaßen für die referierende Gelehrsamkeit, die neue Literatur mehr anzeigt als beurteilt, wie für den exegetischen Ansatz der Romantiker, die mit ihrer Form der Kritik das künstlerische Werk nicht an die Erfahrungswirklichkeit rückbinden wollen, sondern es in einer weiteren Schicht der Reflexivität auflösen. Dieses Unbehagen ruft gegenläufige Effekte hervor: den Wunsch, umgestaltend und erneuernd einzugreifen, wie das Bemühen, eine brüchig gewordene Ordnung zu bewahren. Diese Polarität von Beharrung und Tendenz kennzeichnet die Epoche und findet in den engagierten Vorstößen, die der Literaturkritik eine erneuernde Funktion für das gesamte Literatursystem und darüber hinaus zusprechen, ihren intellektuellen Ausdruck. So leitet die Klage über das ‚Ende der Kritik‘ regelmäßig die Proklamation einer ‚neuen Kritik‘ ein, die sich in Formen und Inhalten gegen eine abgelebte Zeit und deren Vertreter wendet.

Die Eckpunkte dieser engagierten Kritik sind bekannt: Börne und Heine kreieren einen neuen Journalstil und bleiben für lange Zeit die Bezugspunkte aller Publizistik; das Junge Deutschland bildet eine ereignishafte Allianz mit dem machtbewussten Wolfgang Menzel als Gegenspieler, seine Protagonisten bleiben bis in den Realismus hinein journalistisch aktiv; die „wissenschaftliche Kritik“ der Linkshegelianer gründet Ästhetik und demokratischen Vorstoß in einer geschichtsphilosophischen Perspektive mit umfassendem Anspruch. Weniger aufregend und weniger bekannt ist das literaturkritische Alltagsgeschäft der „Recensiranstalten“, der literarischen Anzeiger, die offensichtlicher Teil einer Organisation des Buchmarkts sind. Auch die breite spätaufklärerische Praxis der literarischen Besprechungen ist weniger bekannt; hierzu gehören z.B. Willibald Alexis oder Hermann Marggraff und viele, deren Namen dem Usus gemäß nicht genannt werden, mit ihren Besprechungen jedoch zur Konsolidierung des Kritikerberufs beitragen.

---

2 Vgl. ebd. S. 372.

## 2. Die Organisation von Markt und Forum

Recht selbstverständlich wird die Kritik als Teil des literarischen Diskurses gesehen, die „literarische Kritik wird im Namen und Interesse der Literatur selbst geübt“, ist „Selbsterkenntnis und Selbstprüfung der Literatur“, ihr „Gewissen und Selbstbewußtsein“<sup>3</sup>. Sie ist aber auch literarisch-politische Avantgarde, der „Speer der Minerva“<sup>4</sup>, und Vermittlerin zwischen Angebot und Nachfrage, Türsteher des Buchhandels. Das immer spannungsvolle Verhältnis von schöner Literatur und den Mechanismen des Buchmarktes kommt in einer Literaturkritik, die Position und Abhängigkeiten reflektiert, potenziert zur Sprache.

### Verschiedene Wertskalen

Kennzeichen der kritischen Intellektuellen ist ihr Autonomieanspruch, ein Hang zur Insubordination und Ablehnung heteronomer Normen. Den Büchermarkt, „das Fabrikgeschäft mit Büchern“, beobachtet man eher distanziert.<sup>5</sup> Ebenso auffällig ist aber, wie häufig der Geld- und Warenzirkulation entlehnte Metaphern verwendet werden, um den Austausch von Ideen und ästhetischen Positionen zu beschreiben. Börne spricht von dem „Kupfer, das durch Tagesblätter unter das Volk gebracht wird“, und hebt damit die Zirkulationsgeschwindigkeit positiv hervor, die die leichte Münze der Publizistik dem „Gold in Büchern“ voraus habe.<sup>6</sup> Ähnlich formuliert Theodor Mundt, wenn er von dem „vielseitigen Geschäftssysteme, durch welches das

3 „Gedanken über literarische Kritik.“ *Deutsche Viertel Jahrschrift* 1844. H. 2: S. 77-131, hier S.106.

4 Wienbarg an Georg von Cotta, 28.11.1835. Zit. n. *Briefe an Cotta. Vom Vormärz bis Bismarck 1833-1863*. Hg. Herbert Schiller. Stuttgart, Berlin: Cotta, 1934. S. 378.

5 Heinrich Laube in der „Mitternachtzeitung“ vom 3.6.1836. Zit.n. *Die Zeitschriften des Jungen Deutschland*. Hg. Heinrich Hubert Houben. Bd. 1. Berlin: Behr, 1906. Sp. 355.

6 Ludwig Börne. Ankündigung der Wage. Ders. *Gesammelte Schriften*. Hamburg: Hoffmann und Campe/Frankfurt/M.: Literarische Anstalt, 1862. Bd. 1.: S. 132-156, hier S. 135. Zur Kreislaufmetaphorik vgl. Harald Schmidt. „Jungdeutsche Publizistik als ‚Ideen-zirkulation‘“. *Vormärzliteratur in europäischer Perspektive II. Politische Revolution – Industrielle Revolution – Ästhetische Revo-*

geistige Capital der Nation heutzutage in Umlauf gebracht wird“, schreibt. Die Funktion der kritischen Journalliteratur wird in Analogie zu Warenproduktion und Warenverkehr gesehen: „Was die Dampfmaschinen und Eisenbahnen für den äußern und commerciellen Verkehr, sind die Journale bereits im Reiche des Gedankens und für den geistigen Umsatz geworden.“<sup>7</sup> Was Mundt Mitte der 1830er Jahre als Programm seiner *Schriften in bunter Reihe* ankündigt, setzt sich bis in die Titelgebung der Journale durch: *Telegraph, Pilot, Locomotive, Eisenbahn, Westfälisches Dampfboot*.

Eine solche positive Übernahme merkantiler oder industrieller Metaphorik findet sich aber nur, wenn es um die analoge Beschreibung eines intellektuellen Kreislaufs geht: Die Übernahme der Bildsprache soll die Literatur nicht an den Verkehr profaner Waren annähern, sondern gerade einen alternativen Austausch zeigen. So finden sich zahlreiche Äußerungen, die den doppelten Warencharakter der Literatur herausstellen und dabei eindeutig für die eine Seite Partei ergreifen. So heißt es beispielsweise in Ludolf Wienbargs Besprechung von Heines *Salon*: „Schiller und Goethe dichteten für das deutsche Volk, und die Cotta'sche Buchhandlung verkaufte ihre Werke an das Publicum.“<sup>8</sup>

Die Wertskalen von Buchmarkt, ökonomisch durchdrungener Bürgerwelt und literarisch-intellektuellem Verkehr werden als unterschiedlich markiert, sie geben unterschiedliche Währungen aus. In einer Besprechung moderner Lyrik durch Hermann Marggraff heißt es: „Ist er [der Dichter] ein armer Schlucker, so creditirt ihm niemand einen Sechser auf sein Talent. Die Poesie ist nicht wechselfähig [...]“<sup>9</sup> Arthur Schopenhauer schreibt anderthalb Jahrzehnte früher an seinen Verleger Brockhaus: „Bin ich denn danach ein Mann, dessen Sachen nicht die Druckkosten werth sind? – Aber freilich weiß ich sehr wohl, daß der Werth der Dinge nicht mit dem Absatz parallel geht.“ Und wie Marggraff das Talent, so sieht Schopenhauer den Nachruhm als nicht kreditwürdig an: „Wechsel auf die Nachwelt sind nicht diskontabel,

---

*lution*. Hg. Martina Lauster/Günter Oesterle. Bielefeld: Aisthesis, 1998: S. 207-228.

- 7 Theodor Mundt. Zeitperspective. Ders. *Schriften in bunter Reihe*. Leipzig: Reichenbach, 1834: S. 1-7, hier S. 5.
- 8 Ludolf Wienbarg: [Rez.] Heinrich Heine: *Salon II. Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle* 1835. Nr. 991: S. 41-44; Nr. 999. S. 109-112, hier S. 111.
- 9 Hermann Marggraff: „Moderne Lyrik“. *Blätter für literarische Unterhaltung* 1858. Nr. 13: S. 225-234, hier S. 226.

das weiß ich.“ Auch Jahre später ist der Philosoph kein absatzstarker Autor geworden, und nun geht seine Argumentation weiter, er sieht nicht nur eine Unabhängigkeit intellektueller und ökonomischer Wertung, sondern reklamiert ein reziprokes Verhältnis, wenn er von sich sagt, er sei in Honorarfragen „bescheiden“, weil er „nicht das Glück habe ein schlechter Schriftsteller zu seyn“<sup>10</sup>. Mit der ironischen Kopplung der bürgerlichen Wohlfahrt an die geistige Indolenz als individuelles „Glück“ desavouiert Schopenhauer hier zugleich einen Schlüsselbegriff der zeitgenössischen realistischen Literatur.

Niemand leugnet den Warencharakter der Literatur und niemand möchte ihn als das ‚Wesen‘ des literarischen Verkehrs sehen. Des Eindrucks der expandierenden Buchhandelsindustrie kann man sich nicht erwehren, gleichwohl wird genau das versucht: Der Bereich der hochgewerteten Literatur soll vor Prägungen durch den entstehenden Massenmarkt geschützt bleiben. Dem regulierenden Medium des Geldes werden Wissen, Schönheit, Einfluss, die Anerkennung der literarischen *Peers* entgegengestellt. Damit wird nach eigenen Regeln ein feldspezifisches Kapital generiert, das wiederum den Wert der kulturellen Produktion bestimmt. Diese Position wird als Verhandlungsbasis eingesetzt, um auch ökonomisch zu reüssieren. Kulturelle Güter sind gleichzeitig Ware und Bedeutung, sie haben einen symbolischen und einen ökonomischen Tauschwert. Autonomie ist dabei ein ästhetisches Merkmal der Positionsnahme, keine tatsächliche Verweigerung der ökonomischen und symbolischen Verwertung. Mit anderen Worten: Die Weigerung, sich zu verkaufen, ist der Daseinszweck der Literatur und ihr bestes Verkaufsargument.

### Physische und intellektuelle Maßzahlen

Wert und Masse werden als Gegensätze aufgefasst, in Gutzkows Text über „Literarische Industrie“ heißt es: „Die ungeheure in Deutschland aufgestapelte Papiermasse gibt von selbst schon den Eindruck einer gewissen Wertlosigkeit.“<sup>11</sup> Die Messbarkeit von Literatur in physischen Einheiten

---

10 Briefe vom 17.5.1843 und 27.1.1859. *Das Buch als Wille und Vorstellung. Arthur Schopenhauers Briefwechsel mit Friedrich Arnold Brockhaus*. Hg. Ludger Lütkehaus. München: Beck, 1996, hier S. 55, 97.

11 Karl Gutzkow. „Literarische Industrie“. *Beiträge zur Geschichte der Neuesten Literatur*. Stuttgart: Balz, 1836. S. 1-22, hier S. 13.

widerstrebt dem Selbstverständnis der Schreibenden. In der Korrespondenz Heinrich Heines mit seinem Verleger Julius Campe findet sich hierfür ein über mehrere Briefe ausgeführter Beleg: Campe bittet Heine, er möge Füllstoff liefern, um den *Romanzero* auf eine bestimmte Bogenzahl zu bringen und bedient sich eines Beispiels aus der Wirtschaft: „Das Publikum will sein Maß Bier haben: ob etwas Schaum das Glas füllt und Bier fehlt – das ist egal, wenn nur das Quantum Bogen (so viele Krüge) geliefert werden, ob sie voll sind oder etwas Schaum mehr sie füllt, ist gleichgültig –: der *Geist ist ja da* [...]“<sup>12</sup> Heine läßt sich weder jetzt noch später auf Campes am Alkoholkonsum modellierte Wirkungsästhetik ein; zitiert sie aber fast ein Jahr später in eigener Sache:

Sie wissen, ich bin gewissenhaft und befolge nicht das Bierbrauerrezept, das sie mir unklugerweise selber mitgeteilt haben, und wodurch ich im Stande wäre, Ihnen eitel Schaum statt guten Breihahn einzuschenken. Bezahlen Sie gut, so gebe ich gutes Bier; wo nicht, so heißt es: wie geblecht, so gezecht.<sup>13</sup>

Weniger eloquent, aber in der Sache ähnlich wird Wilhelm Raabe später dem Redakteur von *Westermanns Monatsheften* erklären: „Ich verkaufe meine Arbeiten nicht nach der Elle [...]“<sup>14</sup> – Die Literatur möchte bezahlt werden, aber nicht nach Materialeinheiten, sondern nach den Wertmaßstäben ihres eigenen Felds. Diese zur Kalkulationsgrundlage der Verhandlung mit Verlegern zu machen und im ökonomischen Feld sogar Mitstreiter zu gewinnen, ist hohe Kunst und zeichnet den professionalisierten Schriftsteller aus.

Die Verhandlungen über den Wechselkurs hängen davon ab, ob es gelingt, den intellektuellen Gebrauchswert von Literatur stark zu machen. Die Argumentationsfigur, mit der sich Autoren und Kritiker von der materialen Darreichungsform distanzieren, scheint unabhängig von der politischen oder ästhetischen Gesinnung zu sein, denn sie findet sich bei so unterschiedlichen Autoren wie Heine und Raabe, Jeremias Gotthelf, Wolfgang Menzel, Karl Eduard Prutz, Theodor Mundt, Hermann Marggraff, Willibald Alexis oder

12 Campe an Heine, 26.9.1851. Heinrich Heine: *Säkularausgabe. Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse*. Bd. 23. Berlin, Paris: Akademie-Verlag, Editions du CNRS, 1972. S. 326f.

13 Heine an Campe, 12.8.1852. Ebd. S. 224.

14 Raabe an Adolf Glaser, 13.10.1869. Wilhelm Raabe. *Sämtliche Werke*. Erg.-Bd. 2. Bearb. Karl Hoppe unter Mitarbeit von Hans-Werner Peter. Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht, 1975. S. 136.

Karl Gutzkow. Die *quantité* ist auch für Prutz *negligeable*, er ist „unbekümmert, ob in diesem Jahre zehntausend und im nächsten zwanzigtausend Ballen lyrischer Gedichte gedruckt werden“, und trennt zwischen den Verzeichnissen der Buchhändler und der Literaturkritik: „noch nicht alles, was im Meßkataloge steht, gehört darum schon zur Literatur“<sup>15</sup>.

Nimmt man die abgeschwächten Formen dieser Argumentation hinzu, kann sie als topisches Element in zahlreichen Besprechungen aufgefunden werden, wenn nämlich Lektüre dazu dient, den „literarischen Marktöbel“ zu bedienen, „die gemüthlichen Leser [...] die die Bücher nach der Elle consumiren“<sup>16</sup>, oder Bücher als „sehr alltägliches Leihbibliothekenfutter“<sup>17</sup> rubriziert werden. Für die Kritik selbst gilt Gleiches: Eine „Handvoll Recensionen“ sind für Gutzkow *keine* Kritik, und Ludwig Börne drückt die Position in seinem bekannten Satz von den Rezensionen, die sich mit nichts treffender vergleichen lassen „als mit dem Löschpapiere, auf dem sie gedruckt sind“<sup>18</sup> pointiert aus. Auch Wolfgang Menzel schildert die „Recensiranstalten“, in denen „fabrikmäßig“ besprochen werde.<sup>19</sup>

### Ein Aptum der Reclame?

Im Dreieck Autor – Buchhandel – Publikum nimmt die Kritik eine variable Mittelstellung ein: Sie stellt sich neben, vor und gegen den Autor, sie blickt dem Publikum ins Auge, reicht ihm die Hand und verteilt erzieherische Ohrfeigen, sie steht im Dienst der Verlage und will doch nicht als deren Werbemaschinerie agieren.

15 R.[obert] E.[duard] P.[rutz]. „Ueber die Fruchtbarkeit der heutigen Lyrik. (Ein Wort des Trostes für Dichter, deren Verse nicht gelesen werden.)“ *Rheinische Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe* 1842. Nr. 86. 27.3.: S. 2.

16 [Karl Gutzkow:] „Wahrheit und Wirklichkeit“. *Phönix. Frühlings-Zeitung für Deutschland. Litteratur-Blatt* 1835: S. 693-695, hier S. 694.

17 Thaddäus Lau. „Neue Romane“. *Blätter für literarische Unterhaltung* 1858. Nr. 6: S. 108-110, hier S. 108.

18 Karl Gutzkow. „Über Parthei und Partheifähigkeit der Deutschen. Als Einleitung zu den literarischen Besprechungen des Telegraphen“. *Telegraph für Deutschland* 1843: S. 5; Ludwig Börne. „Einige Worte über die angekündigten ‚Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik‘“. Ders. *Gesammelte Schriften* (wie Anm. 6). Bd. 1: S. 64-80, hier S. 66.

19 Wolfgang Menzel. *Die deutsche Literatur*. Stuttgart: Frankh, 1828. Bd. 2. S. 292.

Autor und Rezensent Theodor Fontane weiß „Eine Waare, die nicht feilgeboten wird, findet keinen Käufer“<sup>20</sup>, bei Thaddäus Lau heißt es, Kritik solle sich nicht „zur Reclame erniedrigen und verseichtigen“<sup>21</sup>. Je nachdem, über welche Wertsphäre das imaginäre Dreieck gelegt wird, erscheint der Kritiker als vermittelnder Intellektueller und scharfsinniger Mit-Literat, der zwischen Autor, Publikum und Buchhandel regulierend im Sinne der Literatur agiert, oder als Marktschreier, der obskure Lieferdienste zwischen Textfabrikanten und Literaturpöbel zum Nutzen des buchhändlerischen Spekulantentums leistet. Verkauft werden muss, aber wie verhalten sich Geschäft und Aufklärung zueinander, die beide vom schnellen Austausch und Medienabsatz profitieren? Die Differenz zwischen Bücherverkehr und Journalistik, die Heinrich Laube benennt, ist die zwischen Buchmarkt und Öffentlichkeit: „Ich habe früher einmal gesagt: der Bücherverkehr wird nicht besser, wenn die Deutschen nicht mehr *kaufen* – die Journalistik wird aber nicht besser, wenn sie nicht besser *lesen*.“<sup>22</sup>

Grenzen werden auch bei der Bewerbung von Literatur gezogen, Schopenhauer möchte sich sogar vertraglich zusichern lassen, dass Anzeigen seiner Schrift von „keiner Belobung“ begleitet werden.<sup>23</sup> Das Aptum der Literaturbewerbung zu finden, scheint jedenfalls nicht so einfach, Julius Springer schreibt an Jeremias Gotthelf aus Anlass der Gesamtausgabe:

So möchte ich vor allem einen recht schönen Prospectus haben. Ich meine, in welchem die Schriften dem Publikum in recht ansprechender Weise vorgeführt werden, ohne dabei in einen Marktschreiertone zu fallen. Derlei zu machen ist schwer. Sie, geehrter Herr, würden es auch nicht können. Ich pflege derlei auch etwas hölzern zu Stande zu bringen. Es fragt sich, ob Sie unter Ihren Freunden jemand kennen, der zu derlei Talent und Geschick hat. Die buchhändlerische und geschäftliche Färbung will ich dem Dinge schon geben,

---

20 Fontane an Wilhelm Wolfsohn, 9.1.1850. Theodor Fontane. *Briefe*. Hg. Walter Keitel/Helmuth Nürnberger. Frankfurt/M., Berlin: Hanser, 1987. Bd. 1. S. 102.

21 Thaddäus Lau. „Neue Romane“. *Blätter für literarische Unterhaltung* 1858. Nr. 6: S. 108-110, hier S. 108.

22 Heinrich Laube. „Literatur“ [Über Kritik und Publikum]. *Zeitung für die elegante Welt* 1833: S. 709-711, 729-732, hier S. 729.

23 Schopenhauer an Brockhaus, 26.6.1843. *Briefwechsel* (wie Anm. 10). S. 63.

den geistigen Überhauch wünschte ich nur von anderer, gewandterer und den Geist Ihrer Schrift vollständiger erfassender Hand.<sup>24</sup>

Auch der Verleger unterscheidet also zwischen ökonomischer und literaturkritischer Kompetenz. Die beiden Negativpole, die es zu vermeiden gilt, werden benannt: „hölzern“ und „marktschreierisch“. Sie markieren das grundsätzliche Dilemma, in der sich die Vermittlung schöner Literatur in Zeiten sich verschärfender Marktradikalität befindet: Die betuliche Mitteilung ist *passé*, die reißerische Vermarktung anrühlich. In der Regel drängen Autoren mindestens darauf, *dass* ihre Schriften eifrig beworben, oft und gut rezensiert werden. Das zeigt sich in vielen Verlegerbriefwechseln, das Rezensionswesen wird von Verlegern und Autoren beobachtet und genutzt. Verleger betrachten es als Teil ihres professionellen Wissens, auf der Klaviatur der Kritik zu spielen, Rezensionen zu initiieren oder kontern zu lassen, gute Verbindungen zu haben, wohlgesinnte Redakteure zu kennen, kurz, das Netzwerk der informellen Wege zu nutzen.

#### Lobassekuranzen, dreiste Buchhändler, kritische Hausordnungen

So sehr die Kritik auf Unabhängigkeit ihres Urteils und Distanz zu den ökonomischen Wertmaßstäben pocht, ist sie aber durch die Verflechtungen der Personen wie der Publikationsorgane Teil des publizistischen Systems. Auch hier gilt: „Die Liebe, die Freundschaft, der Patriotismus, die Religion, Alles bedarf einer kleinen Hinterthür, durch welche die Zehnthalerrollen ihren geheimnißvollen Verkehr betreiben können.“<sup>25</sup> Wenn eine Publikation verspricht, „das Buch des Tages, das Buch der Saison zu werden“, ruft sie schon deswegen „eine ausführliche Besprechung hervor“ –, die Verlags-„Rücksichten“, über die Cotta an Wienburg schreibt: „Wissen Sie diese zu schonen und sich denselben zu konformiren, so kann sie [die Cottasche Buchhandlung] Ihnen nützlicher sein als irgendeine Buchhandlung“<sup>26</sup>, vor

24 Springer an Gotthelf, 22.8.1853. Jeremias Gotthelf. *Sämtliche Werke*. Hg. Rudolf Hunziker/Hans Bloesch. Erg.-Bd. 8. Bearb. Kurt Guggisberger/Werner Jucker. Erlenbach-Zürich: Rentsch, 1952. S. 49.

25 Karl Gutzkow. „Staatwirtschaftslehre“. *Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur*. Neue wohlfeile Ausgabe. Stuttgart: Balz, 1839. S. 354-379: S. 361.

26 Cotta an Wienburg, 4.12.1835. *Briefe an Cotta* (wie Anm. 4). S. 381f.

allem, wenn das Honorar an die Auflage gekoppelt ist. Das symbolische Kapital der Autonomie des Kritikers ist einem Netz ökonomischer Abhängigkeiten unterworfen, umgekehrt kann er eine einflussreiche Stellung für seine Ziele nutzen.

Eigentlich verwahrt sich die Literatur gegen Einflussnahme, aber was ist gegen ein funktionierendes Netzwerk zu sagen? Sehr viel, wenn es das der anderen ist: Menzel schildert die „Lobassekuranz, welche sie [die Jungdeutschen] untereinander etabliert hatten“<sup>27</sup>, und es wäre eine eigene Untersuchung wert, wo jeweils die semantischen Trennlinien zwischen ‚Coterie‘ und ‚Partei‘ gezogen werden oder für Autoren die Freiheit des Kritikers endet. Heine beklagt, dass im *Telegraph* Campe-Autoren von Angriffen nicht verschont bleiben und bekommt vom Verleger nicht nur zu hören, dass der Redakteur „sich die Freiheit sicherte, in der Redaction zu schalten und zu wallten, wie *er* es will“, sondern auch: „Sie sollten zB wissen, was Sie Selbst gegen Göthe auf Cottaschem Papier drucken ließen.“<sup>28</sup> Gutzkow, ebenjener Redakteur, der auf seine schriftstellerische Freiheit großen Wert legt, beschwert sich bei seinem Verleger Brockhaus über Kritik im von Robert Prutz redigierten *Deutschen Museum*, das ebenfalls bei Brockhaus erscheint, und mahnt eine „Hausordnung“ an – wogegen sich der Verleger verwahrt.<sup>29</sup>

Als besonders gut organisierter und für Autoren deshalb attraktiver Literaturkonzern gilt der Cotta Verlag, dessen bestelltes Lob die Zeitgenossen häufiger aufs Korn nahmen.<sup>30</sup> Friedrich Hebbel, dem ein Angebot vorliegt,

---

27 Wolfgang Menzel. *Deutsche Dichtung III* [1859]. Zit. n. *Das Junge Deutschland. Texte und Dokumente*. Hg. Jost Hermand. Stuttgart: Reclam, 1966: S. 335-341, hier S. 341.

28 Campe an Heine, 19.9.1840, 18.4.1839. Heine. *Säkularausgabe* (wie Anm. 12). Bd. 25. 1974. S. 287, 202.

29 Vgl. Gutzkow an Brockhaus, 29.5.1859 und den vorangegangenen Brief sowie die Repliken des Verlegers. Zit. n. Gerhard K. Friesen. „Der Verleger ist des Schriftstellers Beichtvater. Karl Gutzkows Briefwechsel mit dem Verlag F. A. Brockhaus 1831-78“. *AGB* 28 (1987): S. 1-213, hier S. 114ff.

30 Heinrich von Treitschke leitet die Rezension von Riehls *Die deutsche Arbeit* im *Literarischen Centralblatt* mit den Worten ein: „Wir haben dies Buch mit großem Interesse in die Hand genommen, nicht gerade, weil die unparteiischen Organe der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, altheiligem Handwerksbrauche getreu, das Werk bereits allüberall als eine ‚neue Perle‘ der deutschen Literatur anpreisen.“ Ders. *Historische und Politische Aufsätze*. 4 Bde. Leipzig: Hirzel, 1886/1897. Bd. 4. S. 552.

will dennoch hart verhandeln, „denn von den Lobsprüchen der Allg. Zeitung, die einem Cotta'schen Verlags-Artikel niemals fehlen, wird man nicht fett.“<sup>31</sup> Und mancher Literat will nicht im Rahmen solcher Kartelle rezensieren, weil er fürchtet, sein Ruf könne unter dem Vorwurf bestellter Lobhudelei leiden.

Jahre zuvor konnte der Streit zwischen Menzel und Gutzkow nur deshalb im Verbot einer ganzen Autorengruppe resultieren, weil der Cotta'sche Redakteur eine solche Zentralstellung innehatte. Aber auch nur deshalb, weil es um die Vormacht im literaturkritischen Raum geht, kommt es überhaupt zum Zerwürfnis: Johannes Scherr's bissige Skizze macht deutlich, wie literaturpolitisches Eigeninteresse die Feder lenkt und Menzel den Konkurrenten von der Staatsgewalt abführen lässt:

Der edele Eckart deutscher Sittlichkeit und Aesthetik, dem der Rothschild des deutschen Buchhandels statt des Renommistenschlägers, womit er früher kritisch geflunkert, die literarische Nachtwächterklapper in die Hand gegeben, that sich auf als Schildhalter des germanisch-christlichen Prinzips und klapperte vor allen Regierungscollegien und Polizeihäusern von Gefährdung Gottes und der Menschheit, von Verrath an Vaterland und Tugend, an Gesetz und Sitte, kurz er verführte den nachtwächterlichsten Rumor, der je in einem Literaturblatt ausgekrakeelt worden ist. Es war aber bloß die altersschwache Angst, von der kühnen Jugend tüchtig aufs anmaßliche Fell geschlagen zu werden, was aus der kritischen „Lärmtrommel“ tremulirte [...].<sup>32</sup>

Die größte Freiheit hat ein Kritiker, wenn er sein eigenes Organ herausgibt. Die mit geringen Auflagen produzierten, oft nur kurzlebigen Organe erreichen nur wenige, werden dafür aber vom Kreis der professionellen Leser wahrgenommen. Als Artikulationsforum und Medium der programmatischen Gruppenbildung sind sie von größerer Bedeutung als die etablierten Organe. Um das lesende und kaufende Publikum zu erreichen, sind hingegen Rezensionen in Tageszeitungen oder populären Zeitschriften wie dem *Morgenblatt*, den *Blättern für literarische Unterhaltung* oder Beiträge in Tageszeitungen wichtiger.

31 Hebbel an Felix Bamberg, 31.8.1850. Friedrich Hebbel. *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*. Hg. Richard Maria Werner. Wien u.a.: Behr, 1906f. Abt. 3. Bd. 4. S. 241f.

32 Johannes Scherr, „Jung-Deutsche“. *Poeten der Jetztzeit in Briefen an eine Frau*. Stuttgart: Franckh, 1844: S. 124-152, hier S. 124f.

## Kritische Lohnarbeit

Aus Sicht der ambitionierten Kritiker ist entscheidend, wie souverän sie schalten dürfen, als Eigentümer sind sie frei, tragen finanziellen Gewinn und finanzielles Risiko, als „angestellter Scriblifax“<sup>33</sup>, wie Fontane sich später nennen wird, müssen sie sich den Zielen des Verlegers unterordnen. Die Intelligenz will Medialinstanzen, die Individuen brauchen einen Lebensunterhalt, in der Praxis soll sich beides vereinen, was nicht immer gelingt. Campe berichtet über Gutzkows Periodikum, das er übernehmen möchte: „Sein Telegraph [...] verlegte er selbst, aber er hatte nur 210 Abonnenten und verlor viel Geld daran. [...] Ihm ist ein Journal Bedürfnis sosehr wie dem Fisch das Waßer.“<sup>34</sup> Ein halbes Jahr später heißt es: „Wir haben freilich ietzt erst 500 Abonnenten, aber was für ein Publikum! – Darin liegt der Unterschied, wir haben den besten Theil; alle Literaten müßten unser Blatt kennen und kennen es.“<sup>35</sup>

Wie der Einzelne seine Kritikerrolle ausgestaltet, hängt vom individuellen Wirkungswillen ab und vom Zugang zu publizistischen Institutionen. Als Beispiel für die Abwägung von Freiheit, Geld und Wirkung soll ein Brief Heinrich Laubes eintreten, der, vor die Wahl zwischen einem eigenen Zeitschriftenprojekt und der Mitarbeit an der wichtigsten Tageszeitung gestellt, im zweiten Falle auf festem Vertrag und inhaltlicher Freiheit besteht:

Ich müßte also jedenfalls eins von beiden lassen, und ich gestehe Ihnen, daß es für mich äußerst lockend ist, vor dem größten Publikum durch Ihre Zeitung [*Augsburger Allgemeine Zeitung*] in regelmäßiger Folge zu sprechen, während ich bei einem Journale jedenfalls fürs erste Jahr auf ein kleines Publikum beschränkt bin. Ich würde also allenfalls für die Wichtigkeit des Organs meine Pläne zurückstellen und einen größeren pekuniären Gewinn noch im Unversuchten lassen für einen kleineren. Aber es scheint mir eins dafür unerlässlich: Sie müßten diese neue Branche der Zeitung, diesen monatlichen Halbbogen wie eine abgezweigte eigene Provinz betrachten, und dem Statthalter derselben ein kontraktliches Verhältnis zugestehn.<sup>36</sup>

33 Fontane an Bernhard von Lepel, 31.10.1851, Fontane. *Briefe* (wie Anm. 20). Bd. 1. S. 194.

34 Campe an Heine, 22.10.1837. Heine. *Säkularausgabe* (wie Anm. 12). Bd. 25 (1974). S. 90.

35 Campe an Heine, 4.4.1838. Ebd. S. 130.

36 Laube an Cotta, 25.4.1840. *Briefe an Cotta* (wie Anm. 4), S. 350.

Die Freiheit des Kritikers wird in der Praxis durch Verkaufszahlen eingegrenzt: „Die Verantwortlichkeit gegen die Literatur ist nur eine ideale, aber das Verhältnis zum Publikum, die relative Abhängigkeit von dessen Beifall ist etwas Reelles.“<sup>37</sup> Abhängig ist der Kritiker von diesem Beifall, wenn sein Honorar an die Auflage gekoppelt ist. In diesem Fall ist es günstig, kein armes Publikum zu adressieren, wie z.B. Gutzkow im Rückblick sieht. Er schreibt an Feodor Wehl:

Ihr Feuilleton giebt dem alternden Telegraphen junges Leben. Strecken Sie sich nur recht behaglich in dem ganzen Blatte aus, treiben Sie Communisterei, Proletariat u. dgl. hinaus; daran, an dem Jammer um die Handwerker, wohlge-meinten, aber nicht ästhetischen Dingen, ist dies ästhetische Blatt zu Grunde gegangen. Handwerker konnten nicht 8 Thaler für ein Blatt zahlen.<sup>38</sup>

Die ökonomische Abhängigkeit wird von den Literaten als intellektuelle Beschränkung erfahren. Prutz spricht vom „Angstarbeiter der Tagespresse“<sup>39</sup>, der junge Gutzkow vermerkt: „Für freie Kost und Logis schreiben sich manche Redakteure jetzt die Seele aus dem Leibe. Deutschland hat noch keine Findelhäuser, aber es hat Journale.“<sup>40</sup> Die Notwendigkeit der Existenzsicherung ist nicht hintergebar; und wenn der ältere, etablierte Gutzkow den Einnahmen, die er durch das Schreiben *hat*, die Einkünfte entgegenstellt, die er haben *müsste*, um *richtig schreiben zu können*, macht das deutlich, dass die angestrebte Konvertibilität nicht erreicht wurde.<sup>41</sup>

---

37 „Gedanken über literarische Kritik“ (wie Anm. 3). S.118.

38 Gutzkow an Wehl, 1.10.1847. Feodor Wehl. *Das Junge Deutschland. Ein kleiner Beitrag zur Literaturgeschichte unserer Zeit. Mit einem Anhang seither noch unveröffentlichter Briefe von Th. Mundt, H. Laube und K. Gutzkow*. Hamburg: Richter, 1886. S. 182.

39 Robert Prutz. *Die deutsche Literatur der Gegenwart 1848 bis 1858*. Leipzig: Voigt u. Günther, 1859. Bd. 2. S. 61.

40 [Karl Gutzkow: Einleitung] *Telegraph für Deutschland* 1840, S. 1.

41 Vgl. Gutzkow an Wehl, 3.8.1852. Wehl. *Das Junge Deutschland* (wie Anm. 38). S. 235.

### 3. Festung, Lauffeuer, Fabrik

Die Kritiker, die schreibend ihren Lebensunterhalt verdienen, verstehen sich selbst als öffentliche Intellektuelle. Wie diese Rolle ausgestaltet wird, kann mit Blick auf dominante Metaphernkomplexe der Zeit gezeigt werden, die bereits eine Raumdimension aufweisen und sich insofern geradezu für eine „Feldanalyse“ anbieten: ausgreifende Bewegung, Entzündung des Zeitgemischs, kritischer Feldzug.

Das überkommene Bild vom Kritiker als Kunstrichter, der von einem legitimen Punkt aus zuverlässig und ruhig urteilt, ist zwar als Folie für einen großen Teil der literaturkritischen Produktion präsent, reicht aber weder als deskriptive noch als normative Kategorie aus (reaktiviert wird er im Nachmärz). Die ‚ästhetische Gerichtssitzung‘ wird erweitert: um Geschworene, Staatsanwälte, Strafverteidiger, Nebenkläger, Appellationsgerichtshöfe.

#### Das kecke Ich und die Maschine

Die Legitimität der kritischen Position speist sich aus einer starken Position des Individuums. Notwendiger Bestandteil ist das Selbstverständnis des Kritiker-Ichs, notwendiger Ausdruck die Nennung des Namens. Georg Herwegh bemerkt 1840, die Rezensenten hätten „das Wir“ abgeschafft und durch „das kecke Ich“ ersetzt.<sup>42</sup> Der Bruch mit dem Ideal der unpersönlichen Objektivität ist nicht traditionslos; er kann auf das Vorbild Lessing zurückgreifen. Mit dem Willen, sich persönlich in die Konfliktzone zu begeben, ist notwendig die Nennung des Namens verbunden. Während Organe wie die *Blätter für literarische Unterhaltung* weiterhin die Kritikeranonymität wahren, müssen Börne, Heine, Gutzkow, Wienbarg namentlich in Erscheinung treten, und seine „Polemik“ gegen Mundt zeichnet selbstverständlich auch Willibald Alexis mit seinem Namen.

Dieses auftrumpfende Ich widersetzt sich der fabrikmäßigen, leidenschaftsarmen Praxis der Literaturbesprechungen. Das Lob der Bewegung und die scharfe Konturierung des Eigenen sind die beiden Momente, die diese beleben sollen. In Theodor Mundts Gebrauch der Maschinenmetapher

---

42 Georg Herwegh. „Die Literatur im Jahre 1840“. *„Freiheit überall, um jeden Preis!“ Georg Herwegh 1817-1875*. Hg. Heidemarie Vahl/Ingo Fellrath Stuttgart: Metzler, 1992: S. 175-179, hier: S. 177.

wird das exemplarisch deutlich: Die produktive Dynamik mechanischer Apparate fasziniert, solange der Mensch ihr Programm bestimmt. Absorbiert hingegen die Maschine das Individuum, ist das Resultat das genaue Gegenteil: Stillstand statt Geschwindigkeit, Lähmung statt Beweglichkeit, Leiden an der Abhängigkeit statt Einsatz produktiver Mittel. Mundt versucht zu vermitteln, was die Aufklärung geschieden hatte – Kulturation und Maschination – und erschrickt vor den möglichen Folgen. Auch bei Gutzkow wird deutlich, dass im und über das Räderwerk Räder geschlagen werden müssen: „Die Räder, welche das übermüthige junge System schlägt, sind nicht ohne Kunst, Schema und methodisches Geschick.“<sup>43</sup> Das kann nur in heterodoxen Positionierungen geschehen, in denen der Einzelne sich und sein Programm wichtig macht. Friedrich Engels schreibt im Rückblick auf das Junge Deutschland und seine Zeit: „Jeder machte den Anspruch, exklusiver Literaturgott zu sein.“<sup>44</sup> Im Falle Menzels ist dieser Anspruch in der Vignette des *Literaturblatts* visualisiert, die einen blitzeschleudernden Jupiter zeigt. Menzel ernennt sich zum Racheengel, zum Anwalt des Publikums, was im Falle von Gutzkows *Wally* so formuliert wird:

Ich finde da einen Roman des Herrn Gutzkow, der in der That von Frechheit und Immoralität schwarz aufgeschwollen ist und muß nun meines Amtes warten. So lange ich lebe, werden Schändlichkeiten dieser Art nicht ungestraft die deutsche Literatur entweihen.<sup>45</sup>

Stellt man der ironiefreien Selbsteinschätzung Menzels das blasphemische *Credo* des Angegriffenen entgegen, so wird deutlich, wie unterschiedlich das beiderseits vorhandene Sendungsbewusstsein jeweils ausgestaltet wird: „Ich glaube an die Zeit, die allmächtige Schöpferin des Himmels und der Erden, und an ihren eingeborenen Sohn, die *Kunst*, welche viel gelitten hat unter Pontius und Pilatus, von Crethi und Plethi, und doch die Welt erlösen helfen wird.“<sup>46</sup> Und wenn Gutzkow kommentiert: „Einzelne geniale Köpfe reißen das vormundschaftliche Recht über die Masse an sich und schleu-

43 Karl Gutzkow. [Editorial] *Phönix. Literatur-Blatt* 1835: S. 21-24, hier S. 21.

44 Friedrich Engels. „Alexander Jung und das Junge Deutschland“. Zit n. *Das Junge Deutschland* (wie Anm. 27). S. 366.

45 Wolfgang Menzel. „Wally die Zweiflerin. Roman von Karl Gutzkow“. *Morgenblatt für gebildete Stände. Literatur-Blatt* 1835: S. 369-376, hier S. 370.

46 Karl Gutzkow. [Mein Glaubensbekenntnis]. *Phönix* 1835. *Literatur-Blatt* Nr. 13. S. 311.

dern aus ihren eignen Wolkenthronen entzündende Blitze in die brennbaren Interessenstoffe<sup>47</sup>, so ist das ein direkter Bezug auf Bild und Stellung Menzels und zeigt, wie der eine auf Ordnung und Strafe, der andere auf Explosivität fixiert ist.

### Brand, Explosion, Lauffeuer

Mit den „brennbaren Interessenstoffen“ ist ein weiteres Bildfeld angesprochen: das System der Literatur wird als gärend, hitzig, entflammbar verstanden. Die Spannung entlädt sich als exothermische Reaktion: in Brand, Explosion, Elektrizität und hinterlässt ein verändertes Feld. Die „Lavatrümmer der Kritik“ sind der fruchtbare Grund für neue Literatur.<sup>48</sup> Menzel verteuft die „Brandschriften“ des Kommunismus<sup>49</sup>, und im Brockhaus wird die Kritik der Linkshegelianer als vernichtende „Brandfackel“<sup>50</sup> bezeichnet.

Eine Kettenreaktion auszulösen, die Umlaufgeschwindigkeit zu erhöhen, ist ein Wert an sich. Die französische Journalliteratur ist das beneidete Vorbild, so bei Laube:

Die fliegenden Worte eines Journals sind binnen acht Tagen vor allen Tribunalen gewesen, sie haben ihre Bestimmung erfüllt, und diese öffentlichen Tribunale haben entschieden, ob gut oder schlecht. Das deutsche Buch irrt wie ein Handwerksbursche umher [...].<sup>51</sup>

Das was den Pariser Zuständen am nächsten kommt, ist eine Korrespondenz von Börne: „Wie stolz würden wir seyn, wenn sich vom Bockenheimer bis zum Allerheiligenthor das Lauffeuer verbreitete, dass wir etwas von Ihnen in Händen haben.“<sup>52</sup> Bewegung und Operativität werden von denen positiv

47 Karl Gutzkow: *Zur Philosophie der Geschichte*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1836. S. 172f.

48 Karl Gutzkow. [Rez.] „Zur neuesten Literatur, von L. Wienberg“. *Phönix. Literatur-Blatt* 1835. Nr. 31: S. 741.

49 Menzel. *Deutsche Dichtung* (wie Anm. 27), S. 341.

50 Art. „Deutsche poetische Kritik“. *Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände*. 9. Aufl. Leipzig: Brockhaus, 1844. Bd. 4: S. 284-290, hier S. 289.

51 Laube. „Literatur“ (wie Anm. 22), S. 711.

52 Gutzkow an Börne, 14.9.1835, zit. n. *Die deutschen Zeitschriften*. Hg. Houben (wie Anm. 5), Sp. 410.

konnotiert, die vom Durcheinanderwirbeln der Systemstellen zu profitieren hoffen. Die agitierende Sicht auf den Informationswandel verbindet die Wertschätzung des Raschen mit einer Vorstellung von Raumgewinn. In der Programmatik des *Telegraph* heißt es, dass die Geschwindigkeit dazu diene, den „Raum zu besiegen ...“, Idealbild ist eine Kommunikation in Echtzeit und über Räume hinweg: „Wir suchten Gedanken die *Schnelligkeit* des Gedankens zu geben, Blitzen die Schnelligkeit des Blitzes, dem Echo der Zeit das Echo des Raumes.“<sup>53</sup>

### Aufrüsten, Krieg führen, Festungen sichern

Der *Telegraph* will das Meldesystem der politisch Herrschenden für „alles Volk“ okkupieren, und die Ablösungstopik der „neuen Kritik“ bedient sich einer martialischen Semantik, um das Engagement für die eigene Sache zu unterstreichen. Heine schreibt an Gustav Kolb, um ihn als Mit-Redakteur zu halten: „Es ist die Zeit des Ideenkampfes, und Journale sind unsere Festungen.“<sup>54</sup> Diese Anleihen bei Krieg und Rüstung heißen, dass die intellektuelle Auseinandersetzung hart, ohne Rücksicht auf Verluste und mit dem Willen zu siegen, geführt wird. Bei Georg Herwegh heißt es im Rückblick von 1840 „Das Schwert der Revolution wird in der Literatur immer zunächst zum kritischen Messer“<sup>55</sup>, und Laube spricht von der „geistigen Waffenwelt“<sup>56</sup>.

Ein Journal ist ein vergleichsweise fester Standort, eine „Festung“ eben, die durch die Namen ihrer Beiträger Wirkung erzeugt, ihre Truppen sammelt, angreift, angegriffen wird, sich zur Verteidigung vorbereitet hat. Laube sieht die Erfolgsaussichten der Publizistik in ausdrücklicher Parallele zum Kriegswesen: „Und es ist wahrlich in den literarischen Angelegenheiten wie in den kriegerischen: der richtet das Meiste aus, welcher ächt Napoleonisch seine Kräfte auf einen Punct concentriren kann.“<sup>57</sup>

Nicht umsonst betitelt Wienbarg die Sammlung, die ihn bekannt macht, *Ästhetische Feldzüge*. Ihre formative Wirkung sollte nicht unterschätzt

53 *Telegraph für Deutschland* 1837. Nr. 1.

54 Heine an Gustav Kolb, 11.11.1828. Heine. *Säkularausgabe* (wie Anm. 12). Bd. 20. S. 350. Vgl. auch Heines Brief an Cotta vom selben Tag.

55 Herwegh, „Die Literatur im Jahre 1840“ (wie Anm. 42), S. 178.

56 Zit. n. *Die deutschen Zeitschriften*. Hg. Houben (wie Anm. 5). Sp. 356.

57 Laube. „Literatur“ (wie Anm. 22), S. 711.

werden, auch wenn sie nicht aus einer konkreten Gruppenbewegung heraus entsteht – Wienbarg lernt Gutzkow, Laube und Mundt erst später kennen. Im täglichen Rezensionsgeschäft weniger engagiert als Gutzkow oder Laube, fertigt er doch in nur sechs Monaten eine Reihe von Besprechungen für die Hamburger *Literarischen und Kritischen Blätter der Börsen-Halle* an, mit denen er die Erkenntnisse der *Feldzüge* literaturkritisch umsetzt. Die Sammlung dieser Kritiken im Band *Zur neuesten Literatur* nimmt auf dem Titelblatt – das Wienbarg als „Verfasser der ästhetischen Feldzüge“ vorstellt – und in der Vorrede Bezug: „Andere Position, andere Art, Krieg zu führen.“<sup>58</sup>

Die Inspektion martialischer Metaphorik fördert anachronistische Bilder zutage. Im emphatischen Sendungsbewusstsein finden sich Anklänge an einen religiösen Krieg. Ob Muskelspiel, einfallsreicher Partisanenkrieg, überlegter Stellungskrieg, Eroberungsfeldzug – was zusammengedacht wird, ist der Sieg über die alte Epoche, die Eroberung und Inbesitznahme des Raums. Die Kritik musste „überall siegen“: „Behangen mit den Schädelguirlanden der Erschlagenen, nahm sie von dem verödeten Felde der Literatur Besitz.“<sup>59</sup>

Und dann: Ruhe?!

Die Bedeutung dieser Bilder erschließt sich vor allem im Kontrast mit der realistischen Programmatik des Nachmärz. Hier soll wieder die Ruhe des gesicherten Standorts und abgemessenen Urteils herrschen. Das gilt gesamtgesellschaftlich und wird von den *Grenzboten*-Redakteuren Julian Schmidt und Gustav Freytag, die eine Scharnierfunktion zwischen sozialem und literarischem Realismus erfüllen, in der Literaturkritik paradigmatisch vertreten. Gemeinsames Interesse ist eine politisch beruhigte, ökonomisch überformte, bürgerliche Sozialethik: Sowohl im politischen wie im ästhetischen Diskurs finden sich nun gehäuft Begriffe wie ‚Versöhnung‘ und ‚Ruhe‘, mit denen Utopien und Theorien als fruchtlose Gedankenexperimente zurückgewiesen werden. Die marktformige Durchdringung des Literaturbetriebs wird zunehmend zur Kenntnis genommen und äußert sich im Laufe des fortschreitenden Jahrhunderts als popularisierende Orientierung auf den Leser, die neue Textsorten und Zeitschriftentypen generiert.

---

58 Ludolf Wienbarg. *Zur neuesten Literatur*. Mannheim: Löwenthal, 1835. Unpag. Vorrede.

59 Gutzkow. [Editorial] (wie Anm. 43), S. 22.

Die Protagonisten des langen Vormärz hatten sich an der Frage abgearbeitet, wie ein intellektuelles Leben im ökonomischen zu organisieren, wie ihm Platz zu verschaffen sei.

Lilian Landes (München)

## Volkslyrik, Kunstkritik, Feuilletonroman und Genremalerei Über Annäherung und Austausch von Erfolgsformaten zwischen Literatur- und Kunstschaffenden des Vormärz

Während der frühen 1840er Jahre erfuhren Volkslyrik und volkstümliche Romane gerade im Rheinland einen plötzlichen, unerwarteten Erfolg. Von Frankreich ausgehend, wo der Feuilletonroman mit Eugène Sues *Mystères de Paris* eine beispiellose Erfolgsgeschichte schrieb, übte auch in Deutschland eine auf die gesellschaftliche Realität Bezug nehmende Dichtung und Feuilletonliteratur immense Faszination auf ausnahmslos alle Gesellschaftsschichten aus. Sozialkritische Gedichte wie die Hermann Püttmanns oder Franz von Dingelstedts erschienen nicht mehr ausschließlich in Buchform. Soziale Lyrik wurde zwar noch immer in Gedichtsammlungen herausgegeben; zu ihrem hauptsächlichen Verbreitungsorgan wurde allerdings die durch Lesegesellschaften immer weitere Kreise erreichende Presse – und sie war auf diese angewiesen, denn nicht selten waren ihre Inhalte mit der Drucklegung eines Gedichtbands bereits wieder überholt. Die sich immer mehr im Alltag auch der arbeitenden Bevölkerung etablierenden Zeitungen wurden als *per se* demokratische Züge tragende Verbreitungskanäle erkannt: Das Medium beflügelte die Botschaft seiner Inhalte. Wenn Hermann Püttmann das Leid der Weber<sup>1</sup> schildert oder Ernst Willkomm in *Eisen, Gold und Geist* (1843) das der heimischen Arbeiter und Spinner, so kommt in der Literatur der Drang zur Veränderung des sozialen *status quo* zum Ausdruck.

### Düsseldorf

Im Rheinland waren diese Entwicklungen besonders deutlich zu spüren: Köln, Elberfeld und die zuvor lange von einer verschlafenen und familiären Atmosphäre bestimmte Künstlerstadt Düsseldorf bildeten vor 1848 Zentren revolutionärer Kraft in Deutschland. Nicht zuletzt die französischen

---

1 Vgl. den Balladenzyklus „Schlesien“. Hermann Püttmann. *Sociale Gedichte*. Belle-Vue bei Konstanz: Bellevue, 1845. S. 45-89.

Einflüsse aus der Zeit vor 1815 hatten eine Stärkung des bürgerlichen Selbstbewusstseins und des Innovationsgeistes bewirkt. Liberale Handelsgesetze und eine fortschrittliche innenpolitische Gesetzgebung waren bis zum späten Zeitpunkt des politischen Anschlusses an Preußen ausgeprägter als anderswo. Das Ende verschiedener Freiheiten im Rheinland in der ersten Hälfte der 1840er Jahre, etwa das Zensur- oder das Jagdrecht betreffend, traf die Bewohner der Rheinprovinz hart. Beinahe flächendeckend setzt nun eine Oppositionsbewegung ein, die sich auch in einer tagesaktuellen Lyrik- und Novellenproduktion ausdrückte.

Zu dieser Lage kam im Rheinland eine besondere Konstellation: die außergewöhnliche Nähe von Dichtung und Malerei. „Nur die vollkommen naturgemäße Ausführung einer dichterischen Idee in Form und Farbe giebt die beseligende Erscheinung eines schönen Kunstwerkes“<sup>2</sup>, hatte Akademiedirektor Wilhelm Schadow 1828 formuliert. Die Düsseldorfer Kunstakademie, die bis über die Jahrhundertmitte hinaus einer der bedeutendsten Ausbildungsorte für junge Maler des In- und Auslands war, pflegte traditionell ein enges Verhältnis zur Dichtung. Shakespeares Drama *König Richard III.* als Vorlage für Ferdinand Theodor Hildebrandt *Die Ermordung der Söhne Eduards IV.* (1835) soll hier exemplarisch für die lokaltypische Ausprägung eines symbiotischen Verhältnisses beider Künste stehen, das eine ganze Generation Düsseldorfer Maler prägte: „Bildende Kunst war jener Zeit Dichtung mit anderen Mitteln als denen des Wortes.“<sup>3</sup> Im Hinblick auf dieses traditionelle Zusammenspiel sind einige Feststellungen entscheidend: Erstens der Anspruch der akademischen Malerei, sich mit historischen oder biblischen Themen überzeitlicher Bedeutung zu beschäftigen, zweitens eine deutliche Hierarchie, in der die Literatur die Malerei dominiert. Drittens könnte man eine gewisse akademietypische Abscheu vor der ‚Avantgarde‘ nennen, ohne dass dieser Begriff für die sprunghaft wachsende Gruppe akademiekritischer Düsseldorfer Landschafts- und Genremaler wirklich zutreffend wäre.

---

2 Wilhelm Schadow. *Gedanken über eine folgerichtige Ausbildung des Malers* (1828). Zit. n. Athanasius von Raczynski. *Geschichte der neueren deutschen Kunst*. Bd. 1. *Düsseldorf und das Rheinland*. Berlin: [o.V.], 1836. S. 324.

3 Karl Koetschau (Hg.). *Rheinische Malerei in der Biedermeierzeit. Zugleich ein Rückblick auf die Jubiläums-Ausstellung Düsseldorf 1925, der Jahrtausendfeier der Rheinlande*. Düsseldorf: Verlag des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen, 1926. S. 46.

So wie die moderne Nationalpoesie erst noch kommen muß, so auch die nationale moderne Kunst; denn die Poesie ist allezeit die Bahnbrecherin für alle übrigen Künste; [...] die langen dürren Leiber und visionären Heiligengesichter verschwinden immer mehr; die Kunst strebt naturwahr zu werden [...]. Gleichfalls vermindern sich die mittelalterlich romantischen Genrebildchen, die hübsch angezogenen Goldschmiedstöchterlein, Ritter und Mönche, in denen vor Zeiten die alte Düsseldorfer Schule das Heil suchte [...] und die Kunst arbeitet offenbar darauf hin unser eigenes Leben uns vorzuführen und die poetischen Momente darzustellen, die theils aus der Vorzeit her noch immer lebendig in unserm Volksthum fort dauern, theils durch die neuen Lebensbewegungen der europäischen Menschheit emporgetragen werden.<sup>4</sup>

Es soll im Folgenden gezeigt werden, dass diese junge Künstler- und Dichtergeneration in ihrer Rebellion gegen die eigenen Wurzeln eine Öffnung gegenüber spektakulären, zuvor undenkbareren Inhalten bewirkte, dass dabei aber fraglich bleibt, ob dem Abschütteln der alten Hierarchien und Abhängigkeiten zum Trotz ebendiese nicht teilweise erhalten bleiben oder durch neue ersetzt werden. Die freiheitliche Bewegung im Rheinland schuf die Voraussetzungen dafür, etablierte Kooperationen zwischen Dichtung und Malerei fortzuführen, dabei aber deren als reaktionär empfundene Aussage gewissermaßen von innen heraus zu revolutionieren. Die rheinische Volkslyrik stand in den 1840er Jahren in außergewöhnlich engem Kontakt zu jener wachsenden Zahl von Malern, die sich von der als verkrustet und aristokratisch empfundenen Düsseldorfer Akademie unter Wilhelm Schadow abwandten und in Vereinen und Verbänden für einen neuen, freien Kunstmarkt eintraten. Eine auffällig große Zahl der sozialen Dichter war in kaufmännischen Berufen tätig, so etwa Hermann Püttmann, Georg Weerth, Gustav Reinhart Neuhaus, Adolph Schults oder Julius Meyer.<sup>5</sup>

---

4 Gottfried Kinkel. *Allgemeine Zeitung* Nr. 230, 18.8.1842. Dass der anonyme Bericht zur Kölner Kunstausstellung von Kinkel verfasst wurde, geht aus dem Index Bernhard Fischers hervor. Vgl. Bernhard Fischer (Bearb.). *Die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ 1798-1866. Nach dem Redaktionsexemplar im Cotta-Archiv. Register der Beiträger/Mitglieder*. Bd. 2. München: Saur, 2004.

5 Vgl. etwa Walther Roer. *Die soziale Bewegung vor der deutschen Revolution 1848 im Spiegel der zeitgenössischen politischen Lyrik*. Münster: Helios, 1933. S. 222.

## Lyrik und Leinwand

Die Malerei, die sich in den 1840er Jahren durch vormärzliche Gedichte, Lieder und Prosa inspirieren ließ, war nicht länger akademische Historienmalerei, sondern deren Gegenbewegung: Genremalerei der so genannten ‚freien Künstler‘, die sich von den Akademien, ihren starren Reglements und Ausstellungszwängen losgesagt hatten. Die Verbrüderung mit den Schöpfern ‚neuer Literatur‘ bedeutete einen Affront für die Lehrergeneration in den Akademien: Bei den neuen Bildvorlagen handelte es sich nicht mehr um klassische Bildungsliteratur, sondern sie waren – wie die von ihnen inspirierten Gemälde – aus dem Moment geboren, entbehrten jeder ästhetischen Zielsetzung, ja, gaben diese bewusst zugunsten tagespolitischer Parteinahme preis. Von Tendenzliteratur und Tendenzkunst war die Rede. Dass die Ästhetik in den Hintergrund trat, führte dazu, dass jene lyrischen und erzählerischen Werke mit nachlassender Aktualität ihrer Inhalte in Vergessenheit gerieten, und die Protagonisten der Jahre 1844 bis 1847 sowohl aufseiten der Maler als auch der Literaten heute nahezu unbekannt sind: Wolfgang Müller von Königswinter und Carl Wilhelm Hübner, an denen die sich in diesen Jahren vollziehenden Umbrüche hier beispielhaft skizziert werden sollen, gehören dieser Gruppe an.

Wolfgang Müller von Königswinter war Armenarzt, Volksdichter, Kunstkritiker und Politiker. Schon in dieser Vielfalt – auch darin, dass er nach 1848 ins konservative Lager wechselte – ist er als exemplarisch zu betrachten für jene rheinischen, freiheitlich orientierten, weltzugewandten und tatoorientierten Intellektuellen, die sich im Vormärz gegen Staat und Akademie wandten, denen sie Verkrustung, Weltferne, Leblosigkeit vorwarfen.

Durch Müller erfuhr die in den 1840er Jahren sich parallel zum freien Kunstmarkt entwickelnde Sparte der freien, laienhaft praktizierten Kunstkritik in Düsseldorf eine starke Belebung. Anfang der 1840er Jahre begannen Tageszeitungen und lokale Blätter, regelmäßige Ausstellungsberichte zu publizieren. „Was die Philosophie feststellt, das führen die Zeiten aus, was die Poesie vorträgt, das nimmt die bildende Kunst auf“<sup>6</sup>, schrieb Müller und tat sein Möglichstes, dieses an sich traditionelle Prinzip mit jenen sozialen, aufrüttelnden Inhalten zu füllen, die die in seinen Augen entscheidende

---

6 Wolfgang Müller von Königswinter. *Düsseldorfer Künstler aus den letzten fünf- undzwanzig Jahren. Kunstgeschichtliche Briefe*. Leipzig: Weigel, 1854. S. 2.

Zeitproblematik transportierten: Pauperismus, Verelendung der Massen sowie ihre Übervorteilung durch eine veraltete Gesetzgebung.

Karl Hübner aus Königsberg verschwand bis 1844 dem großen Publikum unter den zahlreichen Genre- und Porträtmalern Düsseldorfs [...]. Und mit Einem Male, durch Ein Bild stieg dieser Künstler zum Liebling des großen Publikums, das jetzt auf allen großen Ausstellungen vor seinen Sachen zuerst stehen bleibt.<sup>7</sup>



Abb. 1: Carl Wilhelm Hübner: *Die schlesischen Weber*, 1844

Gemeint ist das 1844 entstandene Bild der *Schlesischen Weber* (Abb. 1). Der Betrachter sieht in einen bühnenartigen Bildraum, der auf die Hervorhebung einer Dialektik von Arm und Reich ausgerichtet ist; unverschuldetes Leid auf der einen und willkürlich ausgeübte Macht auf der anderen Seite, projiziert in den Arbeitsraum eines Leinenhändlers. In der rechten Raumhälfte

7 Gottfried Kinkel (Hg.). *Vom Rhein. Leben, Kunst und Dichtung*. Essen: Bädcker, 1847. Vorwort „Zu den Bildern“ [o.S.].

lassen sich Ankunft, Verhandlungen und Weggang verschiedener Gruppen von Webern verfolgen. Der lebenswichtige Verkauf von Stoffballen, dem Ergebnis entbehrungsreicher Heimarbeit, wird zur bitteren Enttäuschung, deren Verlauf Hübner durch vier Hauptgruppen inszeniert. Rechts vorn sitzt ein alter Weber zusammen mit einer jungen Frau und einem kleinen Jungen auf einer Holzbank. Alle drei blicken entsetzt ins Bildzentrum, wo die Dramatik der Bildanlage ihren Höhepunkt findet: Eine andere Familie sieht sich wegen der Zurückweisung ihres Tuchballens durch den Kaufmann ihrer Lebensgrundlage beraubt. Die Frau sinkt kraftlos und mit verzweifelt gen Himmel gerichtetem Blick in sich zusammen, wobei ihre Bewegung wie die Fortsetzung des entsetzt-beschwichtigenden Gestus wirkt, mit dem ihr Mann dem Kaufmann entgegenzutreten sucht, der die linke Bildhälfte und als Zielpunkt aller Blicke der Weber im Vordergrund auch die gesamte Bildkomposition beherrscht. Hinter der Mittelgruppe präsentiert ein junger Weber zwei Alten enttäuscht seinen viel zu geringen Lohn. Schließlich verlassen am rechten Bildrand zwei junge Männer mit ihrer unverkauften Ware den Raum. Einer von ihnen ballt mit finsterner Miene die linke Faust, während der andere ihn mit nach oben weisender Handbewegung zu beruhigen versucht.

Mit Carl Wilhelm Hübner trat ein Künstler ins Rampenlicht, der in bester Weise geeignet war, die von Müller „vorgetragene Poesie auszuführen“ (s.o.). Nachweislich zwei von Hübners viel beachteten sozialthematischen Kompositionen der auf 1844 folgenden Jahre liegen Gedichtvorlagen Müllers zugrunde: dem ersten Bild seiner bis weit in die nachrevolutionäre Ära fortgeführten Auswandererserie<sup>8</sup> sowie dem wohl aufsehenerregendsten Bild überhaupt, dem *Jagdrecht* (Abb. 2).

Dass es Müller war, der Hübner 1844 überhaupt erst zu seinem lang ersehnten Durchbruch mit dem beschriebenen Weberbild verholfen hatte, darf mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit angenommen werden.

---

8 Abb. in: Lilian Landes. *Carl Wilhelm Hübner (1814-1879). Genre und Zeitgeschichte im deutschen Vormärz*. München: Deutscher Kunstverlag, 2008. Tafel 3a. Zur Auswandererserie vgl. ebd. S. 129-134. Gedichtvorlage Müllers: *Rheinische Zeitung* Nr. 205, 24.7.1842; über diese Erstveröffentlichung hinaus druckte Müller das Gedicht „Auswanderer“ auch in seinen *Bruderschaftsliedern* ab. Vgl. Ders. *Bruderschaftslieder eines Rheinischen Poeten*. Darmstadt: Leske, 1846. S. 28-32.



Abb. 2: Carl Wilhelm Hübner: *Das Jagdrecht*, 1846

Der Kunsthistoriker Gottfried Kinkel schreibt von „fremde[m] Rath“, der Hübner „auf jenen schlesischen Stoff gestoßen“ habe.<sup>9</sup>

Wie aber war das Verhältnis von Literat und Maler beschaffen? Wer profitierte von wem in dieser Zeit, in der sich der Markt für Kunstkritik, Volkslyrik, soziale Inhalte und bürgerliche Kunst so dynamisch veränderte?

Der aus Königsberg stammende Hübner, der Ende der 1830er Jahre nach Düsseldorf kam, um wenige Jahre später sein Studium an der dortigen Akademie zugunsten eines unsicheren Daseins als freischaffender Maler aufzugeben, lebte Anfang der 1840er Jahre von der Hand in den Mund. Mit ungeliebten Porträtaufträgen hielt er sich und seine wachsende Familie über Wasser. 1844, zum Zeitpunkt seines unerwarteten Durchbruchs, waren bereits drei seiner späterhin (mindestens) zehn Kinder geboren. Der materielle Druck, welchem Hübner inmitten einer stetig wachsenden Künstlerschar

9 *Kölnische Zeitung*, 24.8.1845. Ein Hinweis auf diese Bemerkung findet sich lediglich bei Luz Tittel. *Carl Wilhelm Hübner. Abschied der Auswanderer 1855*. Regensburg: Museum Ostdeutsche Galerie, 2001. S. 10.

ausgesetzt war, ist nicht zu unterschätzen. Die Zahl der Kunstaussstellungen und Privatverkäufe, mithin der Kunstmarkt an sich, wuchs zwar, blieb aber großbürgerlich-elitär geprägt. Einer damit zahlenmäßig beschränkten Nachfrage stand ein übergroßes Angebot gegenüber. Viel rascher war die Verbreitung, die die zeitgenössische gesellschaftsthematische Lyrik in den mittleren und unteren Bildungsschichten erfuhr. Gedichtsammlungen wie die *Bruderschaftslieder eines Rheinischen Poeten* (1846) Wolfgang Müllers von Königswinter erzielten hohe Auflagen. Der Dichter pflegte nicht nur enge, sondern freundschaftliche Kontakte zu den freischaffenden Künstlern. Ihre Unabhängigkeit von der Akademie zu fördern bedeutete zugleich, ihnen Freiraum für neue, für ‚seine‘ Inhalte zu verschaffen. Müller und auch Ferdinand Freiligrath unterstützten die Maler, wo sie konnten. Freiligrath etwa hatte Hübner schon 1839 den harten Winter durch eine nachdrückliche Empfehlung an einen Vetter zu überbrücken geholfen.<sup>10</sup>

Dass Müller 1844 ihm sehr viel nachhaltiger zu helfen in der Lage war, als fünf Jahre zuvor Freiligrath durch die Vermittlung von Porträtaufträgen, lag auf der Hand. Immerhin lag eine Kooperation von Müller und Hübner in beiderseitigem Interesse. Es ist davon auszugehen, dass Hübner das Potential durchaus erkannte, das hinsichtlich der öffentlichen Wahrnehmung seiner eigenen Person in der Übertragung eines Schlüsselthemas der aktuellen Zeitungsberichterstattung auf die Leinwand lag. Dieses jedoch im Sinne des von uns heute verwendeten Begriffs ‚Realismus‘ unmittelbar von der Realität ins Bild fließen zu lassen, war für einen akademiegeprägten Maler dieser Zeit noch undenkbar. Mithilfe der rheinischen Dichterszene eine literarische Durchdringung des Themas zur Grundlage machen zu können, bedeutete eine komfortable Brücke zur in sich so Aufsehen erregenden Neuerung, Genrebilder in der Größe von Historienbildern und mit tagesaktueller Stoßrichtung zu schaffen.

Hübners *Weber* wurden für eine Spendensammlung zugunsten der leidenden Weberfamilien in Schlesien gemalt. Dass die Komposition nachweislich auf dem Text eines Volkslieds – des Protestlieds der Weber in Schlesien<sup>11</sup> – sowie einer innerhalb von Wochen ganz Deutschland durch-

10 Vgl. Ferdinand Freiligrath an Hermann von der Heydt, 12.12.1839. Wilhelm Buchner. *Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen*. Bd. I. Lahr: Schauenburg, 1882. S. 331f.

11 *Das Blutgericht*. In großer Geschwindigkeit und in mehreren Versionen fand das Lied Anfang 1844 Verbreitung in ganz Deutschland. Im von Püttmann

ziehenden Erzählung<sup>12</sup> beruht, sei an dieser Stelle nur cursorisch erwähnt. Besonders das Textgenre ‚Volkslied‘ hatte es Müller von Königswinter ange-  
 tan, der in seiner eigentlichen Rolle als Heimatdichter in ihnen den ursprüng-  
 lichsten Ausdruck des Volkswollens sah.<sup>13</sup> Auch dies ist ein Indiz dafür, dass  
 es tatsächlich Müller war, der Hübner auf das Webersujet hingewiesen hatte.

Müller dürfte mit großer Freude das Ergebnis seines Versuchs beobachtet haben, die Malerei an die Modernisierungsgeschwindigkeit seines eigenen Metiers heranzuführen und beide Medien miteinander zu verheiraten. Das Experiment, eine quasi ‚unsichtbare‘ literarische Vorlage (die die heutige Forschung mühsam rekonstruiert) gleichsam als ‚Krücke‘ für den Eingang der Realität in eine noch ‚unselbständige‘ Genremalerei zu nutzen, wurde von durchschlagendem Erfolg gekrönt. Hübners Weberbild wanderte in mehrfacher Wiederholung durch Deutschland, sammelte vielerorts materielle Hilfe für die realen Protagonisten seines Sujets und machte es so möglich, dass das geschriebene Wort mittels seiner Visualisierung auf der Leinwand unmittelbar ins aktuelle Leben eingriff. Hübner und Müller wurden daraufhin mutiger und gingen im folgenden Jahr einen Schritt weiter. *Das Jagdrecht* (Abb. 2) inszenierte auf bisher nicht gekannt deutliche Art den Protest gegen eine veraltete und besonders im freiheitlichen Rheinland verhasste Gesetzgebung: Zu sehen sind zwei Männer, die in großer Eile auf die Holztür einer Felsenkate zueilen. Einer von ihnen scheint verletzt und hält sich verzweifelten Blicks mit der linken Hand das Genick. Die dramatische, diesem Vordergrundgeschehen vorausgehende Handlung erschließt sich bei genauerer Betrachtung von Mittel- und Hintergrund: Ein Wildschwein liegt im Kornfeld, das auf der linken Bildhälfte den Blick auf eine Landschaft

---

herausgegebenen *Deutschen Bürgerbuch* wurde es 1845 im Rahmen von Wilhelm Wolffs 1844 entstandenem Aufsatz „Das Elend und der Aufruhr in Schlesien“ abgedruckt. Vgl. Hermann Püttmann (Hg.). *Deutsches Bürgerbuch für 1845*. Darmstadt: Leske, 1845. S. 199-202. Vgl. dazu Landes. *Hübner* (wie Anm. 8). S. 194-197.

- 12 Die *Schlesische Chronik*. Nr. 17, 27.2.1844, abgedruckt bei: Lutz Kroneberg/Rolf Schloesser (Hg.). *Weber-Revolution 1844. Der schlesische Weberaufstand im Spiegel der zeitgenössischen Publizistik und Literatur*. Köln: Leske, 1979. S. 88-91. Sie berichtet von einer Erzählung, die allgemeine Anteilnahme erföhre und „nicht bloß des Preußenlandes, sondern von ganz Deutschland einen schrillen Mißlaut entsendet“. Zu den motivischen Parallelen mit Hübners Komposition vgl. Landes. *Hübner* (wie Anm. 8). S. 193f.
- 13 *Düsseldorfer Zeitung* Nr. 199, 20.7.1847.

am Waldrand freigibt. Der alte Bauer hatte es erschossen, um die Ernte zu retten, wovon seine nachlässig hingeworfene Flinte links im Vordergrund zeugt. Nach geltendem Jagdrecht hat er gegen die Jagdhoheit des Gutsherrn verstoßen und wird dadurch nun selbst zum Gejagten. Der im Hintergrund begleitet von Jäger und Hund heranreitende adlige Grundherr hatte ihn auf frischer Tat ertappt, das ihm zustehende Recht ausgeschöpft und auf den Bauern schießen lassen. Der vom Gewehr des Jägers noch aufsteigende Rauch betont die Unmittelbarkeit des Bildgeschehens. Eilig zieht der Sohn des unglücklichen Bauern seinen von der Kugel getroffenen Vater in die Fels-hütte des Vordergrunds. Die Dramatik des Bildgeschehens wird gesteigert durch eine theatralische Lichtführung. Beinahe scheinwerferhaft beleuchtet Hübner die Zweifigurengruppe der Bauern vor dem bildzentralen Felsen, während das dunkle Hintergrundgeschehen das gleißende Licht kontrastierend betont.

Karl Hübner's „Jagdrecht“ ist bekannt. Was das Motiv betrifft, so muß ich gestehen, daß es trotz der vielen Schönheiten durch das Hervortreten der Tendenz widerlich auf mich wirkt.<sup>14</sup>

Der Aufschrei der traditionellen Kunstkritik war ebenso groß wie der Erfolg des Bildes: Der Rheinische Kunstverein kaufte das Bild noch im Entstehungsjahr zum höchsten bis dahin jemals von ihm bezahlten Preis von 1000 Talern an.<sup>15</sup>

Müller von Königswinter hatte ein Gedicht zur in den Zeitungen heftig diskutierten Frage des adligen Jagdrecht-Privilegs verfasst. Dass in diesem Gedicht der gewaltsame Tod des Bauern herzerreißend inszeniert wird, intensivierte die Wirkung des in dieser Hinsicht weniger eindeutigen Gemäldes in der zeitgenössischen Wahrnehmung drastisch. Die *Düsseldorfer Zeitung* druckte das Gedicht am 31. Juli 1845 im Feuilleton ab. Pikanterweise erschien am folgenden Tag an gleicher Stelle eine Beschreibung von Hübners gleichnamigen Bild. Niemand anders als Müller von Königswinter selbst war der Verfasser dieser Bildbesprechung und weist darin explizit auf seine eigene lyrische Anregung hin.<sup>16</sup> Das Thema des Bildes, und damit

14 Max Schasler, in: *Die Dioskuren* (1866). S. 300.

15 *Correspondenz-Blätter* 16 (1844/1845). S. 68.

16 *Düsseldorfer Zeitung* Nr. 210, 31.7.1845; ebd. Nr. 211, 1.8.1845. Dass es sich bei dem anonymen Verfasser der Bildbesprechung um Wolfgang Müller von

gleichzeitig auch das des „gleichnamigen (gestern mitgetheilten) Gedichte von Wolfgang Müller“, entstamme einem Gebiet, schreibt er,

[...] welches uns durch die verschiedenartigsten Nachrichten aus den Tagesblättern der jüngsten Zeit als kein besonders erfreuliches und lockendes bekannt ist. Wir denken hier gleich an jene stets wiederkehrenden Konflikte zwischen einem in dem Wesen des Menschen liegenden natürlichen Recht und zwischen den bestehenden Gesetzen, die für noble Passionen bevorrechteter Stände geschaffen, alte verrostete Privilegien einer überlebten Zeit schützen.<sup>17</sup>

Das unverhohlene Lob geht weiter:

Die letzte Arbeit des Künstlers übertrifft indeß unserer Meinung nach alle die früheren bei Weitem. Das Bild ist eben zur diesjährigen Ausstellung gebracht und rief schon seit längerer Zeit eine Menge von Künstlern und Laien herbei, deren allgemeines Urtheil dahin lautet, daß sie sich nicht satt daran sehen können.<sup>18</sup>

Diese direkte Werbung für seinen Schützling und ihn selbst wurde andernorts sogar beinahe wörtlich übernommen.<sup>19</sup>

Dass gerade die laienhafte Kunstkritik in den Feuilletons nicht durch objektive Beurteilung bestach, war nichts Neues. Bildbesprechungen dienten zunehmend als Vehikel zum blumig-emphatischen Vortrag politischer Überzeugungen ihrer Verfasser. Müller publizierte in der rheinischen Presse regelmäßig Berichte zu den zahlreichen Kunstausstellungen der weiteren Umgebung – dass er aber diese Rolle nutze (und man sie ihn nutzen ließ), um auf ein Bild zu verweisen, das seine eigene Dichtung in illustrativer Genauigkeit visualisierte, verdichtet die Entwicklungsstränge dreier Medien des Vormärz auf eindringlichste Art: Lyrik, Malerei, Kunstkritik.

Im vorliegenden Fall begünstigt die Freundschaft eines Kunstkritikers eindeutig eine wohlwollende, ja geradezu feurige Bildbesprechung. Hübner

---

Königswinter handelt, belegt der Wiederabdruck des Textes im Rahmen der aus alten Zeitungsrezensionen bestehenden Schrift Müller von Königswinter. *Düsseldorfer Künstler* (wie Anm. 6). S. 297f.

17 Müller von Königswinter: „Jagdrecht. Von Carl Hübner“. *Düsseldorfer Zeitung* Nr. 211, 1.8.1845.

18 Ebd.

19 *Telegraph für Deutschland* Nr. 181 (1845), S. 722.

wird seinem Fürsprecher noch im Folgejahr eine eigene Fassung der Komposition widmen, signiert mit „C. Hübner seinem Freunde W. Müller. 46“<sup>20</sup>. Fast wirkt sie wie der Ausdruck von Dankbarkeit für die Idee zu einem Bild, mit dem Hübner an seinen ersten Erfolg der *Schlesischen Weber* anzuschließen, ja diesen noch zu übertreffen vermocht hatte.

Das Fallbeispiel wird aber besonders frappierend dadurch, dass der Kritiker selbst zugleich Dichter und in dieser Funktion Vorlagengeber des besprochenen Gemäldes ist. Wer hier letztlich vor wessen Karren gespannt wird, bleibt damit unklar. Profitiert haben wohl beide Seiten: Hübner von einer speziell auf ihn zugeschnittenen Bildidee in lyrischer Form, Müller von einer Aufsehen erregenden Komposition, die er als Anschluss an Hübners Erstlingswerk gewinnbringend zu vermarkten wusste. Sein eigener Ruf als Dichter wurde durch die spektakuläre visuelle Umsetzung gehoben: Die Traube von Besuchern der landesweiten Ausstellungen (vgl. Abb. 3) kannte – anders als im Fall des Weberbilds – die Vorlage und erzählte sich die grausamen Details der Geschichte untereinander weiter, was zur Popularisierung des inhaltlichen Anliegens von Dichter und Maler führte: den Hinweis auf soziale Schiefen im vormärzlichen Deutschland, den Appell an Gesetzgeber um Linderung, besonders aber an den Betrachter um wohlthätige Nächstenliebe.

„Niedere Literatur“, Erzählungen, Lieder, einfache Gedichte, Romane und Novellen waren es, die mal mehr und mal weniger deutlich Pate für Hübners Erfolgsbilder standen. Gemeinsam ist ihnen und den Bildern ein direkter Bezug zum Tagesgeschehen und ein gewisser Grad an Nutzbarmachung des geschilderten Inhalts: Müller und Hübner verkörpern den sich rasant vollziehenden Umbruchprozess hin zu einer Volksdichtung, Volkspoesie und Volksmalerei, deren Wert sich nicht länger nach künstlerisch-ästhetischen Kriterien sondern nach „Wirksamkeit“ bemaß: nach dem Grad der Fähigkeit zur Überzeugung, zum Mitreißen von Leser und Betrachter („operative Lyrik“<sup>21</sup>) anhand tagesaktueller Sujets. Ziel war es, Leser und Betrachter zu einer aktiven Rezeption von Vers und Bild mittels stark wertender, emotional aufgeladener Bestandsaufnahmen des sozialen *status quo* zu ermuntern, ihn

20 WVZ 1846-3a. Das Bild befindet sich seit 2005 im Besitz des Rheinischen Landesmuseums Bonn.

21 Karin Gafert. *Die Soziale Frage in Literatur und Kunst des 19. Jahrhunderts. Ästhetische Politisierung des Weberstoffes*. Bd. 1. Kronberg/Taunus: Scriptor, 1973. S. 178.



Abb. 3

zur ‚Mithilfe zur Abhilfe‘ anzuregen, in einem überaus bürgerlichen, nicht revolutions-affinen Sinne. Dies war letztlich nur durch eine Verquickung der Botschaft mit exotischen und unterhaltenden Elementen zu erreichen. Dass in diesem Prozess die Presse zum Schauplatz des Geschehens wurde, dass also das wendige Feuilleton den klassischen Lyrikband an Attraktivität übertraf, war die natürliche Konsequenz.

## Fortsetzungsromane im Bild

Aus ähnlichen Gründen – Schnelligkeit in der Ansprache möglichst breiter Bevölkerungsschichten – erfasste von Frankreich ausgehend ein internationales Erfolgsformat auch die rheinische Presse: der feuilletonistische Fortsetzungsroman. Eugène Sues *Mystères de Paris* war im Sommer 1842 als einer der ersten Feuilletonromane im *Journal des Debats* erschienen und wurde 1842/1843 zusätzlich in mehreren Bänden als Buch veröffentlicht. Auch die Deutschen waren angezogen von der neuen Direktheit, mit der Sue in einem literarischen Unterhaltungsformat den erschreckenden Zustand des dritten Standes in Frankreich inszenierte. Durch geschicktes Verweben fiktiver und realer Elemente schuf er ein Faszinosum des greifbar Schrecklichen, das auch das deutsche Publikum des Vormärz zu fesseln vermochte. Zugleich schuf Sue eine breite Akzeptanz von drastisch geschilderten Armenschicksalen, die eine wichtige Voraussetzung für den Erfolg sozialer Dichtung und Malerei war.

Es war Sues voyeuristische Exotik, moralisch gerechtfertigt durch einen ernst gemeinten Appell an die Menschlichkeit von Leser und Betrachter, die das bürgerliche Ausstellungspublikum auch in Hübners sozialthematischen Bildern vorfand. Noch während Hübner am ersten Weberbild arbeitete, erschien Anfang März 1844 eine Übersetzung von Sues *Mystères de Paris* als Fortsetzungsroman im *Düsseldorfer Kreisblatt*. Zur gleichen Zeit weist das Blatt auf eine Theateraufführung nach Sues Roman hin<sup>22</sup>, bewirbt verschiedene Ausgaben des Erfolgsromans und publiziert ab April einen eigenen Fortsetzungsroman unter dem Titel *Die Geheimnisse der Küste*. Das Prinzip ‚Weiterlesen‘ bestimmte auch im Rheinland die Atmosphäre jener Monate. Die mit rasantem Erfolg im Zeitungsmedium etablierte Lesegewohnheit übertrug Hübner auf einzigartige Weise auf die Leinwand. Auf eine zweite Art sind also seine sozialthematischen Genrebilder mit der zeitgenössischen Literaturentwicklung verwoben. Sujets aufeinanderfolgender Bilder lässt Hübner nach dem Vorbild des feuilletonistischen Fortsetzungsromans aneinander anschließen. Um dies zu erkennen, ist eine genaue Untersuchung dieser Bildsujets erforderlich, insbesondere vor dem Hintergrund, dass viele von ihnen heute verloren sind. Nur zwei Beispiele seien in gebotener Kürze genannt.

---

22 Vgl. beispielsweise *Düsseldorfer Kreisblatt und Täglicher Anzeiger* Nr. 106. 17.4.1844.

Der junge Weber, der auf dem berühmten Weberbild mit wütender Gebärde die Szene rechts hinten verlässt, wird im Folgejahr Protagonist einer Forterzählung des Bildes, die zugleich eine Auflösung im gänzlich bürgerlich-antirevolutionärem, ja durchaus christlichen Sinne bedeutete: *Die Wohltätigkeit in der Hütte der Armen* (1845, Abb. 4) zeigt die Heimkehr des jungen Webers mit leeren Händen, seine verzweifelte Familie im ärmlichen Zuhause und aus dem Hintergrund die bildstrategisch ganz klassische Konfliktlösung durch eine Bürgersfrau, die mit einem Korb Essen und Brennholz das ärgste Leid der Weberfamilie lindern helfen wird. Auch hier aber beruft Hübner sich auf eine ‚literarische‘ Grundlage, die – in noch stärkerem Maße als beim ersten Weberbild – unbewusst und unerkannt zwischen Bild und Betrachter tritt. Es handelt sich um eine novellenartige Erzählung Ernst Willkommss mit dem Titel *Der Lohnweber*<sup>23</sup>, die im Entstehungsjahr des Bildes in Hermann Püttmanns demokratischem Organ *Deutsches Bürgerbuch* publiziert wurde. Schon den Zeitgenossen war der Bezug zwischen



Abb. 4: Carl Wilhelm Hübner: *Die Wohltätigkeit in der Hütte der Armen*, 1845

23 Püttmann. *Bürgerbuch* (wie Anm. 12). S. 223-265.

Erzählung und Bild unbekannt, was um so frappierender ist, als die bildzentrale Figur in ihrer Rolle als Gerichtsvollzieher, der die Notlage der Familie erzählerisch verschärft, somit im Bild nicht lesbar ist. Der Abhängigkeitsbezug von Bild und populärer Literaturvorlage nimmt an diesem Punkt Züge des Grotesken an.

Zweites Beispiel: Auch das *Jagdrecht* erfuhr eine gänzlich deeskalierende Fortsetzung, die die häufig revolutionsaffine Deutung des Bildes nachhaltig in Frage stellt. In der *Kölnischen Zeitung* wird 1845 ein heute verlorenes Bild Hübners erwähnt, auf dem ein Bauer im Begriff ist, „aus dem Hinterhalt auf einen Jäger zu schießen, und daran nur durch einen Knaben gehindert [wird].“<sup>24</sup> Der junge Bauer, der im ersten Bild durch einen gesetzeskonformen Mord seinen Vater verlor, wird im zweiten durch einen emotional inszenierten Verweis auf Moral und Menschlichkeit von seinem Racheplan abgehalten. Aber auch für diese uns unbekannt Komposition lässt sich eine wahrscheinliche Vorlage aus der populären Lyrik nachweisen, die ihrerseits wie eine Fortsetzung des Müllerschen Jagdrechtsgedichts wirkt. Der *Wilderer*, ein Gedicht Ludwig Pfaus:

[...] Wir sollen dich ja hegen,  
 Das unsre Felder nagt,  
 Und wenn wir dich erlegen,  
 So werden wir gejagt!  
 O Vater! schnöd erschossen  
 Auf diesem blut'gen Plan,  
 Ich stehe unverdrossen  
 auf deinen Mörder an. [...] <sup>25</sup>

Dass Hübner seine Bilder reihte und auflösend aufeinander Bezug nehmen ließ, vermag im Rückblick das immer wiederkehrende Argument der konservativen zeitgenössischen Kunstkritik auszuhebeln, wie es etwa im *Deutschen Kunstblatt* formuliert wurde:

24 August Hagen. *Die deutsche Kunst in unserem Jahrhundert. Eine Reihe von Vorlesungen mit erläuternden Beischriften*. Bd. 2. Berlin: Schindler, 1857. S. 18; *Kölnische Zeitung*, 19.9.1845.

25 Ludwig Pfau. „Der Wilderer“ (1847). Ders. *Gedichte*. Frankfurt/M.: [o.V.], 1847. S. 159-161, hier S. 160.

Wir nennen [die Darstellungen des Elends] Zweckbilder, [...] weil sie [...] das ver sö h n e n d e Element ausschliessen oder nicht veranschaulichen können, welches wir als ein unerlässliches Moment künstlerischer Produktionen von erschütterndem und ergreifendem Inhalte anerkennen müssen.<sup>26</sup>

Tatsächlich tat Hübner nicht mehr, als diese nach klassischen Maßstäben notwendigen „versöhnenden Elemente“ jeweils ins Folgebild ‚auszulagern‘, um den Moment höchster Spannung beim Publikum zu steigern, zu verlängern, und damit die Neugier auf die folgende Kunstausstellung zu erhöhen. Dieser Spannungsmoment wird noch befeuert durch Zurufe des Ideengebers Müllers („Die ganze Darstellung ist ein Schrei des Entsetzens, ein Schrei nach blutiger Rache“<sup>27</sup>), bevor mit dem nächsten Bild die gegenteilige – eine positive – Botschaft folgt. Hübner wandte dasselbe durchaus kommerziell orientierte Prinzip an wie die Zeitungen, die durch Romane wie jenem Sues ihre Auflagen in zuvor nie erreichte Höhen zu schrauben in der Lage waren.

Begünstigt wurde Hübners erfolgreicher Versuch, die ‚Publikationsweise‘ seiner Bilder an dieses literarische Erfolgsformat anzunähern, zweifellos durch den neuen, beschleunigten Ausstellungsrhythmus der freischaffenden rheinischen Künstler, der eine erneute Ansprache des nahezu gleichen Publikums innerhalb relativ kurzer Zeiträume von Viertel- oder Halbjahren ermöglichte. Dazu kam die schlagartige Berühmtheit seiner Kompositionen. Im Fall der *Schlesischen Weber* etwa konnte der Maler erstmals sicher sein, an dieses beim Betrachter in Erinnerung gebliebene, erfolgreiche Thema anschließen zu können. Selbst jene, die das Bild nicht selbst in einer der zahlreichen Ausstellungen gesehen hatten, kannten eine lithographische Vervielfältigung oder aber zumindest eine der sehr blumig und emotional formulierten Bildkritiken.<sup>28</sup> In gewisser Weise also war auch das Phänomen der modernen ‚Erscheinungsweise‘ der Hübnerschen Bilder indirekt von einer Kunstkritik wie der Müllerschen abhängig, da dessen Leserschaft die Zahl von Kunstausstellungsbesuchern im Vormärz um ein Vielfaches übertraf.

Generell war das Produzieren auf von außen vorgegebene Termine hin für Schriftsteller wie Maler eine Novität und erforderte die schrittweise Aufgabe des jahrhundertalten Geniegedankens: Beide schöpften nicht länger aus

26 *Deutsches Kunstblatt* Nr. 23, 10.6.1850. S. 179.

27 *Düsseldorfer Zeitung* Nr. 211, 1.8.1845.

28 Vgl. zu den Ausstellungsorten Landes. *Hübner* (wie Anm. 8). WVZ 1844-2 sowie die Wiederholung WVZ 1844-1. Lithographische Kopie des Gemäldes durch Carl Wildt 1845 und G. Feckert 1847 (vgl. dazu ebd.).

dem Moment individueller Inspiration, sondern liefern ‚Produkte‘ über von außen (dem Zeitgeschehen) vorgegebene Stoffe zu von außen (dem Redakteur, dem Ausstellungsmacher) vorgegebenen Zeitpunkten. Das Selbstverständnis des Schriftstellers passte sich den neuen Gegebenheiten schneller und selbstbewusster an als das des Malers; es entstand eine leidenschaftlich geführte öffentliche Debatte über die Existenz einer Pflicht der Schriftsteller, sich gegen restaurative Prozesse auszusprechen und zu Fragen des aktuellen Zeitgeschehens Stellung zu nehmen. Der Schriftsteller und Publizist Ernst Dronke schrieb 1846 im *Gesellschaftsspiegel* zur Verteidigung seiner „Tendenznovellen“:

Tendenznovellen dieser Art können viele Leute, die sich eines besonders feinen Kunstsinnes rühmen, nicht verdauen – sie sagen, die Kunst habe es nur mit dem Harmonischen, mit der Schönheit der Formen, mit der *I d e a l i t ä t* des Lebens zu thun; die Zerrissenheit des Lebens, die Disharmonie, das Leiden der Armuth seien keine Gegenstände für die Kunst [...], daher auch nicht für die novellistische Darstellung [...]; da darf auch kein Mißlaut aus den wild wogenden Kämpfen der Gegenwart störend in ihre Kammern eindringen, in denen sie ihre reine, keusche Göttin der Schönheit anbeten, da darf kein Weckruf des zerrissenen Lebens in ihre idealen Träumereien fahren [...]; sie wollen vom *L e b e n* nichts wissen, sie construiren sich ein ideales Leben.<sup>29</sup>

Hübner dagegen betonte noch vier Jahre vor seinem Tod in einem Brief an den Direktor der Nationalgalerie, Max Jordan, er „arbeite aus wirklich innerem Drange zur Kunst“<sup>30</sup> – eine Wortwahl, die in ihrer Unbeholfenheit zwangsläufig das Gegenteil impliziert.

## Abhängigkeiten

Betrachten wir beide geschilderten Phänomene – die symbiotische Kooperation von Dichter, Maler und Kunstkritiker wie auch die Adaption des Forterzählungsprinzips auf der Leinwand –, so lässt sich eine verhältnismäßig nüchterne Bilanz ziehen: Das Abstreifen der als überholt empfundenen und von starren Hierarchien geprägten Zwänge des akademischen

---

<sup>29</sup> *Gesellschaftsspiegel*, 2.1846, S. 176.

<sup>30</sup> Carl Wilhelm Hübner an Max Jordan, 19.8.1875. Zentralarchiv Staatliche Museen zu Berlin, Autographensammlung, Mappe 0634.

Kunstgeschehens schuf neue Abhängigkeiten: Vom Wohlwollen der freien Kunstkritik, deren Urteil – durch die sinkende kunsttheoretische Vorbildung ihrer Vertreter – immer stärker dem Geschmack der Massen entsprach; von der Literaturproduktion, weil die Malerei noch nicht bereit war, das Zeitgeschehen ‚ungefiltert‘ zu verarbeiten; letztlich auch vom Zeitgeschehen selbst, das, als es nach der Revolution von 1848 kaum mehr die Massen fesselnden Themen hervorbrachte, auch einen Maler wie Hübner vor neue Schwierigkeiten stellte, seinen Namen im Gespräch zu halten.

Die bewusste Kooperation von Dichter und Maler ließ nicht nur beide Seiten vom Erfolg des anderen profitieren, steigerte nicht nur die Bekanntheit beider Namen und diente nicht nur der gemeinsam transportierten Idee. Der durchaus kalkulierte gemeinsame Erfolg Hübners und Müllers war maßgeblich für den plötzlichen Aufschwung der ‚freien Kunstkritik‘ in der RheinStadt.

Erst die große Resonanz der Hübnerschen Bilder, so scheint es, hat zum vollständigen Aufblühen der Kunstberichterstattung in der *Düsseldorfer Zeitung* geführt. Am 31. Juli und 1. August 1845 waren das Müllersche Gedicht *Jagdrecht* und dessen überschwengliche Besprechung von Hübners Weberbild erschienen.<sup>31</sup> Sechs Tage später folgte im Rahmen eines Berichts von der Kölner Kunstausstellung die Klage, dass es zu wenige Bilder wie das *Jagdrecht* gebe, die es ablehnten, „durch die Brille der Alten“ zu schauen; das Bild überdies gehöre „zu dem Bedeutendsten [...], das noch in der Genremalerei geleistet worden“<sup>32</sup>. Am 24. desselben Monats schloss sich ein Hinweis auf den Ankauf des Bildes durch den Kunstverein und seinen zwischenzeitlich überregional errungenen Erfolg an.<sup>33</sup> Ab diesem Zeitpunkt ist eine deutliche Häufung von Kunstthemen in der Zeitung zu verzeichnen. Es ist in diesem Zusammenhang sicherlich nicht als Zufall anzusehen, dass im September desselben Jahres erstmals eine genaue Auflistung der im Künstlerunterstützungsverein verlostten Bilder gedruckt wurde. Im Folgejahr 1846 entschied man sich für eine ausführliche Berichterstattung von der Düsseldorfer Akademieausstellung. Wie auch in anderen Blättern üblich, geschah dies fortan über mehrere Ausgaben hinweg, geordnet nach den unterschiedlichen Genres. Allerdings in auffällig unkonventioneller Reihenfolge. Mit der Historie als dem akademischen Rang nach höchster Gattung der Malerei zu

---

31 *Düsseldorfer Zeitung* Nr. 210, 31.7.1845; ebd. Nr. 211, 1.8.1845.

32 Ebd. Nr. 217, 7.8.1845.

33 Ebd. Nr. 234, 24.8.1845.

beginnen, war verpflichtende Tradition. Nicht so in Düsseldorf. Hier lautete die gewählte Reihenfolge Genre – Porträt – Landschaft – Historie. Dass der begeisterte Aufruhr um Hübners *Weber* und *Jagdrecht* hieran einen entscheidenden Anteil hatte, bleibt eine Vermutung, die jedoch nicht einer gewissen Wahrscheinlichkeit entbehrt.

Die sprunghafte Zunahme freier (akademieunabhängiger) Ausstellungen ebenso wie die wachsende Zahl von Malern selbst profitierten von der größer werdenden öffentlichen Plattform. Nicht zu vergessen ist dabei aber, dass dieser neue Platz, den die Kunstausstellungen sich in den Feuilletons eroberten, wiederum Raum für die neue Gruppe freier Journalisten schuf, die sich aus kunstinteressierten Literaten, Kaufleuten oder gar – wie im Falle Müllers – Ärzten speiste (s.o.). Müller sorgte mit der aktiv betriebenen Verheiratung von Bild und Lyrik nicht nur für seinen eigenen und Hübners Erfolg sowie für die Verwirklichung seines Ideals einer aktiv in die Probleme der Zeit eingreifenden Kunst, sondern auch für die Etablierung seines Berufsstands.

Wolfgang Müller von Königswinter wandte sich nach der Revolution vollständig von seinen Idealen des Vormärz ab. Gleichzeitig blieben Hübners sozialthematische Bilder des Vormärz ohne Nachfolge, und in seinem Œuvre selbst büßten sie rasch an Reiz und Erfolg ein. Sie waren das momentgebundene Ergebnis der traditionellen Düsseldorfer Nähe von Literatur und (Akademie-)Malerei, eines Phänomens, das sich durch die selbstbewusste Existenz und die besondere Nähe von Freiheitsliteratur und freier Künstlerschaft bruchlos in die neue Lebenswirklichkeit des Vormärz überführen ließ. Die Bilder mitsamt ihrem Verhältnis zum geschriebenen Wort sind letztlich mindestens ebenso sehr ein Moment der Tradition wie der Innovation. In besonderem Maße war das Festhalten am alten Schema bei gleichzeitiger Sehnsucht nach Umbruch und Erneuerung ein Spiegelbild der Vormärzbeziehung und daher in den wenigen Jahren vor der Revolution von 1848 ein so wirkmächtiges Phänomen, dass es lohnend macht, die Verwobenheit von Ausdrucksformen der Literatur und Kunstkritik mit der Malerei nachzuvollziehen. Mithin handelt es sich um fruchtbare Gegenstände für eine Kunstgeschichte, die die inhärenten Züge von (ästhetisch motivierter) Kunstkritik ablegt, sowie für eine Germanistik, die dem 19. Jahrhundert nicht mit der Intention ebensolcher Literaturkritik begegnet. Die Kunstgeschichte tut sich in diesem Punkt schwerer als die Germanistik. Früher und intensiver hat diese begonnen, sich mit dem literarischen und lyrischen Erbe einer Zeit zu beschäftigen, die Botschaft und Didaktik weit über die Form stellte. Im doppelten Sinne überholt erschienen der Kunstgeschichte Hübners Sujets: als

politisch gestrig (durch ihre frühe Indienstnahme von links, die zeitgenössisch durch Friedrich Engels begann und in der Kunstgeschichtsschreibung der 1960er und 1970er Jahre fortgesetzt wurde)<sup>34</sup>, und als ästhetisch minderwertig, fern einer echten Avantgarde, fern von einem bewussten Realismus, nur für einen Moment am Zeitgeschehen schnuppernd. Dass gerade dieses Zaudern, diese Uneigenständigkeit und auch der Verlust jedes aktiven Impetus' nach 1847/48 Ausdruck der Zeitstimmung waren, gerät allzu oft aus dem Blickfeld.

Der glückliche Moment sichtbarer und unsichtbarer Kooperation von Bild und Text im Düsseldorfer Vormärz erlaubt einen Einblick in Chancen, Zwänge und Abhängigkeiten ihrer Vertreter, in ein spannendes Wechselspiel zwischen zwei Medien, die in den 1840er Jahren einen spektakulären Aufschwung erfuhren.

---

34 Friedrich Engels schrieb 1844, Hübners Bild habe „wirksamer für den Sozialismus agitiert als hundert Flugschriften“. Friedrich Engels. „Rascher Fortschritt des Kommunismus in Deutschland“. Teil I. *The New Moral World* 25. 13.12.1844. Karl Marx/Friedrich Engels. *Werke*. Bd. 2. Berlin: Dietz, 1957. S. 509-513, hier S. 510. Zur Werkrezeption in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vgl. Landes. *Hübner* (wie Anm. 8). S. 38-56.



Christine Haug (München)

„Der famose Ambassadeur des künftigen freien Deutschlands“

Der Verleger Friedrich Gottlob Franckh zwischen spekulativem Unternehmertum und revolutionären Visionen  
Das Stuttgarter Buch- und Verlagsgewerbe im Vormärz

Man gewinnt nichts mehr ohne Einsatz. Ein Geschäft muß hineinstecken können, wenn Etwas dabei „herauskommen“ soll.

Karl Gutzkow: *Die Zeitgenossen*.<sup>1</sup>

## Einleitung

Die unbeholfene Gestalt, einem abgeronnenen Lichtstümpchen vergleichbar, das talgige Gesicht, die mehr als nur verwahrlosten Zähne, der selbstgefällige Ausdruck in den groben Zügen, die breitmaulige Sprechweise von urschwäbischer Art, die rohe Gefräßigkeit und die plumpe Sinnlichkeit haben damals reichlichen Stoff zu jenen unbarmherzigen Scherzen gegeben, welche Franckh durch sein rücksichtsloses Benehmen stets herausforderte. Der dicke Buchhändler verband mit hochfliegendem Schwung des Geistes die ganze Zuversichtlichkeit des Emporkömmlings. Der Geist seiner Unternehmungen trug stets einen nordamerikanischen Zuschnitt.<sup>2</sup>

Diese wenig schmeichelhafte Charakterisierung von Wilhelm von Chezy, der Friedrich Gottlob Franckh trotz politisch konträrer Positionen freundschaftlich verbunden war, karikiert den spekulativen Verleger – einen neuen

---

1 Karl F. Gutzkow: „Die Zeitgenossen. Ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere.“ *Gutzkows Werke und Briefe. Schriften zur Politik und Gesellschaft*. Bd. 3. Hg. Martina Lauster. Münster 2010, Oktober: S. 41. Vgl. die digitale Version mit einem Kommentar von Martina Lauster, URL: <http://projects.exeter.ac.uk/gutzkow/Gutzneu/gesamtausgabe/Zg/Zg1.htm>. Martina Lauster in freundschaftlicher Verbundenheit und in Erinnerung an David Horrocks (1943-2011).

2 Wilhelm von Chezy. *Erinnerungen aus meinem Leben*. 3 Bde. Schaffhausen: Hurter, 1863-1864, hier Bd. 2, S. 48.

Verlegertypus, der im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts gerade im süddeutschen Raum an Profil gewonnen hatte, als Gegenmodell des norddeutsch-protestantischen Verlegers, der dem bürgerlichen Tugendkatalog (Pünktlichkeit, Ordentlichkeit und Fleiß) verpflichtet war. Obgleich die Brüder Johann Friedrich (1795-1865) und Friedrich Gottlob Franckh (1802-1845) zu den wirkungsmächtigsten Verlegern in Süddeutschland gehörten und politisch bewegte Biographien aufweisen<sup>3</sup>, existieren bis auf wenige kleinere Festschriften keine modernen Darstellungen, die der Bedeutung des Verlagsunternehmens gerecht würden.<sup>4</sup> Es hatte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Firma profiliert, die sich mit einem neuen Selbstverständnis und spektakulären Vermarktungsstrategien nicht nur im süddeutschen Raum schnell einen Namen machte. Die Gebrüder Franckh spezialisierten sich auf preiswerte Lieferungswerke und Buchreihen, die nicht allein über den regulären Sortimentsbuchhandel, sondern vielmehr über die weit verzweigten Kolportagenetzwerke im süddeutschen Raum ihren Absatz fanden. In der Gründungsphase bemühte sich der Verlag um die Einbindung junger, noch wenig bekannter Autoren aus dem Schwäbischen Dichterkreis. Zu den namhaftesten Autoren zählten Wilhelm Waiblinger, Wilhelm Hauff, Eduard Mörike und Carl Spindler.

Die Umtriebigkeit der Brüder Franckh und ihr ökonomischer Erfolg erregten in der Buchbranche Misstrauen, und selbst ein politisch progressiver Verleger wie Julius Campe äußerte sich gegenüber seinem Hausautor Heine despektierlich über das Geschäftsgebaren vor allem des jüngeren Verlegers F. G. Franckh und warnte vor zu engen geschäftlichen Kontakten, die sich nachteilig auf sein Prestige auswirken könnten.<sup>5</sup> Das Spekulieren auf den

- 
- 3 Fortan J. F. Franckh für den Älteren und F. G. Franckh für den Jüngeren, um die ohnehin wenig transparente Unternehmensstruktur nicht zu verkomplizieren.
  - 4 Einen wichtigen Quellenfundus stellt noch immer die Einleitung in die Verlagsbibliographie von 1929 dar. Vgl. Tony Kellen. „Aus der Geschichte der Franckh'schen Verlagshandlung“. *Bücher der Franckh'schen Verlagshandlung*. Stuttgart: Franckh, 1929: S. I-XXIV. Darauf griffen nachfolgende Jubiläumsbände aus den Jahren 1957, 1972, 1982 und 1986 zurück, die mit geringfügigen Ergänzungen unter dem Titel *Franckh'sche Verlagshandlung Stuttgart. Ein altes Verlagshaus mit jungem Geist* erschienen. Vgl. außerdem *50 Jahre Kosmos. 132 Jahre Franckh'sche Verlagshandlung Stuttgart* (1953) und *150 Jahre Franckh'sche Verlagshandlung Stuttgart 1822-1972* (1972).
  - 5 Vgl. zum Austausch zwischen Campe und Heine über das spekulative Verlagsgeschäft und insbesondere über Friedrich Gottlob Franckh den Kommentar

schnellen ökonomischen Erfolg, kurzfristige Auf- und Zukäufe von Firmenanteilen, schnelle Inhaber- und Geschäftsführerwechsel, eine von schnellen Entscheidungen geprägte Strategie, die nach dem Ende der Napoleonischen Kriege für den süddeutschen Buchhandel zum Markenzeichen wurde, blieb dem norddeutsch-protestantischen Buchhandel zunächst suspekt.

Der vorliegende Beitrag versteht sich lediglich als Forschungsskizze, gilt es das Verlagsunternehmen der Brüder Franckh im Rahmen des Editionsprojekts *Digitale Gesamtausgabe der Werke Karl Gutzkows* an anderer Stelle gründlich aufzuarbeiten.<sup>6</sup> Hier soll versucht werden, den Verlag der Gebrüder Franckh als ein im Vormärz womöglich prototypisches Unternehmen zu profilieren und seine Bedeutung für die Vormärzforschung aufzuzeigen.

## 1. Die Entfaltung der „spekulativen Richtung“ des Buch- und Verlagsgewerbes im süddeutschen Raum zwischen Befreiungskriegen und 1848er Revolution

Die Herausbildung des süddeutschen Raums mit seinem Zentrum Stuttgart zu einem der wichtigsten Kommissionsplätze des deutschen Buchhandels in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fand vor dem Hintergrund seiner besonderen politischen und wirtschaftlichen Gemengelage statt, die mit dem Ende der Befreiungskriege ihren Anfang genommen hatte. 1806 wurde Württemberg zum Königreich ernannt, nach der Regierungsübernahme Wilhelms I. wurde nach französischem Vorbild ein modernes Verwaltungssystem eingeführt, das auch auf das Buch- und Verlagsgewerbe positiv einwirkte.<sup>7</sup> Der für Württemberg spezifische politische Liberalismus

---

in Heinrich Heine. *Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse. Säkularausgabe*. Hg. Nationale Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur und Centre Nationale de la Recherche Scientifique. Bd. 9 K. Paris: Editions du CNRS, Berlin: Akademie, 1994. S. 281-298.

6 Vgl. URL <http://projects.exeter.ac.uk/gutzkow/Gutzneu/>. Eine monographische Darstellung der Verlagshandlung der Gebrüder Franckh mit einem umfanglichen Quellenteil wird im *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 2011/2012 erscheinen.

7 Vgl. Thomas Gergen. *Die Nachdruckprivilegienpraxis Württembergs im 19. Jahrhundert und ihre Bedeutung für das Urheberrecht im Deutschen Bund*. Berlin: Duncker u. Humblot, 2007. S. 73-77.

konservativ-pragmatischer Ausprägung korrespondierte mit seinem Wirtschaftsliberalismus. Für die Dynamisierung des Verlagsgewerbes spielte vor allem der Büchernachdruck eine entscheidende Rolle, denn ein zentraler Bestandteil der verlagswirtschaftlichen Förderung in Württemberg war zweifelsohne die Legitimation des Büchernachdrucks, indem sich die Regierung nachdrücklich für die Beibehaltung des Privilegiensystems einsetzte.<sup>8</sup> Am 25. Februar 1815 hatte König Friedrich I. ein Reskript erlassen, das vom Grundsatz der Nachdruckfreiheit ausging und nur in Ausnahmefällen ein Privilegium zum Schutz vor Nachdruck vorsah.<sup>9</sup> Privilegien galten Württemberg als flexibles, schnell wirksames Instrument staatlichen Handelns und wichtiges Steuerungsmittel der Wirtschaftsförderung.<sup>10</sup> Diese für Württemberg typische Parallelexistenz von Gesetz und Privileg im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts war ein wichtiger Katalysator für die Ausbreitung einer regelrechten Nachdruckindustrie im süddeutschen Raum. Am Widerstand der Vertreter des frühen süddeutschen Konstitutionalismus, u.a. an Württemberg, scheiterte die Petition deutscher Buchhändler auf dem Wiener Kongress, weil diese – gegenläufig zu Preußens Forderung nach einer generellen Schutzfrist von 15 Jahren bis nach dem Tod des Autors<sup>11</sup> – an der Grundidee des Privilegs festhielten.<sup>12</sup> Eine Veränderung führte Württemberg mit seinem *Provisorischen Gesetz wider den Büchernachdruck* von 1836 ein, das Angehörige anderer deutscher Staaten gegenüber württembergischen Antragstellern bevorzugte, die fortan einen generellen Schutz genossen, während württembergische Verleger weiterhin ein Privileg beantragen mussten. Das Gesetz von 1836 befreite die Antragsteller immerhin von der Taxe.<sup>13</sup> Erst das *Abänderungsgesetz von 1838* stellte in- und ausländische Antragsteller gleich und schützte Druck- und Kunsterzeugnisse ab ihrem Erscheinungsdatum für

---

8 Ebd., S. 77.

9 Mit diesem Dekret bestand Württemberg auf der Gleichbehandlung von Autor und Verleger, wobei Autoren lediglich in ihrer Eigenschaft als Selbstverleger ein Privileg beantragen konnten. Vgl. ebd., S. 55f.

10 Vgl. ebd., S. 33 ff.

11 Diese Ergänzungsregelung war notwendig, weil in den preußischen Gebieten im Rheinland dieser gesetzliche Schutz bis 1837 noch nicht manifest war. Eine Folge dieser differentiellen Rechtsauffassung war die Herausbildung einer prosperierenden Nachdruckindustrie im Rheinland. Vgl. ebd., S. 51.

12 Ebd., S. 37.

13 Ebd., S. 57f.

zehn Jahre.<sup>14</sup> 1845 entschied sich schließlich auch Württemberg mit dem *Gesetz zum Schutz gegen unbefugte Vervielfältigung* für den Urnehmerschutz des Autors bis 30 Jahre nach dessen Tod.

Die Legitimierung des Nachdrucks hatte in Württemberg zu einem prosperierenden Nachdruckgewerbe geführt, das Ludwig Uhland, Autor und Mitglied des Landtags, als eine „literarische Barbareske“ bezeichnete.<sup>15</sup> Die eigentliche Dimension des Nachdruckgewerbes zeigte sich 1836, als das *Provisorische Gesetz wider den Büchernachdruck* den Vertrieb von Nachdrucken, die bereits vor Erlass dieses Gesetzes zirkulierten, nach polizeilicher Abstempelung weiterhin sicherstellte. Diese Abstempelungsaktion brachte nochmals große Mengen an Nachdrucken in den Handel, allein in Reutlingen wurden etwa 83.000 Nachdrucke legitimiert. Die Aufhebung der Verlagsrechte an Klassikern 1837 führte schließlich zu einer regelrechten Schwemme von neuen Klassikerausgaben, ein Geschäft, an dem sich gerade die Stuttgarter Verleger stark beteiligten.<sup>16</sup> Die vorherrschende Nachdruckpraxis zwang die süddeutschen Verleger allerdings zu dramatisch niedrigen Verkaufspreisen, die jegliche Nachdruckambitionen der Konkurrenz allein aus ökonomischer Sicht hinfällig machten. So bildete sich in Süddeutschland der Publikationstyp des Lieferungswerks heraus, das hauptsächlich über den Kolportagebuchhandel vertrieben wurde und konstitutiver Bestandteil der spekulativen Richtung des süddeutschen Buch- und Verlagsgewerbes wurde.

## 2. Das Verlagskonsortium der Brüder Johann Friedrich und Friedrich Gottlob Franckh (1822-1865)

Ein wesentliches Merkmal des spekulativen Verlagshandels war die Firmen Gründung mit fremdem Kapital. Die bloße Spekulation auf den schnellen Gewinn mit originellen Geschäftsideen verstieß gegen das tradierte buchhändlerische Selbstverständnis, weniger Kaufmann als vielmehr Kulturvermittler zu sein.<sup>17</sup> Bei der Franckh'schen Verlagshandlung handelte es

---

14 Ebd., S. 60f.

15 Ebd., S. 65ff.

16 Ebd., S. 66ff.

17 Vgl. hierzu die programmatische Schrift von Friedrich Perthes. *Der deutsche Buchhandel als Bedingung des Daseins einer deutschen Literatur*. Hamburg: Perthes, 1816. Neuausgabe hg. Gerd Schulz. Stuttgart: Reclam, 1967.

sich um ein wenig transparentes Firmenkonsortium, begründet von zwei Geschäftsmännern, die ohne Verlagsausbildung und Eigenkapital auf den Markt gingen und deren Firmenpolitik von zahlreichen Wechseln der Unternehmensformen, von schnellen Zu- und Verkäufen von Unternehmensanteilen und personellen Neukonstellationen geprägt war. Das komplizierte Unternehmensgeflecht war sogar Gesprächsthema auf der Leipziger Buchmesse 1838, als F. G. Franckh aus dem Gefängnis heraus mit dem Verlag der Classiker ein weiteres Verlagsgeschäft gegründet hatte. Im *Börsenblatt* erschien 1838 ein Artikel mit der bezeichnenden Überschrift „Wirrwarrr“, der die Undurchsichtigkeit der Unternehmenstrukturen in Stuttgart beklagte und mit der lakonischen Bemerkung schloss, „für mich ist die Buchhändlermetropole ein kleines Babel“.<sup>18</sup>

Am 19. Juni 1822 beantragte Johann Friedrich Franckh, der ältere der beiden Brüder, eine Konzession für eine Sortiments- und Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. Der Konzessionsantrag eines jungen, ungelerten Newcomers erregte sofort den Unmut der ansässigen Buch- und Verlagshändler, allen voran Cotta, deren Widerspruch allerdings ohne Erfolg blieb.<sup>19</sup> Am 10. Juli 1822 eröffnete J. F. Franckh seine Sortiments- und Verlagsbuchhandlung, der jüngere Bruder Friedrich Gottlob Franckh arbeitete zunächst als Gehilfe und übernahm schließlich die Leitung der dem Unternehmen angeschlossenen Leihbücherei.

Zu den ersten Autoren J. F. Franckhs zählte Wilhelm Waiblinger, dessen *Lieder der Griechen* (1823), *Phaëton* und *Drei Tage in der Unterwelt* (1826) im neu gegründeten Verlag erschienen. J. F. Franckh betätigte sich zugleich als Presseverleger und gab den *Allgemeinen Volksboten* (Juli bis Dezember 1822), ein über Politik, Kultur und Wissenschaft informierendes Blatt, sowie seit Juli 1824 die *Morgenchronik* heraus, von der jedoch nur wenige Nummern erschienen. Seit 1826 erschienen das von Charles Courtin herausgegebene *Journal universel politique et littéraire* (Januar bis Juni 1826), und ein erstes Lieferungswerk mit französischer Literatur folgte unter dem Titel *Collection portative d'oeuvres de la littérature française, ancienne et moderne* (hg. v. Abbé Mozin und Charles Courtin, 1826-1937). Mit der für diese Zeit typischen Verbindung von Buch- und Presseverlag sowie seinem vielfältigen Angebot an Druckmedien (Bücher, Journale, Lieferungswerke und Buchreihen) orientierte sich J. F. Franckh am Lesergeschmack.

18 *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* Nr. 102 (1838), Sp. 2483.

19 Vgl. *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* Nr. 89 (1845), Sp. 1064.

So galt seine Aufmerksamkeit u.a. zeitgeschichtlichen Werken wie François Auguste Marie Mignets *Geschichte der französischen Revolution*, die er als Lieferungswerke in einfacher Ausstattung und zu moderaten Preisen auf den Markt brachte.

Zu einem seiner bedeutendsten Autoren zählte Wilhelm Hauff (1802-1827), der 1825 den Kontakt zu J. F. Franckh suchte und innerhalb kürzester Zeit zu einem seiner prominentesten Hausautoren avancierte. Hauff war bis zu seinem Wechsel zu Franckh Autor des Stuttgarter Verlags J.B. Metzler, wo 1826 sein *Märchenalbum* erschienen war, den J. F. Franckh seit 1827 verlegerisch betreute. Die Gründung eines neuen Verlags in Stuttgart kam Wilhelm Hauff entgegen, war er mit Heinrich Erhard, dem Inhaber des Verlags J.B. Metzler, längst unzufrieden, der auf seine speziellen Autorenwünsche immer weniger einzugehen bereit war. Hauff erhoffte sich mit dem Verlagswechsel nicht nur ein stärkeres Mitspracherecht bei der Ausstattung seiner Werke. Er glaubte, über den noch jungen Verlag, dessen Produkte er im Übrigen geringschätzte, sich ein eigenes Autorenrenommee aufbauen zu können. In einem Brief an seinen Bruder Hermann begründete er den Verlagswechsel:

Es war nicht die Franckh'sche Firma oder seine miserablen Verlagswerke, was mich zu ihm lockte, sondern der Stolz, bei dem kleinsten Krämer zu verlegen und einzig durch mich selbst bekannt zu werden.“<sup>20</sup>

Doch schnell kam es zu Unstimmigkeiten zwischen Autor und Verleger, der – so der Vorwurf Hauffs – u.a. Auflagenhöhen ohne Rücksprache festlegte, bspw. beim Druck des satirischen Romans *Memoiren des Satan*.<sup>21</sup> Doch trotz dieser Irritationen kam es zu einem Verlagskontrakt über den historischen Roman *Lichtenstein. Romantische Sage aus der württembergischen Geschichte*,

20 Wilhelm Hauff an seinen Bruder, 17.9.1826. Zit. n. Bernhard Zeller. „Wilhelm Hauff und Friedrich Franckh. Zu einem unbekanntem Brief des Dichters an den Verleger. Hansmartin Decker-Hauff, dem mit Wilhelm Hauff gleich mehrfach verwandten Nachfahren, mit herzlichem Glückwunsch“. *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* 40 (1981): S. 176-187, hier S. 177.

21 Zu Hauffs Satire auf den Buchmarkt seiner Zeit vgl. Christine Haug. „Der Berufsschriftstellerroman – ein neues Literaturgenre im Zeitalter der Industrialisierung im 19. Jahrhundert.“ *Immermann-Jahrbuch* 8 (2007): S. 29-60.

der 1826 in der Franckh'schen Verlagshandlung erschien.<sup>22</sup> J. F. Franckhs systematische Akquise von jungen, im Literaturbetrieb noch wenig bekannten Autoren, stellte sicher, dass die Honorarforderungen moderat blieben. Mit den Werken Hauffs zeigte sich J. F. Franckh als instinktsicher, seine Romane und der *Märchenalmanach* verzeichneten exzellente Absätze.

Die Verlagshandlung prosperierte, und 1826 entschied sich J. F. Franckh, seinen jüngeren Bruder zum Teilhaber zu machen. Von 1826 bis 1829 firmierte das Verlagshaus unter dem Namen Gebrüder Franckh, die Anzahl der Kommissionäre wurde erhöht, die Kommissionsplätze in Leipzig und Frankfurt/M. um Nürnberg und Augsburg erweitert, um eine maximale Marktpräsenz und Distributionsdichte sicherzustellen.<sup>23</sup> Carl Hoffmann wurde 1827 zum Inhaber der Leihbibliothek und der Sortimentsbuchhandlung ernannt, am 1. Juli 1828 richteten die Gebrüder Franckh ein weiteres Ladengeschäft ein, das M. A. Kornicker als Geschäftsführer leitete. 1829 wurde die Sortimentsbuchhandlung offiziell an Friedrich Brodhag verkauft, doch die Gebrüder Franckh besaßen weiterhin Anteile, bis sie im Juni 1829 endgültig in den Besitz Kornickers übergang.<sup>24</sup> Die hektisch wirkenden An- und Verkäufe von Geschäftsanteilen dienten der Beschaffung von disponiblen Kapital, das für Investitionen benötigt wurde. Die Brüder achteten jedoch darauf, berufserfahrenen Buchhändlern die Führungspositionen zu übertragen.

Mit dem Einstieg in das Verlagsgeschäft übernahm F. G. Franckh die Anwerbung von namhaften, auf dem Buchmarkt bereits etablierten Autoren, die als Redakteure und Herausgeber von Zeitschriften und belletristischen Buchreihen werbestrategisch auf die Titelblätter gesetzt werden konnten, u.a. Eduard Mörike und Carl Spindler. Während die Verlagsbeziehung zu Eduard Mörike keinen langen Bestand hatte, weil sich dieser nicht zur Lohnschreiberei bereit sah, avancierte Spindler zum Erfolgsautor.<sup>25</sup> Außer-

22 Vgl. den Wortlaut des Verlagsvertrags in Helmut M. Braem. *Franckh'sche Verlagshandlung Stuttgart. Ein altes Verlagshaus mit jungem Geist*. Stuttgart: Franckh, 1982. S. 21.

23 Neben L. Herbig (Leipzig) arbeiteten die Brüder Franckh mit Bauer & Raspe in Nürnberg, Jäger in Frankfurt/M. und Joseph Wolff in Augsburg zusammen.

24 Vgl. hierzu die Datenbank *Buchhändlerischen Geschäftsgrundschreiben*. URL: [http://www.d-nb.de/sammlungen/dbsm/kataloge/buchh\\_geschaeftr.htm](http://www.d-nb.de/sammlungen/dbsm/kataloge/buchh_geschaeftr.htm).

25 Eduard Mörike beklagte in verschiedenen Briefen das Agieren der Gebrüder Franckh und verweigerte sich prinzipiell der Lohnschriftstellerei: „Übersetzen thu ich nicht, und wenn Du mich auf den Rost legst, Novellen schreiben,

dem gewann F. G. Franckh Karl Julius Weber, dessen Werk *Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen* 1826/1827 erschien, sowie Anastasius Grün, der seit 1829 in der Franckh'schen Verlagshandlung publizierte und mit seinen politischen Werken schnell die Aufmerksamkeit der Zensur auf den Verlag lenkte.

In Stuttgart mussten sich die Brüder Franckh seit den 1830er Jahren in einer sich immer schärfer entwickelnden Marktsituation behaupten. Vor allem Georg von Cotta galt als gefährlicher Konkurrent, und ein ambitioniertes, wenn nicht gar hybrides Ziel ihrer Verlagspolitik war die Verdrängung dieses Traditionsunternehmens. Die Gebrüder Franckh provozierten ihren Konkurrenten durch gleich- oder ähnlich lautende Buchtitel und Zeitschriften, bspw. die Herausgabe der *Morgenchronik* als Gegenründung zum *Morgenblatt für gebildete Stände*. Auffällig auch die Expansionspolitik der Gebrüder Franckh, bspw. die Eröffnung einer Verlagsdependance in München, wo auch Cotta eine Niederlassung unterhielt.

Die Gebrüder Franckh betrieben bereits im ersten Drittel des 19. Jahrhundert professionelle Marktforschung, achteten sorgsam auf die Herausbildung neuer literarischer Moden und erschlossen sich systematisch neue Käuferschichten, einerseits durch ein breites Angebot an marktgängiger Literatur, andererseits durch spektakuläre Werbe- und Vertriebsmethoden. Ein besonders stark prosperierendes Marktsegment war die Memoirenliteratur über Napoleon, die gerade in Süddeutschland eine große Leserschaft hatte.

Doch zu den eigentlichen Innovationen der Franckh'schen Verlagspolitik zählte die Produktion und Vermarktung von einfach ausgestatteten, preiswerten belletristischen Buchreihen, die als Lieferungswerke über Subskription abgesetzt wurden und deren Einzelverkaufspreise die Ausleihgebühren der Leihbüchereien deutlich unterboten. Mit der Herausgabe von Klassikern der Weltliteratur in illustrierten Prachtbänden im 1837 gegründeten Verlag der Classiker etablierte F. G. Franckh ein auf dem deutschen Buchmarkt gänzlich neues Verlagsprodukt, das der „Illustrierten Klassiker Ausgabe“. Das neuartige Geschäftsmodell zeichnete sich einerseits durch

---

d.h. für den Buchhandel, auch nicht“. Der Verlagsvertrag wurde aufgelöst, und gegenüber einem Freund erklärte Mörike: „Über Franckh kann ich Dir nichts Tröstliches sagen. Ich bin entzweit mit ihm und überdies noch schuldig“. Mörike kehrte in den Vikarsdienst zurück. Vgl. *50 Jahre Kosmos* (wie Anm. 4). S. 24-26.

seine spektakulären Vermarktungs- und Vertriebsstrategien (Vertrieb als Lieferungswerk über den Kolportagebuchhandel) aus, andererseits durch das Angebot von zeitgenössischen Bestsellern des Auslands in deutscher Übersetzung. Wichtiger Bestandteil des Absatzkonzepts war die Herausgabe dieser Werke als Gesamtausgabe; so avancierte der Zusatz *Sämtliche Werke* in den 1830er Jahren zu einem werbestrategischen Schlüsselbegriff.<sup>26</sup>

Zu den erfolgreichsten Verlagsprojekten der Franckh'schen Verlagshandlung zählten *Walter Scott's sämtliche Werke* in einer neuen Übersetzung, die seit 1826 in Einzellieferungen erschienen. Als sich die Franckhs für deren Herausgabe entschieden, galt Scott in Deutschland längst als Erfolgsautor, der sich in allen Leihbibliotheken einer starken Nachfrage erfreute.<sup>27</sup> Als die Gebrüder Franckh 1825 mit einer spektakulären Werbekampagne ihre Übersetzungsserie auf dem Markt einführten, galt es die vorhandenen Ausgaben, u.a. *Sämtliche Werke von Walter Scott in neuen Übersetzungen* (seit 1825) im Danziger Verlag Gerhard sowie Übersetzungsreihen des Verlegers Henning in Gotha und Schumann in Zwickau in einer Übersetzung Elise von Hohenhausens, zu überbieten.

1829 schied J. F. Franckh vorübergehend aus dem Unternehmen aus, während sein Bruder das Stuttgarter Verlagsgeschäft alleine weiterführte, das zu diesem Zeitpunkt zu den größten Unternehmen Süddeutschlands gehörte. Bereits ein Jahr später kehrte J. F. Franckh zurück, und das Verlagskonsortium wurde komplett umstrukturiert: J. F. Franckh und die Stuttgarter Verlagsbuchhändler Friedrich Brodhag, Louis Hallberger und Carl Hoffmann erwarben Unternehmensanteile. Der Verlag verstärkte seinen belletristischen Schwerpunkt und gewann mit Autoren wie Friedrich Bruckbräu (1792-1874) und Friedrich Seybold (1829-1888) absatzträchtige Namen des Unterhaltungsliteraturmarkts. Doch kaum hatte sich das Unternehmen mit neuen Reihengründungen, u.a. *Die neue Zeit von einem alten Constitutionellen – Historische Werke über die französische Julirevolution 1830*,

---

26 Vgl. zu der Praxis, insbesondere Übersetzungsliteratur als „Sämtliche Werke“ anzubieten, die kritische Beurteilung von Karl Gutzkow. „Die deutschen Uebersetzungsfabriken.“ *Telegraph für Deutschland* 11/12 (Januar 1839): S. 49-59, hier S. 50.

27 Vgl. hierzu grundlegend Norbert Bachleitner. „Übersetzungsfabriken“. Das deutsche Übersetzungswesen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.“ URL: [http://complit.univie.ac.at/fileadmin/user\\_upload/abt\\_complit/%C3%9Cbersetzungsfabriken\\_pdf.pdf](http://complit.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/abt_complit/%C3%9Cbersetzungsfabriken_pdf.pdf).

herausgegeben von Friedrich Seybold, konsolidiert, gründete J. F. Franckh in München ein eigenes Geschäft. Seine Firmenanteile übertrug er diesmal an Friedrich Brodhag. Dieser hatte Anteile am *Bureaus des Nouveautés de la littérature française* (ein 1832 gegründeter Verlag für französischsprachige Literatur) sowie an der Hallberger'schen Verlagsbuchhandlung und am Verlagshaus Johann Scheible erworben.<sup>28</sup> Mit dem Ausscheiden Brodhags aus dem Franckh'schen Konsortium übernahm F. G. Franckh dessen Anteile an der Sortimentsbuchhandlung und Leihbücherei, um sie im Dezember 1835 endgültig an Gottlob Fränkel und Wilhelm Beck zu veräußern.<sup>29</sup> Die Jahre zwischen 1835 bis 1838 waren also geprägt von etlichen Firmenein- und -austritten, dem Zu- und Verkauf von Unternehmensanteilen, die in der Branche kaum mehr nachvollziehbar waren.

### 3. Die Gründung des Verlags der Classiker (1837) und die Etablierung des neuen Publikationstypus '„Illustriertes Bilderbuch“ auf dem deutschen Buchmarkt

Eine der interessantesten Verlagsgründungen innerhalb dieses undurchsichtigen Firmengeflechts war die des Verlags der Classiker, die F. G. Franckh aus dem Gefängnis heraus mit Hilfe Friedrich Brodhags am 1. März 1837 (wiederum mit fremdem Kapital) bewerkstelligt hatte.<sup>30</sup> Zum Geschäfts-

28 Ein Jahr später, 1833, übernahm Brodhag die *Neckarzeitung* und stellte Carl Schill und Heinrich Elsner als Redakteure ein. 1833 wurde das Blatt auf Anordnung der Deutschen Bundesversammlung verboten.

29 Nach Aufkauf des Verlagsgeschäfts von Friedrich Brodhag firmierten Gottlob Fränkel und Wilhelm Beck unter den Namen Beck & Fränkel. Die Unternehmensgründung war wiederum erst aus dem Verkaufserlös von Verlagsanteilen am Unternehmen C. W. Löflund möglich geworden.

30 Als offizieller Inhaber des Verlags der Classiker fungierte Brodhag, als Teilhaber F. G. Franckh (aus formal-juristischen Gründen, weil er sich in Haft befand und ihm die Führung eines Unternehmens nicht erlaubt war), als Geschäftsführer der Stuttgarter Buchhändler Adolph Carl Krabbe. Als Mitarbeiter wurde Adolf Fritz Hvass gewonnen und als Kommissionäre Kirchner & Schwetschke in Leipzig, Gebhard & Körber in Frankfurt/M. und Recknagel in Nürnberg. Ein Problem galt es mit Gründung noch auszuräumen, weil F. G. Franckh mit Verkauf seines früheren Geschäfts an Hallberger zugesagt hatte, in Stuttgart keine Firma mehr zu gründen. F. G. Franckh entschädigte Hallberger mit 5000

führer wurde Adolf Fritz Hvass ernannt, der stellvertretend für den Inhaftierten agierte. Bereits ein Jahr später gliederte F. G. Franckh seinem neuen Verlag eine xylographische Anstalt an, weil er sich auf die Produktion von illustrierten Prachtwerken zu spezialisieren beabsichtigte. Diesem spektakulären Coup zollte sogar Karl Gutzkow – eigentlich scharfer Kritiker der „Buchhändler, die, vom Spekulationsteufel besessen, ihr eigenes Kapital, das Lesebedürfnis der Masse und die Interessen der Literatur in den unnütze-  
sten Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen verschwenden“<sup>31</sup> – Respekt:

Wenn man die Industrie und den Unternehmungsgeist des Buchhandels, wie er sich seit länger als zehen Jahren in Deutschland entwickelt hat, verfolgt, so wird man leicht gewisse Perioden unterscheiden können, wo sich die Spekulation des Kaufmanns und die Kauflust des Publikums je nach neuen Windstößen auf entgegengesetzte Richtungen und Vorlieben wandte, wo eine Manier die andre ablöste und der eingeschlummerte Besuch des Buchladens durch eine neue Idee einen neuen Impuls bekam. So hatten wir zuerst die heftweisen Uebersetzungen Franckhs und Sauerländers; dann kamen die heftweisen Wissenschaften Hoffmanns; dann die Pfennigsliteratur aus England. Wir stehen im Augenblick wieder an einer neuen Wendung des buchhändlerischen Modegeschmacks und der plötzlich neu ergriffenen Theilnahme des Publikums; das sind die Ausgaben der Classiker mit Illustrationen.

Man versteht unter dieser Art, berühmte Werke herauszugeben, eine in Frankreich und England mit beispiellosem Erfolg aufgenommene artistische Erläuterung derselben vermittelst kunstvoller Holzschnitte, welche dem gedruckten Text selbst eingefügt werden, und Ausgaben Molières, des Gil-Blas und Ander bereits in classische Bilderbücher verwandelt haben. Da nur Holzschnitte von künstlerischem Werthe, Zeichnungen, die mit Genialität erfunden sind, Aussicht auf einen günstigen Erfolg so kostspieliger Unternehmungen geben konnten, so wird hier der Kunst eine neue Provinz, in der sie mit Ehren ‚nach Brod gehen‘ kann, zugewandt“.<sup>32</sup>

---

Gulden für die Rücknahme dieser Zusicherung und versprach ihm die Zahlung von weiteren 4000 Gulden, sollte sich der Verlag der Classiker erfolgreich entwickeln. Vgl. *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* Nr. 43 (1837), Sp. 940.

31 Gutzkow. „Uebersetzungsfabriken.“ (wie Anm. 26). S. 49.

32 Karl Gutzkow: „Der neue Don-Quixote mit Holzschnitten.“ *Frankfurter Telegraph*, 2. Juni 1837: S. 281.

Gutzkow würdigte das Agieren des Spekulanten F. G. Franckh, denn „die Industrie tritt hier nicht mit dem Säckel allein auf, um Geld einzustreichen; sondern sie gibt den Künstlern Gelegenheit, sich in geistvollen und ihre Popularität befördernden Arbeiten zu ergehen“. <sup>33</sup> Franckh bescheinigte Gutzkow, dieses „neue industrielle Genre“ auf dem deutschen Buchmarkt überhaupt erst eingeführt und durch die künstlerischen Illustrationen dieses Industrieprodukt „mit der Weihe der Bedeutsamkeit“ versehen zu haben. <sup>34</sup> Im Verlag der Classiker erschienen in kurzer Folge die kleinformatigen illustrierten Prachtausgaben *Tausend und eine Nacht* mit 2000 Illustrationen auf Velinpapier gedruckt, *Gil Blas von Santillana* mit 600 Holzstichen nach Vorlagen des französischen Künstlers Jean Gigoux <sup>35</sup> sowie *Don Quichote*, der allein deshalb besondere Aufmerksamkeit in Deutschland erregte, weil es gelungen war, Heinrich Heine für das Vorwort zu gewinnen.

Das „Illustrierte Bilderbuch“ avancierte im Zuge der fortschreitenden Technisierung auch des graphischen Gewerbes zu einem Massenprodukt. Insbesondere vor dem Hintergrund der Gutenbergfeierlichkeiten 1840 galten die industriell gefertigten Prachtwerke als Symbol des Fortschritts, ja als Industriedenkmäler. <sup>36</sup> F. G. Franckh hatte diese neue Mode in England und Frankreich frühzeitig erkannt und entschied sich mit seiner Verlagsgründung, an diesem expansiven Marktsegment zu partizipieren. Stuttgart entwickelte sich in kurzer Zeit zu einem der wichtigsten Umschlagplätze dieses neuen Literaturprodukts, und zahlreiche andere Verlage zogen mit ähnlichen Werken nach. <sup>37</sup>

---

33 Ebd.

34 Ebd.

35 Der französische Maler und Lithograph Jean-François Gigoux (1806-1894) illustrierte die französische Originalausgabe *Histoire de Gil Blas de Santillane*, die mit 600 Holzstichen 1836 in Paris erschien.

36 Vgl. Kellen: „Geschichte“ (wie Anm. 4), S. V.

37 So gingen die Stuttgarter Verleger Johann Scheible und Carl Krabbe mit eigenen Klassikerausgaben auf den Markt. Scheible verdient keine geringere Aufmerksamkeit als die Franckh'sche Verlagshandlung. Er war Inhaber (bzw. Teilhaber) des gleichnamigen Verlags und wirkte unter dem Pseudonym Willibald Cornelius als Holzstecher. Julius Campe wusste Heine aber nach Rückkehr von der Leipziger Buchmesse am 17. Mai 1837 zu berichten: „In Leipzig verlautete es, und in Correspondenz Artikeln hieß es, mit Scheible stände es misslich [...]. Nur das kann ich aus guter Quelle nachweisen, dass seine Meß-Einnahme erbärmlich ausgefallen ist. [...]. Allein bedenken Sie, diese Leute sind nicht

Die Idee für eine illustrierte Ausgabe des *Don-Quichote* stammte von August Lewald, der im März 1836 in Paris Heinrich Heine auf das Projekt aufmerksam machte, das im Verlag Johann Scheible vorbereitet wurde. Scheible befand sich zu dieser Zeit bereits in Verhandlungen über den Erwerb der französischen Klischees mit dem Pariser Originalverlag Dubochet & Comp. Doch Scheible musste das Vorhaben aufgeben, weil die französische Ausgabe bereits im Mai 1836 erschien, bevor er in Besitz der Klischees gekommen war, und somit die Idee, mit der französischen und deutschen Ausgabe gleichzeitig auf den Markt zu gehen, obsolet geworden war. Lewald brachte nun den Verlag der Classiker ins Gespräch und versuchte Heine für eine Einleitung zu gewinnen. Adolf Fritz Hvass trat im Dezember 1836 in Verbindung mit Heine, der seinen Hamburger Verleger Campe am 3. Mai 1837 darüber unterrichtete:

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon mahl gesagt, dass ich diesen Winter eine Einleitung zum Donquixote geschrieben für Herrn Hvas, den Faktor einer mir ganz unbekanntten Societät; er gab mir 1000 Franks und erhielt leider das Schlechteste, was ich je geschrieben habe. – Ich hatte die Grippe, als ich dergleichen zur bestimmten Zeit auf Kommando und aus Geldnoth schrieb.<sup>38</sup>

Heine war sehr wohl bewusst, dass Campe dem Geschäftsgebaren eines F. G. Franckh nichts abgewinnen konnte, denn dieser hatte ihm bereits am 5. April 1837 seine Einschätzung über das Stuttgarter Treiben unmissverständlich übermittelt:

Ich bin ohne eigenes Vermögen zum Geschäft gekommen, habe nie mit fremden Gelde gearbeitet; so ging ich langsam, aber sicher; nie spielte ich König oder Bettelheim, wie z.B. Franckh. [...] Sein Loos sagte ich vorher, [...] Nur zu richtig war meine Prophezeiung und schon in der nächsten Messe wahr. Diesem Exempel folgen in Stuttgart mehrere. Mit fremden Gelde Verlagsunternehmungen machen, ist wahrer Betrug! Schlägt ein Geschäft fehl, liegt der

---

Asso[cies], sondern nur Darleiher eines Capitaies, die bei ungünstiger Fahrt zu erst zugreifen und umstoßen! – In Stuttgart werden noch kuriose Dinge vorgehen!“ Heine. *Säkularausgabe* (wie Anm. 5). Bd. 25. S. 48.

38 Heine an Campe, 3.5.1837. Ebd. Bd. 21. S. 204. Eine Woche später suchte Heine seinen Verleger ein weiteres Mal zu beschwichtigen, indem er die Liaison mit F. G. Franckh herunterspielte; vgl. Heine an Campe, 10.5.1837. Ebd. S. 210.

Kerl auf dem Rücken und muß mit den Rücken das Seinige Ansehen! Was ist nun beßer, bescheiden und sicher als im Gallop und unsicherem Schritte zu fliegen.<sup>39</sup>

In einem Brief vom 17. Mai 1837 klärte Campe, kaum mit neuen Informationen von der Leipziger Buchmesse zurück, Heine auf:

Wißen Sie nicht wer die Societät ‚Verlag der Claßiker‘ leitet, der Sie Ihre Feder liehen? – Sie sagen mir, Sie wüßten es nicht; – ich nehme an, daß Sie von mir nur die Bestätigung wißen wollen: daß der famose ‚Ambassadeur des künftigen freien Deutschlands‘ – Herr Franckh, auf Hohen Aschberg logierend, es ist!<sup>40</sup>

Campe war ohnehin verstimmt, weil es F. G. Franckh gelungen war, mit Heine wegen eines Verlagswechsels ins Gespräch zu kommen. Heine war vermutlich nicht ernsthaft an einem Wechsel interessiert, doch er nutzte diese Avancen – Franckh lockte mit einer Gesamtausgabe – geschickt, um seinen Hamburger Verleger unter Druck zu setzen, der die Idee einer Gesamtausgabe nicht aufgreifen wollte, solange das Verbot in Preußen Bestand hatte. Campes Unnachgiebigkeit in dieser Angelegenheit verweist nochmals eindrücklich auf die wirtschaftliche Bedeutung des preußischen Absatzmarktes und darauf, wie nachhaltig das preußische Verbot der Gesamtproduktion des Jungen Deutschland auf das Buch- und Verlagsgewerbe einwirkte.<sup>41</sup>

Für den Verlag der Classiker rentierte sich jedenfalls die Mitwirkung Heines, bescherte sie ihm doch die erforderliche Aufmerksamkeit in der literarischen Öffentlichkeit. Franckh bemühte sich vor Erscheinen des *Don Quixote* vorsorglich um eine Vorzensur in Preußen, um das Risiko einer nachträglichen Konfiszierung (immerhin war Heines gesamte literarische Produktion in Preußen verboten) zu mindern.<sup>42</sup> Um eines der wichtigsten Absatzgebiete nicht unnötig aufs Spiel zu setzen, entschieden sich die Verleger häufig für zwei verschiedene Ausgaben. Diesen Weg beschritt auch F. G. Franckh und verzichtete auf die dezidierte Nennung Heinrich Heines auf dem Titelblatt der preußischen Ausgabe. Wie klug diese Entscheidung war, zeigte sich

39 Campe an Heine, 5.4.1837. Ebd. Bd. 25. S. 38.

40 Campe an Heine, 17.5.1837. Ebd. S. 48.

41 Zu Campes Erklärungen vgl. seine Briefe an Heine am 21.2.1837, 24.3.1837 und 17.5.1837. Ebd. Bd. 25. S. 28ff.

42 Vgl. dazu Heine. *Säkularausgabe* (wie Anm. 5), Bd. 9 K. S. 285-287.

schnell. So informierte Lewald am 24. Oktober 1837 Heine darüber, dass seine Einleitung zum *Don Quixote* in Preußen inzwischen verboten sei.<sup>43</sup>

Bei der sehr aufwendig betriebenen Plakat- und Prospektwerbung operierte der Verleger aber umso aufdringlicher mit seinem berühmten Vortwortschreiber, so dass Campe seinen Autor am 22. Oktober 1837 darauf aufmerksam machte, in der literarischen Öffentlichkeit entstehe allmählich der Eindruck, Heine sei selbst der Übersetzer des *Don Quixote*.<sup>44</sup>

Der so heftig kritisierte Verlag der Classiker hatte allerdings – wie von Campe vorhergesagt – keinen langen Bestand. Schon 1839 verkaufte F. G. Franckh ihn an das Pforzheimer Unternehmen August Denning, Finck & Co.<sup>45</sup> Franckh war offensichtlich in eine finanziell prekäre Lage geraten, so dass ihm nur die schnelle Abstoßung blieb. Gleichwohl: Der Verkauf des Verlags der Classiker bedeutete noch nicht das Ende der Verlegerkarriere. Friedrich Gottlob Franckh, kaum aus der Haft entlassen, gründete mit seinem Bruder Johann Friedrich am 14. Juli 1842 – symbolträchtig am Jahrestag der Französischen Revolution – die Franckh'sche Buchhandlung. Noch im Gründungsjahr erschien ein Gedichtband des Demokraten Ludwig Pfau, 1843 folgten Werke von Johannes Scherr, Heribert Rau und Hermann Kurz. Ihren größten ökonomischen Erfolg erzielten die Gebrüder Franckh mit dem *Belletristischen Ausland. Kabinettsbibliothek klassischer Romane aller Nationen* (1843-1865), herausgegeben von Carl Spindler. Damit avancierte die Franckh'sche Buchhandlung zu einer der produktivsten Übersetzungsfabriken Süddeutschlands. Die Gebrüder Franckh beschäftigten einen ganzen Übersetzerstab, unter ihnen Johannes Scherr und Edmund Zoller. Kaum waren die ersten Nummern des *Belletristischen Auslands* vergriffen, gingen die Gebrüder Franckh dazu über, die beliebtesten Romane, bspw. die von Eugene Sue und Marie Sophie Schwarz, in einem größeren Format und reichhaltig illustriert, neu zu drucken. Neben dem *Belletristischen Ausland* erschienen das *Weltpanorama, eine Chronik der neuesten Reisen und Abenteuer* und Spindlers Taschenbuch *Vergißmeinnicht*.<sup>46</sup>

---

43 Lewald an Heine, 24. Oktober 1837. Ebd. Bd. 25. S. 93.

44 Vgl. Campe an Heine, 22.10. 1837. Ebd. S. 91.

45 *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* Nr. 56 (1839), Sp. 1219. Vgl. Heinrich Fischer: „Pforzheim – eine Verlagsstadt? Der Verlag Dennig, Finck und Comp.“ *Badische Heimat* H. 3 (September 1995): S. 393-402.

46 Vgl. Kellen: „Geschichte“ (wie Anm. 4). S. XVI.

Als Friedrich Gottlob Franckh am 22. September 1845 mit 43 Jahren starb, führte sein Bruder Johann Friedrich Franckh das Verlagsunternehmen fort und verlagerte den Schwerpunkt auf Wissenschaftsliteratur. In den 1860er Jahren geriet er allerdings zunehmend in wirtschaftliche Schwierigkeiten.<sup>47</sup> Mit dem Tod Johann Friedrich Franckhs 1865, ging das Geschäft in die Hände von Gustav Leins und Karl Conradi über.<sup>48</sup> Damit endete die Ära eines der wohl wirkungsmächtigsten und spektakulärsten Verlagsunternehmen Süddeutschlands im 19. Jahrhundert.

#### 4. Zwischen radikal-demokratischer Agitation und innovativem Unternehmertum – Resümee und Forschungsperspektiven

F. G. Franckh hatte mit großem Interesse die politischen Entwicklungen in Frankreich verfolgt und sympathisierte offen mit der radikal-demokratischen Bewegung in Deutschland. Seine Solidarität mit den Revolutionären brachte er schon 1830 zum Ausdruck, als er einen Teil des Gewinns aus dem Verkauf der Reihe *Die neue Zeit von einem alten Constitutionellen – Historische Werke über die französische Julirevolution 1830* den Angehörigen der Gefallenen der Julirevolution spendete.<sup>49</sup> 1831/1832 hielt sich F. G. Franckh in Paris auf und knüpfte wichtige Kontakte. Sein politisches Engagement erregte in Paris Aufmerksamkeit, und Heine schilderte in seinem Buch über Ludwig Börne den Auftritt Franckhs:

Zunächst gerieth er [Börne] in den Kreis jenes Wahnsinnes, als dessen Mittelpunkt der berühmte Buchhändler F. zu betrachten war. Dieser F., man sollte es kaum glauben, war ganz der Mann nach dem Herzen Börnes. Die rothe Wuth, die in der Brust des Einen kochte, das dreytägige Juliusfieber, das die Glieder des Einen rüttelte, der jakobinische Veitstanz, worin der Eine sich dreht, fand den entsprechenden Ausdruck in den ‚Pariser Briefen‘ des Anderen.<sup>50</sup>

47 Im *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* erschien ein Nachruf auf Friedrich Gottlob Franckh. Vgl. ebd. Nr. 89 (1845): S. 1063-1064; Kellen: „Geschichte“ (wie Anm. 4). S. XVII-XVIII.

48 Ebd., S. XVIII-XIX.

49 Vgl. die Akten zum Hochverratsprozess im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Sign. E 63/3 246.

50 Heinrich Heine. *Ludwig Börne. Eine Denkschrift*. Ders. *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. Hg. Manfred Windfuhr im Auftrag der Landeshaupt-

Kaum aus Paris zurück, verknüpfte F. G. Franckh geschickt seine verlegerischen und politischen Netzwerke und stieß gerade bei seinen süddeutschen Verlegerkollegen auf Interesse, die sich häufig in liberalen Kreisen bewegten. Zum revolutionären Klima in Süddeutschland trug außerdem die starke Präsenz von polnischen Flüchtlingen nach dem Scheitern des Polenaufstands 1830/1831 bei. F. G. Franckh stand in engem Austausch mit den süddeutschen Revolutionären Georg David Hardegg, den er bereits in Paris kennen gelernt hatte, und Ernst Ludwig Koseriz. In dieser personellen Konstellation plante er die Unterstützung der Frankfurter Revolutionäre beim Sturm auf die Hauptwache. In Frankfurt/M. besprach F. G. Franckh mit dem Verleger Valentin Meidinger eine mögliche Kooperation und intensivierte den Austausch mit dem Protagonisten der Frankfurter Gruppe, Franz Karl Gärth. F. G. Franckh war für die Koordination der revolutionären Zellen in Baden, Württemberg und Hessen verantwortlich. Diese Aktivitäten blieben von den Behörden nicht unbemerkt. Im Januar 1833 wurde Hardegg festgenommen, und wenige Tage später, am 9. Februar 1833, wurde auch F. G. Franckh wegen „hochverräthischen Umtrieben“ verhaftet.<sup>51</sup> Er wurde schließlich zu einer neunjährigen Festungshaft auf dem Hohenasperg verurteilt. Obgleich er mit gesundheitlichen Problemen kämpfte, weigerte er sich, sich anlässlich des Regierungsjubiläums des württembergischen Königs am 25. September 1841 amnestieren zu lassen.

F. G. Franckh starb 1845 in einer Heilanstalt im württembergischen Winnenden, und die verschiedenen Beurteilungen seines Charakters verwiesen stets darauf, dass er psychisch instabil war, sich zwischen Genialität und Wahnsinn bewegte. Auch die Berichte des Gefängnisarztes äußerten sich über die fragile Gesundheit des Inhaftierten. Er beurteilte seinen Patienten als einen „halbverrückten Menschen“.<sup>52</sup> So erklären sich seine extremen Handlungen, sein exzessives unternehmerisches Agieren, sein Mitwirken am revolutionären Umsturz in Deutschland wie auch seine Weigerung, das Gefängnis zu verlassen, möglicherweise auch aus einer psychischen Erkrankung.

---

stadt Düsseldorf. Bd. 11. Berb. Helmut Koopmann. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1978. S. 78.

51 Vgl. Zusammenfassung der bisherigen Untersuchungsergebnisse. Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Sign. E 301 Bü 116.

52 Vgl. ebd. Sign. E 301 Bü 1092, 1088.

Christian Liedtke (Düsseldorf)

## Julius Campe und das „österreichische System“

### Unbekannte Buchhändlerbriefe zum Verlagsverbot von 1847

Heine! ich habe die Kälte und Besonnenheit eines Spielers [...]. Ein Uebel laße ich, ehe ich es fürchte, nahe kommen und besehe seine Zähne oder Klauen, nur darnach wähle ich meine Waffen. Ein kurzer Säbel und ein langes Herz!<sup>1</sup>

Diese Worte, die Julius Campe unmittelbar nach dem Bundestagsbeschluss gegen das Junge Deutschland an seinen berühmtesten Autor schrieb, könnten sein Lebensmotto sein. Denn er wich zwar keiner Auseinandersetzung mit der Obrigkeit aus, wenn sie ihm notwendig erschien, aber er ging dabei doch stets kalkuliert vor und war sich der Risiken immer bewusst. Kaum jemand hat im Vormärz die Grenzen, welche staatliche Repression und Überwachung der Literatur und ihrer Vermarktung setzten, stärker ausgereizt als der „Odysseus des deutschen Buchhandels“<sup>2</sup>, wie Heine ihn genannt hat. Seine Arbeitsweise machte ihn zum Prototypen des modernen Verlegers<sup>3</sup>, war aber auch charakteristisch für den Vormärz, dessen Beschränkungen paradoxerweise seinen Aufstieg erst ermöglicht haben:

Es klingt frivol und doch plausibel: ohne die deutschen Zensurverhältnisse, ohne die dauernde Bedrohung von Verbot, Beschlagnahme, Verurteilung hätte Julius Campe nie die Bedeutung erlangt, die Hoffmann und Campe zum Markenzeichen machte.<sup>4</sup>

- 
- 1 Campe an Heine, 16.2.1836. Heinrich Heine. *Säkularausgabe. Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse*. Hg. Klassik Stiftung Weimar/Centre National de la Recherche Scientifique in Paris, Berlin/Paris: Akademie-Verlag/Editions du CNRS, 1970ff. Bd. 24. S. 378ff.
  - 2 Heine an Campe, 12.8.1852. Ebd. Bd. 23. S. 222.
  - 3 Gerhard Höhn/Christian Liedtke. „Eine ‚literarische Ehe‘ zu Beginn der Moderne. Heinrich Heine und Julius Campe“. *„Der Weg von Ihrem Herzen bis zu Ihrer Tasche ist sehr weit“*. Aus dem Briefwechsel zwischen Heinrich Heine und seinem Verleger Julius Campe. Hg. Gerhard Höhn/Christian Liedtke. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2007: S. 9-30.
  - 4 Gert Ueding. *Hoffmann und Campe. Ein deutscher Verlag*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1981. S. 292.

Denn früher und konsequenter als andere setzte er gezielt auf die „junge Literatur“, schließlich wusste er: „Die Weisheit, das Verbot einer Schrift wirke nur günstig auf den Verkauf, ist wohl so alt wie die Zensur selbst. ‚Le Pape le proscrit, l’Europe le veut lire,‘ sagt Voltaire.“<sup>5</sup> Er nutzte geschickt die Lücken des Systems, und dabei kam ihm die Wendigkeit seiner vergleichsweise kleinen Firma ebenso zu Gute wie seine vielfältigen Kontakte und schnellen Vertriebswege, die wichtigsten Voraussetzungen für den Erfolg seiner „Partisanen-Strategie“.<sup>6</sup>

Die stille Diplomatie beherrschte Campe ebenso wie den offenen Schlagabtausch, und wie variabel er agierte, zeigen die vielen großen und kleinen Kämpfe, die er für seine Bücher mit den Zensurbehörden ausgefochten hat. Sie sind in der Forschung gut dokumentiert, insbesondere wenn es um seine beiden wichtigsten Vormärz-Autoren, Heine und Börne geht. Weniger Beachtung haben dagegen diejenigen Repressionsmaßnahmen gefunden, die sich nicht gegen bestimmte Werke, sondern gegen den Verlag als ganzes richteten. Seitdem im Juni 1822 mit F. A. Brockhaus in Preußen erstmals ein kompletter Verlag verboten worden war, wurden von den Staaten des Deutschen Bundes oder dem Bundestag bis 1847 insgesamt 13 weitere Verlagsverbote verhängt.<sup>7</sup> Campes Firma war als einzige zweimal betroffen: Am 8. Dezember 1841 wurde das Verbot aller seiner Bücher für das preußische Staatsgebiet ausgesprochen – also auch derjenigen, die zuvor die Zensur passiert hatten –, und Heine dichtete sarkastisch: „Es blüht der Lenz, es platzen die Schooten, / Wir athmen frey in der freyen Natur! / Und wird uns der ganze Verlag verboten, / So schwindet am Ende von selbst die Censur.“<sup>8</sup>

Das zweite Verlagsverbot gegen Hoffmann und Campe erging im Januar 1847 in Österreich, und in diesen Kontext gehören die vier Dokumente, die im Folgenden vorgestellt werden. Die Buchhandelskorrespondenzen von und an Julius Campe, Gustav Mayer, Viktor von Andrian-Werburg, Gustav Remmelmann und Carl Gustav Heinrich Welsch betreffen die Frage nach der

5 H. W. Nordmeyer. „Deutscher Buchhandel und Leipziger Zensur, 1831-1848.“ *The Journal of English and Germanic Philology* 15 (1916): S. 238-250, 345-376, 543-556, hier S. 549.

6 Höhn/Liedtke. „Eine ‚literairische Ehe‘“ (wie Anm. 3). S. 14.

7 Vgl. „Kurze Geschichte der Verlagsverbote.“ *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*. Jg. 18 (1851). Nr. 16: S. 199-201.

8 Heinrich Heine. *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. Hg. Manfred Windfuhr. Bd. 2. Bearb. Elisabeth Genton. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1982. S. 113.

strategisch besten Antwort auf diese Repressionsmaßnahme. Sie befinden sich im Archiv des Heinrich-Heine-Instituts, Düsseldorf (im so genannten „Nachlass Campe“<sup>9</sup>) und werden hier erstmals veröffentlicht.

Dass in Österreich „politische Sachen einen guten Absatz finden“<sup>10</sup>, bemerkte Julius Campe erstmals 1831, als er mit den anonym publizierten *Spaziergängen eines Wiener Poeten* große Verkaufserfolge verzeichnete (später erschienen sie unter dem Pseudonym Anastasius Grün, hinter dem sich Anton Alexander Graf von Auersperg verbarg).<sup>11</sup> Dem Buch, das als erstes Beispiel breitenwirksamer politischer Vormärzlyrik gilt, ließ Campe viele weitere „österreichische“ Titel folgen. Die *Spaziergänge* wirkten als Initialzündung für die politische Literatur Österreichs, so dass Hoffmann und Campe ebenso zum beinahe naturgemäßen Verlag für die entstehende österreichische Zeit-Publizistik wurde wie zuvor schon für die deutsche. „Ueber Oesterreich bringe ich von Uffo Horn ein Buch, das wird Ziehen!“<sup>12</sup>, schrieb er etwa im April 1840 erwartungsfroh über den Band *Oesterreichischer Parnas, bestiegen von einem heruntergekommenen Antiquar*, der ohne Verfasseramen und mit der fingierten Verlagsangabe „Frey-Sing, bei Athanasius & Comp.“ herauskam (als erstes von vier Büchern Horns, die er verlegte). Darin wurden die namhaftesten Schriftsteller des Landes „in persönlicher Weise abgehandelt, ihr Äußeres in wenig vorteilhafter Weise beschrieben, ihre Werke mit meist hämischen Randbemerkungen aufgezählt, ihr oftmaliges Wirken als Zensor oder Zuträger deutlich aufgezeigt.“<sup>13</sup> Wie viele österreichische Titel in Campes Verlagsprogramm zog er einen veritablen Skandal

- 
- 9 Dabei handelt es sich um einen kleinen Teil des aufgelösten Verlagsarchivs von Hoffmann und Campe, das 1917 Stück für Stück verkauft worden war, sowie um verstreute Korrespondenzen und andere Materialien von Julius Campe, seiner Ehefrau Luise und ihren Familien.
- 10 Heine an Campe, 11.9.1832. Heine. *Säkularausgabe* (wie Anm. 1). Bd. 24. S. 137. Dennoch sei die von ihm verlegte und von Heine mit einem Vorwort versehene Streitschrift *Kahldorf über den Adel* kein Erfolg, „weil jeder sich als Herr VON betrachtet, der einen ganzen Rock anhat“. Ebd.
- 11 Vgl. Bernd Steinbrink. *Hoffmann und Campe. Bibliographie 1781-1981*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1983. S. 119. Zur Verlagsgeschichte des Buches vgl. Ueding. *Hoffmann und Campe* (wie Anm. 4). S. 352ff.
- 12 Campe an Heine, 3.4.1840. Heine. *Säkularausgabe* (wie Anm. 1). Bd. 25. S. 252.
- 13 Hans Veigl. „Uffo Horn. „Demontierte Dichter-Denkmäler.“ Ders. *Einzelgänger & Exzentriker: Aussenseiter wider den Zeitgeist*. Wien u.a.: Böhlau, 2008: S. 89-102, hier S. 89.

nach sich und wurde ebenso mit Verboten (nicht nur in Österreich) belegt wie das 1844 anonym erschienene Gesellschaftspanorama *Briefe aus Wien. Von einem Eingeborenen*, das von dem Journalisten Josef Tuvora stammte.

Für beispielloses Aufsehen (und mehrere Auflagen) sorgte 1843 die Programmschrift *Oesterreich und dessen Zukunft* von Viktor von Andrian-Werburg, dessen Name trotz aller polizeilichen Nachforschungen von Campe nicht preisgegeben wurde.<sup>14</sup> An Heine schrieb Campe begeistert, dass das Werk „ein solches Glück macht, wie ich es kaum jemals erlebt, 6000 Exp. sind in nicht 3 Monaten abgesetzt.“<sup>15</sup> Die Metternichschen Behörden bekämpften es mit allen Mitteln, aber als später in einer anderen anonymen Schrift über österreichische Verhältnisse daran erinnert wurde, die k. u. k. Regierung habe eine gesamte Auflage von *Oesterreich und dessen Zukunft* aufkaufen lassen, rückte Campe eine „Anmerkung der Verleger“ ein: „Die Buchhandlung Hoffmann & Campe weiß von einem solchen Ankauf nichts; daher gehört diese Behauptung wol nur zu den vielerlei Legenden und Sagen, welche das Buch erzeugt hat.“<sup>16</sup> Unter den zahlreichen österreichischen Oppositionsschriften des Vormärz, die Campe herausbrachte, hatten nur noch die Werke Franz Schuselkas<sup>17</sup> eine ähnlich Aufsehen erregende Wirkung wie *Oesterreich und dessen Zukunft*.

---

14 Mit diesen Versuchen, den Verfasser zu ermitteln und dem Inkognito-Besuch des eigens nach Hamburg entsandten Polizeikommissars Muth bei Campe verbindet sich eine der bekanntesten Zensur-Anekdoten. Vgl. Heinrich Hubert Houben. *Verbotene Literatur von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart. Ein kritisch-historisches Lexikon über verbotene Bücher, Zeitschriften und Theaterstücke, Schriftsteller und Verleger*. Bd. 1. Bremen: Schünemann, 1924. S. 25ff.

15 Heine an Campe, 24.3.1843. Heine. *Säkularausgabe* (wie Anm. 1). Bd. 26. S. 62.

16 *Schattenseiten der österreichischen Staats-Verwaltung und gesellschaftlichen Zustände*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1846. S. 173. Über die Aufnahme von *Oesterreich und dessen Zukunft* informiert ausführlich *Wirkungsgeschichte als Kulturgeschichte. Viktor von Andrian-Werburgs Rezeption im Vormärz. Eine Dokumentation*. Mit Einleitung, Kommentar u. e. Neuausg. v. Österreich und dessen Zukunft. Hg. Madeleine Rietra. Amsterdam/Atlanta: Rodopi, 2001.

17 Acht Titel von Schuselka, der nach seiner Ausweisung ab 1843 zeitweilig in Hamburg lebte, erschienen zwischen 1843 und 1848 bei Campe, der allerdings nicht sein alleiniger Verleger war. Vgl. Steinbrink. *Bibliographie* (wie Anm. 11). S. 155ff.

Diese stetige Produktion staats- und systemkritischer Titel zu österreichischen Themen und für den österreichischen Markt führte dazu, dass man in der Hofburg schließlich hart durchgriff. War man bisher gegen lauter einzelne Bücher vorgegangen – praktisch jeder Titel aus Campes Produktion war zu diesem Zeitpunkt in Österreich ohnehin verboten –, so wurde nun per Hofkanzleidekret vom 4. Januar 1847 „mittelst allerhöchster Entschlie-ßung vom 24. December 1846“<sup>18</sup> der Verlag Hoffman und Campe mit einem Debit-Verbot belegt. Das Buch, welches das Fass zum Überlaufen gebracht hatte, waren Schuselkas *Oesterreichische Vor- und Rückschritte*, die Campe Ende 1846 unbeirrt publiziert hatte. Die Verbreitung dieser politischen und gesellschaftlichen Bestandsaufnahme wollte man unbedingt verhindern. „Sämmtlicher Verlag von Hoffmann und Campe ist in Oesterreich nur deswegen verboten worden, weil diese Firma fortfährt, die Schriften des Herrn Franz Schuselka zu verlegen“<sup>19</sup>, wusste der Leipziger *Charivari*.

Neben Hoffmann und Campe waren zwei weitere deutsche Verlage von diesem Erlass betroffen: Ernst Keil und Gustav Mayer, beide in Leipzig ansässig. Mayer hatte seine Firma 1842 gemeinsam mit Georg Wigand gegründet und führte sie seit 1844 allein.<sup>20</sup> Er war als Verleger Karl Biedermanns und durch anonyme Schriften wie *Sociale und politische Zustände Oesterreichs mit besonderer Beziehung auf den Pauperismus* (Ende 1846 mit der Jahreszahl 1847) oder *Polen, seine Revolution und sein Recht* (1846) ins Visier der österreichischen Zensur geraten. Ernst Keil war 1838 Redakteur der liberalen Wochenzeitschrift *Unser Planet* geworden, 1845 gründete er seinen eigenen Verlag sowie die stets in Zensurkämpfe verwickelte Zeitschrift *Leuchtturm*, für die Blum, Dronke u.a. schrieben. Berühmt sollte er 1853 als Begründer der *Gartenlaube* werden.<sup>21</sup> Den Machthabern in Österreich war er u.a. durch Fenner von Fennebergs *Oesterreich und seine Armee* und Eduard Maria Oettingers provokante *Lola-Montez-Kolportage Mola oder Tanz und Weltgeschichte. Eine spanisch-deutsche Erzählung* (beide Ende 1846 mit der

---

18 Hofkanzleidekret vom 4. Januar 1847. Zit. n. *Oesterreichische Zeitschrift für Rechts- und Staatswissenschaft*. Jg. 1847. Bd. 3: S. 19.

19 *Charivari* 6 (1847). Nr. 227, 5.2.1847. S. 3631.

20 Vgl. Rudolf Schmidt. *Deutsche Buchhändler. Deutsche Buchdrucker. Beiträge zu einer Firmengeschichte des deutschen Buchgewerbes*. Bd. 3. Berlin: Weber, 1905. S. 549.

21 Vgl. ebd. S. 530ff.

Jahreszahl 1847 erschienen) ein Dorn im Auge.<sup>22</sup> Keil und Mayer waren aus österreichischer Sicht besonders „gefährlich“, weil sie auch Ungarn betreffende Schriften im Programm hatten (teilweise auch in ungarischer Sprache). Campes österreichische Autoren wie Schuselka oder Andrian-Werburg berührten ebenfalls immer wieder die ungarische Frage, und bei allem, was die liberale Nationalbewegung dort weiter schüren konnte, waren die k. u. k. Behörden stets hellhörig, da dies an den Grundfesten des Vielvölkerstaates rüttelte.<sup>23</sup>

Unmittelbar nach der Verkündung des Verlagsverbots ergriff Julius Campe die Initiative und trat zu seinen Kollegen in Kontakt, um ein gemeinsames Vorgehen zu verabreden. Solidarisches Auftreten gehörte stets zu seinem Credo, zumal die Zensurbehörden bestrebt waren, Verleger, Drucker, Buchhändler und Autoren gegeneinander auszuspielen: „Der Buchdrucker und Buchhändler ist der natürliche Feind aller Censur so wie die Katze die Maus, der Hund die Katze – bekriegt, und die sollten sich unter einander verrathen? nein solche Tölpel sind sie noch nicht.“<sup>24</sup>

Nach dem Verbot der drei Verlage gab Campe selbstbewusst die gemeinsame Marschroute vor: öffentlich Stillschweigen bewahren, sich weder direkt noch indirekt an die österreichische Regierung wenden, gegen die Maßnahme also nicht protestieren, sondern sie ignorieren. In diesem Sinne schrieb er am 11. Januar 1847 an Mayer. Das geht aus dessen Antwortschreiben hervor, das sich, im Unterschied zu Campes Brief, im Archiv des Heinrich-Heine-Instituts erhalten hat:

---

22 Vgl. dazu Julius Marx. *Österreichs Kampf gegen die liberalen, radikalen und kommunistischen Schriften 1835 (Beschlagnahme, Schedenkverbot, Debitentzug)*. Wien u.a.: Böhlau, 1969 (Archiv für österreichische Geschichte Bd. 128/1). S. 23ff., 54f. u.ö.

23 Vgl. dazu Eva Hermann. „Die Buchstadt Leipzig und ihre Rolle bei der Vorbereitung der bürgerlichen Revolution von 1848 in Ungarn.“ *Beiträge zur Geschichte des Buchwesens*. Bd. 1. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut, 1965: S. 53-251.

24 Campe an Heine, 23. 7. 1834. Heine. *Säkularausgabe* (wie Anm. 1). Bd. 24. S. 270.

Herrn Julius Campe

Leipzig 17 Januar 1847<sup>25</sup>  
Hamburg

Verehrter Herr

Sie sind mir durch Ihre schätzbaren Zeilen vom 11 ds, die ich so eben offen erhielt, insofern zuvorgekommen, als ich die Absicht hatte, sofort nach erhaltenener offizieller Mittheilung des KK Verbots, durch die hiesige Behörde, in gleichem Sinne an Sie zu schreiben, indem nun mir die angenehme Aufgabe übrig bleibt Ihnen für Ihre Mittheilung zu danken und die Versicherung auszusprechen, daß ich was die gänzliche Passivität unserer Seits der KK Regierung gegenüber anlangt, vollkommen mit Ihnen übereinstimme – auch von H Keil dem ich Ihr Schreiben mittheilen werde, setzte ich dasselbe voraus – sehen die Leutchen in Wien erst daß man keinerlei Schritte thut, oder gute Worte giebt, so lassen sie von selbst in ihrer Flegelei, denn anders kann man solche plumpe unverständ[li]che Gewaltmasregel | kaum nennen, von selber nach – übrigens bin ich der Meinung, daß diese 3 Verbote, nur die Folge des unnützen Lernens O. W's<sup>26</sup> bei seinem Verbot und der noch viel schädlicheren Concessionen, zu denen man sich nachher verstanden, sind weil sie die Leute in Wien in dem Glauben bestärkt haben, daß es nur eines Gewaltschrittes bedürfe um auswärtige Verleger, die sie ganz von Österreich abhängig wähnen, zu Paaren zu treiben. Nun ich denke diesmal sind sie an die falschen gekommen – ob ich den oest Buchhdl gegenüber, deren Bestellungen ohne Ausnahme *ad acta* gelegt werden, eine kurze Notiz erlasse, woraus sie ersehen mögen, daß wenn sie nicht im Stande sind, mein Eigenthum vor Confiscation zu schützen, sie dasselbe entweder gar nicht oder für ihre Gefahr d. h. gegen baar, beziehen müssen, will ich mir überlegen. Jedenfalls stimme ich Ihrer Ansicht | vollkommen bey, der Welt und den K. K. gegenüber ohne alle Lebenszeichen zu bleiben.

Es war mir übrigens sehr angenehm, kurz vor der Nachricht eine Zusammenstellung meiner letzten O. M.<sup>27</sup> Einnahmen nach der vortrefflichen Thomasschen Liste mit Berücksichtigung der Länder und Provinzen beendet

- 
- 25 Editorische Notiz: Vom Briefautor Gestrichenes steht in eckigen Klammern, vom Herausgeber ergänzte Textverluste (durch Beschädigung des Papiers) erscheinen kursiv und in eckigen Klammern. Unterstreichungen sind auch als Unterstreichungen wiedergegeben, die Verwendung lateinsicher Schrift wird durch Kursivierung gekennzeichnet. Das Ende einer Briefseite wird durch eine senkrechte Linie angezeigt.
- 26 Otto Wigands, dessen Verlag im März 1846 in Österreich verboten worden war. Er hat öffentlich dagegen protestiert, aber später widerrufen. S. u.
- 27 Abgekürzt für Ostermesse.

zu haben – ich lernte daraus daß selbst für den Fall daß Oesterreich für die Zukunft ganz ausbliebe, der Ausfall weit geringer s[*ein*] wird, als man es nach den starken Saldi welche die Oester. zahlen, voraus[zu]setzen möchte – wahrscheinlich hat sich O. W. nie über dieses Verhältniß genaue Rechenschaft abgelegt – vielleicht war auch für seinen Verlag gerade Oester. wichtiger als für viele andere Verleger. –

Darf ich Ihrem Personal noch zum Schluß meine demnächst erscheinende IIIte illustrierte Ausgabe von Musaeus<sup>28</sup>, die, was Verkäuflichkeit anlangt gewiß von keinem Buch übertroffen wird, anempfehlen

Achtungsvoll

Gustav Mayer |

Herrn Julius Campe

Regg. Hoffmann & Campe

Hamburg<sup>29</sup>

Auch Mayer hielt also jede Stellungnahme für falsch, weil sie eine Anerkennung des Verbotes implizierte. Sein Brief zeigt, dass diese Entschlossenheit zudem eine Reaktion auf das widersprüchlichen Verhalten war, das sein Leipziger Kollege Otto Wigand kurz zuvor in einer ähnlichen Situation an den Tag gelegt hatte. Über seine Firma – und über Philipp Reclam jun. – hatte Österreich per Hofdekret vom 21. März 1846 ebenfalls ein Generalverbot verhängt, den Anlass hatte eine von Wigand verlegte und nach Siebenbürgen geschmuggelte Flugschrift in ungarischer Sprache gegeben. Wigand, als Verleger der *Hallischen Jahrbücher* der „Herbergsvater der Linkshegelianer“<sup>30</sup>, verwahrte sich gegen die Maßnahme in einer von vielen Blättern abgedruckten, pathetischen Rechtfertigung, die mit den Worten schloss: „Erkenne, mein Vaterland, die ungeheure Gefahr! es gilt nicht mir, keiner Person! es gilt der Wissenschaft, der Freiheit, es gilt den ewigen Rechten der Menschheit!“<sup>31</sup> Bald darauf bat er jedoch in aller Stille Österreichs obersten Zensor Sednitzky „mit dem Versprechen ‚tätiger Reue‘ um Zurücknahme des

28 Johann Karl August Musäus. *Völksmährchen der Deutschen*. Prachtausgabe in einem Bande. 3. Aufl. Leipzig: Mayer, 1847.

29 Auf der Adressseite von Campes Hand der Vermerk: „Hr G Mayer / Leipzig / 17/1 / 1847“.

30 Reinhard Wittmann. *Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick*. München: Beck, 1991. S. 244.

31 Zit. n. *Literarische Monatschrift* 3 (1846). Bd. 1. H. 1. S. 103.

Verbots“.<sup>32</sup> Dies wurde gewährt, worauf er seine Erklärung, die so viel Aufsehen erregt hatte, öffentlich widerrief.<sup>33</sup> *Die Grenzboten* bemerkten dazu:

Indessen können wir nicht verhehlen, daß dieser Widerruf eine Doppelzüngigkeit hat, die Jedermann verletzt. Herr Wigand's erste Erklärung war in ihrer declamatorischen Art kein Meisterstück, seine zweite ist in ihrer diplomatischen Weise jedoch noch viel unglücklicher. Man hat in den letzten Tagen in buchhändlerischen und schriftstellerischen Kreisen sehr harte Urtheile über Herrn Otto Wigand fällen hören.<sup>34</sup>

Bei der liberalen Opposition war er, wie Metternichs Agenten meldeten, fortan „stark kompromittiert“<sup>35</sup> – ein Erfolg für das österreichische System, den es nun bei drei weiteren Verlagen wiederholen wollte. Deren solidarische Strategie sollte das verhindern und zugleich ein Zeichen an die gesamte Buchbranche sein.

Wie wenig öffentlicher Protest gegen dieses System ausrichten konnte, belegte die von einhundert Wiener Schriftstellern – an ihrer Spitze Franz Grillparzer – unterzeichnete „Denkschrift über die gegenwärtigen Zustände der Zensur in Österreich“ vom 11. März 1845.<sup>36</sup> Franz Schuselka würdigte die umfangreiche Eingabe an die Regierung in *Oesterreichische Vor- und Rückschritte* zwar grundsätzlich – „Der Entschluß zu dieser Petition bildet schon an und für sich einen bedeutenden Vorschnitt im öffentlichen Leben Oesterreichs [...], etwas so Unerhörtes, daß sich die Regierung daraus eine lehrreiche Warnung nehmen mußte [...]“ – kritisierte aber die „Zaghaftigkeit“ und den „Mangel an Rechtsbewußtsein“<sup>37</sup>, der sich darin äußere. Sie bewirkte denn auch keinerlei Verbesserung.

---

32 Frank Thomas Hofer. *Pressepolitik und Polizeistaat Metternichs. Die Überwachung von Presse und politischer Öffentlichkeit in Deutschland und den Nachbarstaaten durch das Mainzer Informationsbüro (1833-1849)*. München u.a.: Saur, 1983. S. 153.

33 Vgl. den Wortlaut in *Die Grenzboten* 5 (1846). 1. Sem. Bd. 2. S. 268.

34 Ebd. S. 314.

35 Hofer. *Pressepolitik* (wie Anm. 32). S. 153.

36 Vgl. dazu Adolf Wiesner. *Denkwürdigkeiten der österreichischen Zensur. Vom Zeitalter der Reformazion bis auf die Gegenwart*. Stuttgart: Krabbe, 1847. S. 273ff. und den Wortlaut der Petition ebd. S. 409ff.

37 Franz Schuselka. *Oesterreichs Vor- und Rückschritte*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1847. S. 48f.

Im Geiste dieser Petition hatte der Buchhändler Gustav Rimmelmann im Januar 1847 aus Wien an Campe geschrieben und ihn anscheinend dazu aufgefordert, sich an die österreichische Regierung zu wenden und in einer öffentlichen Erklärung um eine Aufhebung des Verlagsverbotes zu bitten. Der Brief Rimmelmanns selbst ist zwar nicht überliefert, aber diese Tendenz – die dem Vorgehen Otto Wigands ähnelt – lässt sich aus dem Antwortschreiben Campes erschließen. Der Kontakt zwischen Rimmelmann und Julius Campe rührte möglicherweise daher, dass Rimmelmann 1837 die Pariser Verlagsbuchhandlung Heideloff und Campe erworben hatte.<sup>38</sup> Im Archiv des Heine-Instituts befindet sich eine von Campe eigenhändig angefertigte Abschrift seines Antwortbriefes (mit dem Vermerk „Copie!“). Dieser Umstand weist schon auf die Bedeutung hin, die Campe selbst seinem Schreiben beimaß. Es hat den Charakter einer Grundsatzerklärung, nicht nur im Hinblick auf das österreichische Verlagsverbot, sondern zum Umgang mit staatlicher Repressionspolitik überhaupt.

Copie!

Hbg d 26st 1. 1847

Hochgeschätzter Herr Rimmelmann!

Verbindlichst danke ich Ihnen für Ihre gefällige Mitteilung und die von Ihrem Standpunkte aus beurtheilte und gut gemeinte Aufforderung, zu – Kreuz zu kriechen, um uns den Oesterr. Verkehr zu erhalten.

Herr F. Beck, Chef der dortigen Univers. Buchhdlng<sup>39</sup>, theilte uns zuerst, das über uns verhängte Verbot mit; ihm verdanken wir also die erste Kunde dieses „Aktes österreichischer Weisheit“? – Bekannt ist Ihnen und jedem in

38 Vgl. Helga Jeanblanc. „Schubart & Heideloff: stratégies d’insertion de libraires allemands à Paris sous la Restauration.“ *L’Europe et le livre. Réseaux et pratiques du négoce de librairie XVIe-XIXe siècles*. Hg. Frédéric Barbier, Sabine Juratic, Dominique Varry. Paris: Klincksieck, 1996: 543-571, hier S. 566. 1839 musste er das Geschäft wieder aufgeben. Er arbeitete auch in der Pariser Niederlassung des Bibliographischen Instituts. Nach seiner Wiener Zeit machte er sich in Leipzig ein weiteres Mal selbstständig, und von 1848 bis 1855 war er aus Güns (ungarisch: Kőszeg) stammende Rimmelmann (gest. 1877) Redakteur des *Börsenblattes*. Vgl. dazu „150 Jahre Börsenblatt“. *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*. Nr. 28. 6.4.1984: S. 857-1004, hier S. 985.

39 Friedrich Beck, seit 1828 Inhaber der 1810 von seinem Vater Carl Ferdinand gegründeten Beck’schen Universitätsbuchhandlung in Wien. Vgl. Peter R. Frank/Johannes Frimmel. *Buchwesen in Wien 1750-1850. Kommentiertes Ver-*

Oester. thätigen Buchhändler, daß leider fast alle Producte unseres Verlages – ob mit Recht oder Unrecht – dort verboten sind.; sie sind verboten, als solche nicht zugelassen. Wir fragen: ist Verstand darin Verbotenes, nocheinmal zu verbieten? Klingt es nicht so, als sey ein armer Sünder gefangen und nach dem Hängen per Schub über die Gränze zu schaffen und Landes zu verweisen? Unser Verkehr leidet durch diese Maßregel gar nicht: wo nichts ist, kann ma[n]n Nichts nehmen! –

In Betracht dieser Sachlage, fällt es uns nicht ein, irgend ein Wort an das Ministerium zu richten. Dafür sind viele Gründe. Die Ehre des Buchhandels ist durch einen Poltron gekränkt; diese ist zu rehabilitieren. Hr. von Sedlitzky<sup>40</sup>, ist durch diesen Poltron zu der Meinung verleitet – das wirksame Hausmittel gefunden zu haben, die Verleger zu zwingen; sich der österr. Censur zu unterwerfen. Mit einer Censur sich abzufinden, ist lästig und drückend genug, geschweige denn mit denen der übrigen Staaten. Also hier ist der Punkt, den wir zurück zu weisen haben. Aus *Esprit du Corps*, werden weder wir, noch Mayer, noch der auf uns gesetzte harte Keil zu irgend einer Erklärung uns bequemen. Jeder wird seinen Gang gehen und thun, wie er thut, ohne sich in einem Kampfe zu fatiguiren, der zu nichts führt. Das Oesterr. System kenne ich genauer. | Ich weiß, alle Versuche, zur Aenderung dieses Ausspruches in sanften Bitten und Worten, werden schnöde empfangen, vornehm und schnöde abgewiesen werden. Wirksamer würde sein: versuchsweise ein halbes Dutzend Bücher zu verheißern, Cracau<sup>41</sup>, Galizien – Ungarn! – die Wahl des Palatins<sup>42</sup>

---

*zeichnis der Buchdrucker, Buchhändler und Verleger.* Wiesbaden: Harrassowitz, 2008, S. 16. Der erwähnte Brief ist nicht überliefert.

- 40 Josef Graf Sedlitzky Odrowacz von Choltitz (1788-1855), seit 1817 Präsident der Polizei- und Zensurhofstelle in Wien. Er „übte Polizei und Censur in der Art aus, daß er der Gegenstand des Hasses aller freidenkenden Männer wurde.“ Ilwolf. „Seldnitzky, Josef v.“ *ADB*. Bd. 33. Leipzig: Duncker u. Humblot, 1891: S. 528-531, hier S. 529.
- 41 Die 1815 beim Wiener Kongress begründete Republik Krakau war nach der Niederschlagung des Krakauer Aufstands (Februar 1846) von Österreich annektiert worden und gehörte seit November 1846 als Großherzogtum Krakau zum Kaiserreich. Campe benennt mit Polen und Ungarn gezielt die nationalpolitischen Schwachstellen der Habsburgermonarchie. Seine „Verheißung“ machte er später auch wahr, etwa mit dem Band [Franz] Reisinger. *Politische Bilder aus Ungarn's Neuzeit*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1849.
- 42 Der seit dem Mittelalter vom ungarischen Reichstag auf Lebenszeit gewählte Verwalter des Hofes und Statthalter des Königs. Dieses Mittleramt und Symbol ungarischer Selbständigkeit war den Habsburgern lange ein Dorn im Auge, unter Joseph II. war es abgeschafft. Leopold II. hatte die Wahl wieder gestattet,

betreffend; die Nothwendigkeit, jetzt einen Palatin aus den Magnaten<sup>43</sup> zu wählen! –

Das und ähnliche Verheißungen würde ergeben, was die besten Worte und Verheißungen nicht vermögen. Aber ich denke, man wird in Wien so klug sein, einen Krieg zu vermeiden, der auf geistigem Gebiet geführt, nie zum Vortheile jenes Kabinetts ausfallen kann. – Und H. von S.<sup>44</sup> wird einsehen, daß sein Hausmittel bei Leuten von Character nicht verschlägt, wie er meint. Wer vom Geschick in den Vordergrund der Bühne gedrängt wird, steht vor den Blicken der Welt, die auf ihn gerichtet sind, so lange er dasteht – wer sich dieser Stellung bewußt – und kein Lump ist – steht, wie im Duell, auf der Mensur – kann daher sich nichts vergeben; er muß tapfer u. beharrlich sein. Bei dieser Ansicht von dem Stande der Dinge, danke ich Ihnen für die so gut gemeinten Rathschläge für die Abwendung der uns betreffenden Maßregel, die ich nicht ergreifen darf, weil sie die entgegengesetzten Folgen haben würden, wie Sie in Ihrer Gutmüthigkeit von unserer *Submission* erwarten, die wir dem System einräumen sollen.

Der Verleger braucht günstigen Wind, zur Verbreitung seiner Artikel; was reizt die Leser wohl mehr als ein solches vehementes Verbot? In ganz Deutschland erwacht die Aufmerksamkeit; der Sinn ist auf die Ursache des Verbotes gewiesen –; die Ausbeutung ist nicht schwer – so wird die bedeutende, im Fluß sich befindende Büchermaße Geld oder Geldwerth und bringt für uns die entgegengesetzte | Wirkung hervor, die von Obenher beabsichtigt worden ist! Wann werden die Regierer so klug, wie die Privatleute sind, werden? – Man will Schuselka zunächst schaden; glaubt man im Ernst, es auf diese Weise zu können? So ist aber eine noch größere *Revue* –; gerade damit wird er populairer gemacht; u. jeder Verleger wird des gewissen Absatzes wegen, gerne seine

---

Palatin wurde 1796 sein Sohn Erzherzog Joseph Anton Johann von Österreich (zugleich Reichsstatthalter in Ungarn). Er war er dem ungarischen Nationalgedanken gegenüber liberal eingestellt und darum sehr beliebt. Nach fünfzigjähriger Amtszeit war er am 13. Januar 1847 gestorben. Die Wahl seines Nachfolgers durch den ungarischen Reichstag war für die Donaumonarchie von großer Tragweite.

- 43 Der ungarische Hochadel. Die Frage, ob der nächste Palatin statt eines Habsburgers ein ungarischer Magnat sein sollte, war umstritten und Thema vieler Flugschriften. Vgl. z.B. *Ungarn und das Palatinat oder wer soll Palatin sein? Seinen Landsleuten und allen Freunden der Freiheit gewidmet von einem in Norddeutschland lebenden Ungar*. Berlin: Reichardt, 1847. Dort wird für Erzherzog Stefan Franz Viktor, den Sohn des verstorbenen Palatins plädiert, der schließlich auch gewählt wurde.

44 Sedlitzky.

Artikel drucken und beßer honoriren, wie er bisher, bei zweifelhaften Absatz, honorirt sein mag. – Wenn die Polizei nicht zuweilen eine Conjurctur in die Bücher brächte, wie könnte man bestehen? Die Polizei sitzt auf dem Bücher-Schöppenstuhle und kritisirt und seitdem sie das Handwerk übt, sind die Literatur Zeitungen von Halle, Jena, Leipzig und Heidelberg zu Grunde gegangen –. Das ist eine merkwürdige, aber wahre Erscheinung! Jeder Bücherliebhaber blickt auf die Kritiken der Polizei u. läßt sich dadurch zur Wahl bestimmen. – Glaubt denn die Oesterr. Regierung ernstlich, durch ihre Revisionsämter<sup>45</sup> etwas wesentliches zu verhindern? Kleinigkeiten; der offene ehrliche Handel wird dadurch chicaniert; doch der Handel en Masse, den wird sie nicht damit hemmen und hindern können. Die Schmuggelei, wächst dort wild – tölpelhaft und linkisch erscheinen solche Verbote, wenn ich z. B., wenn ich 25 % des Werthes opfern will, mein ganzes Bücherlager nebst den Utensilien die dazu gehören, nach jedem beliebigen Ort der Monarchie unangefochten senden kann. – So lange jene Regierung treulose Beamte besoldet und diese für treu u. ergeben ansieht, sind ihre Verbote illusorisch – kurz ohne alle Wirkung! – Das sollte und könnte man in Wien so gut wissen, wie es außer Landes bekannt ist – dann blieben solche | Mißgriffe, die die entgegengesetzte Wirkung erzeugen, als die bezweckt werden – hübsch unterlassen; um *Eclat* zu meiden.

Gewiß darf ich annehmen, daß fernere Verbote ganzer Verlage, von jetzt an aufhören.<sup>46</sup> Das Erkenntniß tritt jetzt ein, wo man an die unrechten Adressen gelangt ist. Bei Groos in Heidelberg erschien 1846 eine Schrift über die Verbote ganzer Verlage von Oppenheim.<sup>47</sup> Das Unrechtliche solcher Verbote ist klar nachgewiesen –; was das Publikum urtheilt über die, die das Recht [gebroche] gröblich verletzen, bedarf der Erwähnung nicht. Und eine Regierung, will sie Anspruch auf Respect und Achtung machen, muß sie sich den Bedingungen des Rechts so gut fügen und anschmiegen, wie es dem Geschäftsmann die Pflicht und die Ehre gebietet. –

Wirklich, wollten wir ein Manifest als Antwort auf das Verfahren erlassen, wie wir es könnten, es wäre eine beträchtliche Niederlage für jenen Staat; aus

45 Die neun österreichischen Revisionsämter (in den nicht zum Deutschen Bund gehörenden Gebieten des Kaisertums gab es weitere) waren als lokale Zensurbehörden „die Mittelpunkte des Zensurverkehrs, die Antichambres oder Vorhöfe der niedern, hohen und höchsten Zensur.“ Wiesner. *Denkwürdigkeiten der österreichischen Zensur* (wie Anm. 36). S. 392.

46 Österreich erließ tatsächlich keine weiteren Verlagsverbote, das letzte innerhalb des Deutschen Bundes wurde im Juni 1847 in Berlin verhängt. Vgl. „Verlagsverbote“ (wie Anm. 7). S. 201.

47 Vgl. Heinrich Bernhard Oppenheim. *Über das Verbot ganzer Verlagsfirmen*. Heidelberg: Groos, 1846.

angeborener Höflichkeit verurtheilen wir uns selbst zum schweigen und erwarten wir davon am meisten.

Indem ich Ihnen nochmals verbindlichst für das mir [g] bewiesene Vertrauen danke, empfehle ich mich Ihnen hochachtungsvoll und ergebeest –

Der Ihrige  
Julius Campe

An Rimmelmann in Wien  
26/1 1847 – Oesterr. Verbot –<sup>48</sup>

Kampfeslust, Spott und „Esprit de Corps“, aber auch politische Klugheit sprechen aus diesem Brief, der zudem eine eindrucksvolle Bestätigung von Heines Beobachtung ist: „Campe schreibt einen allerliebsten Briefstyl. Er könnte sich wahrhaftig seine Reisebilder selbst schreiben; man darfs ihm nur nicht sagen, sonst werde ich überflüssig.“<sup>49</sup>

Wie Campe die in dem Brief entfaltete Strategie umsetzte, zeigt sich beispielhaft in den folgenden beiden Dokumenten. Darin geht es um die ersten Neuerscheinungen, die er sofort nach dem Verlagsverbot auf den österreichischen Markt zu bringen versuchte: Heinrich Heines Versepos *Atta Troll* und den zweiten Band von Andrian-Werburgs *Oesterreich und dessen Zukunft*. Der erste Brief stammt von Carl Gustav Heinrich Welsch, seit 1846 Mitinhaber der Verlagsbuchhandlung Tendler & Comp. (Tendler & Schäfer) in Wien.<sup>50</sup> Welsch war ein wichtiger Vertrauter Julius Campes. Er versorgte ihn mit Informationen über die Wiener Buchhandelsverhältnisse und organisierte mehrfach den heimlichen Transport von Büchern und Manuskripten<sup>51</sup> – so auch Anfang 1847 im Falle des zweiten Teiles von *Oesterreich und dessen Zukunft*, wo er als Mittler zwischen dem Autor und Campe agierte. Das geht aus seinem Brief hervor, den er am 20. Januar<sup>52</sup>, unmittelbar nach dem Verlagsverbot schrieb:

48 Eigenhändiger Zusatz am linken Rand.

49 Heine an Friedrich Merckel, 6.10.1826. Heine. *Säkularausgabe* (wie Anm. 1). Bd. 20. S. 261.

50 Vgl. Frank/Frimmel. *Buchwesen in Wien* (wie Anm. 39). S. 194.

51 Zu seiner Bedeutung vgl. Edda Ziegler. *Julius Campe. Der Verleger Heinrich Heines*. Hamburg: Hoffman und Campe, 1976. S. 291 und 301.

52 Welsch selbst hat den Brief nicht datiert, aber am rechten Rand der vierten Seite befindet sich ein Vermerk von Campes Hand: „Hr G Welsch / Wien / d 20 Januar / 1847“.

Verehrter Herr Campe

Ihre verehrte Zuschrift v 2ten d Mts ist mir erst heute zugekommen, die bewußten Bogen<sup>53</sup> treffen voraussichtlich erst nächste Woche ein. Freund A<sup>54</sup> ist seit 8 Tagen abwesend & wird vor Anfang nächsten Monats nicht hierher zurückkehren.

Er wird Ihnen zweifelsohne schon von München aus geschrieben haben, der gute Mann erwartet diesmal baldige Bestimmung seines Honorars, kurz eine definitive Antwort, auf seine diesfallsigen Fragen, die ich Ihnen vor einiger Zeit über Leipzig<sup>55</sup> zugehen ließ. Jetzt, nachdem über Ihren Verlag bei uns der Bannfluch ausgesprochen, wird | das Manoeuviren damit unendlich schwer. Es wird daher auch unumgänglich nothwendig seyn, daß Sie O. Z. II<sup>56</sup> mit einer andern Firma vom Stapel laufen lassen, wenn indes der öster. Buchhandel sich dafür interessiren soll. Brunet à Paris der Mittheilungen Börnes<sup>57</sup> thäte vielleicht gute Dienste.

Auch beim Atta Troll – auf den man sich längst freut – versäumen Sie doch ja nicht diese Vorsicht, Sie haben sonst nichts als Confiscation zu erwarten.

Von Atta Troll erbitte für Mailand<sup>58</sup>

25 Ex &

50 „ für hier,

jedoch nicht mit Ihrer Firma. |

Es wundert mich gar nicht, daß die Augsburgerinn<sup>59</sup> Ihre Anzeigen refusirt, die Verleger stehen ja ganz im öster. Sold.<sup>60</sup>

53 Die Korrekturabzüge von *Oesterreich und dessen Zukunft*, Bd. 2.

54 Andrian-Werbung.

55 Leipziger Kommissionär von Tendel war Friedrich Volckmar. Vgl. Frank/ Frimmel. *Buchwesen in Wien* (wie Anm. 39). S. 194. Volckmar war mit Campe bekannt, daher kommt er als Mittelsmann in Frage, Otto Wigand, den Campe wegen dessen Kenntnis der „Schleichwege“ nach Österreich sonst häufig um Rat fragte – vgl. Ueding. *Hoffmann und Campe* (wie Anm. 4). S. 297f. – angesichts der Vorgeschichte wohl eher nicht.

56 *Oesterreich und dessen Zukunft*, Bd. 2.

57 Mit der fingierten Verlagsangabe „Brunet“ und dem irreführenden Titel *Mittheilungen aus dem Gebiete der Völker- und Länder-Kunde* hatte Campe 1833 Ludwig Börnes *Briefe aus Paris* trotz Verbots vertrieben. Vgl. dazu Houben. *Verbotene Literatur* (wie Anm. 14) Bd. 2. S. 34ff. und Ueding. *Hoffmann und Campe* (wie Anm. 4). S. 298.

58 Tendler & Schäfer hatten dort eine Niederlassung.

59 Die Augsburger *Allgemeine Zeitung*.

60 Über die Ablehnung von Campes Verlagsanzeigen finden sich im Cotta-Archiv des Deutschen Literaturarchivs, Marbach, keine Unterlagen.

Aber ganz recht ist es wenn dieser Arist[r]okratie einmal eine tüchtige Lehre gegeben wird.

Sollte es nicht zweckmäßig sein, wenn Sie einige solcher Inserate an die fliegende Blätter & den Nürnberger Correspondenten<sup>61</sup> einschickten; beide Blätter, vorzüglich aber das Erstere geht in vielen 1000 Ex nach Oester. ich wüßte überhaupt jetzt kein Blatt wo Inserate angezeigter wären als wie Eisele & Beisele.<sup>62</sup>

Außerdem vereinigten sie noch den Vorzug daß | sie frei passiren & in allen Caffés hier gelesen werden.

Nächste Woche hören Sie bestimmt mehr von mir, inzwischen verbleibe ich Ihr

stets ergeb.

Welsch

Die „Vorsicht“, die Welsch ihm so dringend empfahl, ließ Campe denn auch walten: Die für Österreich bestimmten Exemplare des *Atta Troll* und des zweiten Teils von *Oesterreich und dessn Zukunft* wurden mit der Verlagsangabe „Hamburg, bei Ludwig Giese“ versehen. Den Namen der Tarnfirma wählte Campe nach dem Mädchennamen seiner Ehefrau: Luise Giese.

Während des Druck- und Korrekturprozesses kommunizierten Campe und sein Autor nicht nur über Welsch miteinander, sondern auch direkt. Es ist ein Glücksfall, dass der ‚Nachlass Campe‘ im Heinrich-Heine-Institut auch einen kurzen Brief enthält, den Andrian-Werburg offenbar nur wenige Tage nach dem oben abgedruckten Brief Welschs an Campe richtete:

---

61 Der *Nürnberger Correspondent* enthielt regelmäßig „mehr oder minder freisinnig rasonnirnde Artikel über Oesterreich“. Schuselka. *Oesterreichische Vor- und Rückschritte* (wie Anm. 37). S. 44. Wiener Berichterstatter des Blattes war der Campe-Autor Josef Tuvora. 1847 geriet er in heftige Zensurkonflikte.

62 Beisele und Eisele waren die Protagonisten der Bildgeschichten-Serie *Kreuz- und Querzüge durch Deutschland*, die von 1846 bis 1853 in 80 Folgen in den *Fliegenden Blättern* erschien. Geschaffen wurde sie von den Verlegern selbst: Kaspar Braun schrieb die Texte, Friedrich Schneider zeichnete. In der Zeitschrift erschien 1847 keine Verlagsanzeige von Hoffmann und Campe.

München 25. Jänner –

P. P.<sup>63</sup>

Ich habe vor 2 Tagen die Antwort der Redaktion der Wiener Landwirtschaftl. Annalen<sup>64</sup> erhalten. Der bewußte Aufsatz<sup>65</sup> wird im Januar oder längstens im ersten Februarhefte erscheinen – die Probebogen bitte ich bey sich zu behalten – denn ich bekomme hier direkt ein Ex. des Aufsatzes – Wegen des Honorars Schreibe mir die Red. sich an Sie gewandt zu haben<sup>66</sup> – bitte daher um Aufschluß – durch die lith A[n]stalt<sup>67</sup>, jedoch auf direktem Wege, u nicht [d]ie gewöhnliche Buchhändlerkorrespondenz, die über [Le]ipzig geht, u 6 Wochen braucht – Sie haben [me]inen Brief an K.<sup>68</sup> wohl schon bestellt? Wo [nic]ht, so bitte ich, es sogleich zu thun –

[In] Erwartung einer baldigen Antwort ver[ble]ibe ich

Ihr

aufrichtigst ergebener

A

Das am linken Rand etwas beschädigte Schriftstück trägt weder Absender- noch Empfängervermerke, auch keine Jahreszahl. Hätte man es einzeln aufgefunden und müsste es nur für sich betrachten, wüsste mit seinem Inhalt nichts anzufangen. Allein durch den Überlieferungszusammenhang im Archiv erschließt sich sein Sinn: Sieht man es als Teil des „Nachlasses Campe“, erkennt man es als an den Verleger gerichtetes Schreiben, der Hinweis auf Wien legt dann irgendwann nahe, wer „A“ sein könnte. Durch Handschriftenvergleich kann man ihn als Adrian-Werburg identifizieren. das Schreiben dem hier behandelten Kontext zuordnen und datieren. Die Tatsache,

63 Abgekürzt für „praemissis praemittendis“, „nach Vorausschickung des Vorauszuschickenden“ (Grußformel).

64 Eine Zeitschrift mit diesem Titel existiert nicht, er muss also ein Codewort sein. Dass mit der „Redaktion“ dieses Phanataseiblattes Welsch gemeint ist, ergibt sich aus der zweiten Nennung. S. u., Anm. 66.

65 Adrian-Werburgs Buch *Oesterreich und dessen Zukunft*, Bd. 2.

66 Vgl. oben den Brief Welschs an Campe vom 20.1.1847, in dem er Adrian-Werburgs Bitte um Auskunft in der Honorarfrage weitergibt. Nur aus diesem Bezug zu jenem Brief lässt sich schließen, dass mit der „Redaktion“ Welsch gemeint sein muss.

67 Die Druckerei Voigt in Wandsbek, in der auch Heines *Atta Troll* produziert wurde.

68 Möglicherweise ist „K.“ verschlüsselt für Schuselka („Schuselka“), der zu dieser Zeit in Hamburg lebte und mit Campe umging.

dass Andrian-Werburg wohl kaum in „Wiener Landwirtschaftlichen Annalen“ publizieren würde – selbst wenn es diese gäbe – weist darauf hin, dass der Brief verschlüsselt ist: Andrian-Werburg teilt Campe mit, dass er eine Nachricht von Welsch erhalten hat, dass er *Oesterreich und dessen Zukunft* in der ersten Februarhälfte fertigstellen wird, wie der Versand der Korrekturbögen ablaufen soll und fragt nach einem über Campe an Franz Schuselka gesandten Brief. Der konspirative Charakter dieses Schreibens macht deutlich, wie viel Vorsicht in dieser kritischen Phase geboten war.

Bei der Auslieferung beider Bücher konnte Campe sich an der Grenze auf die „treulosen Beamten“ verlassen, auf deren Bestechlichkeit er Rimmelmann süffisant hingewiesen hatte, und jenseits des Schlagbaumes auf die österreichischen Buchhändler. Diese seien „von jeher gewöhnt, *gegen* diese Gebote zu sündigen.“<sup>69</sup> Zwar wurde die List des fingierten Verlagsnamens – die Ernst Keil ebenso anwendete – zwar schon bald durchschaut<sup>70</sup>, aber die österreichischen Behörden hatten damit wenig erreicht, denn die Strategie, die Julius Campe in seinem Grundsatzbrief an Rimmelmann vom 26. Januar 1847 skizziert hatte, ging auf. Treffend hieß es in einer Wiener Korrespondenz der *Grenzboten*:

Diese Woche erging an alle Buchhändler ein Circular, daß der Verlag von Giese in Hamburg verboten sei, indem man wisse, daß keine solche Firma existire und Giese nur die Maske Hoffman's und Campe sei. Wir finden eine solche Maßregel – abgesehen von aller Ungerechtigkeit des Prinzips, das im Verbot eines ganzen Verlags liegt – selbst nach dem Regierungszweck zu tadeln, weil sie komisch und lächerlich wirkt. [...] Heute verfolgt man Hoffmann und Campe als Giese, morgen wird er sich Liese nennen, und es werden abermals Monate verstreichen, ehe man die Maske entdeckt; verbietet man nun hinterher die Liese, so erscheint plötzlich eine Wiese und so geht die Jagd in's Unendliche, während doch mittlerweile der Gejagte seinen Zweck erreicht hat, indem er lange vor dem Verbot seinen Artikel absetzte.<sup>71</sup>

69 Campe an Heine, 11.12.1851. Heine. *Säkularausgabe* (wie Anm. 1). Bd. 26. S. 363.

70 Vgl. den entsprechenden Schriftverkehr von Polizei und Zensurbehörde, abgedruckt in *Wirkungsgeschichte als Kulturgeschichte*. Hg. Rietra (wie Anm. 16). S. 79ff.

71 *Die Grenzboten* 6 (1847). 1. Sem. Bd. 2. S. 364.

Johannes Frimmel (München)

Wiener Verlage im Vormärz

Ein Überblick

Erst in der Zeit zwischen 1815 und 1848 dockte die neuere österreichische Literatur an den Kanon der deutschsprachigen Literatur an. Ein beträchtlicher Teil der heute noch viel gelesenen und in den Schulen unterrichteten Dichter zwischen Restauration und Vormärz kam bekanntlich aus dem Kaisertum Österreich: Genannt seien nur Franz Grillparzer, Nikolaus Lenau, Johann Nestroy, Ferdinand Raimund und Adalbert Stifter. Über das Wiener Verlagsumfeld dieser Autoren, deren Lebensmittelpunkt die kaiserliche Residenzstadt häufig war, ist aber nach wie vor wenig bekannt. Das Bild eines von Zensur und Metternichscher Repression eingeschnürten Buchmarks besteht nicht zu Unrecht; was aber in den Wiener Buchhandlungen verkauft und verlegt wurde, und wer die dort ansässigen Verleger waren, ist nach wie vor weitgehend *terra incognita* der Germanistik. Dieser Beitrag möchte daher in aller Kürze einige Schlaglichter auf das Verlagswesen des vormärzlichen Wien werfen, das zu dieser Zeit die größte deutschsprachige Stadt und zugleich das multiethnische Zentrum des Kaisertums Österreich war. Eingegangen wird zunächst auf die rechtlichen und politischen Rahmenbedingungen des Buchhandels, danach werden einige wichtige Wiener Verlage und ihre Produktion im Überblick dargestellt.

Dass die Wiener Verlagsproduktion im Vormärz keineswegs unbedeutend war, zeigt schon ein Blick in die Leipziger Messkataloge. Zwar wies schon Franz Sartori in seiner *Historisch-ethnographische[n] Übersicht der wissenschaftlichen Cultur, Geistesthätigkeit und Literatur des österreichischen Kaiserthums* (1830)<sup>1</sup> darauf hin, dass die Messkataloge die österreichische Produktion nur lückenhaft erfassen. Ein bedeutender Teil der Verlage, darunter die in Wien ansässige Hof- und Staatsdruckerei und der Schulbuchverlag sowie viele Hersteller nichtdeutschsprachiger Bücher, konzentrierten ihren Absatz ganz auf das Kaisertum und schienen nicht in Leipzig auf. Dennoch

---

1 Vgl. Franz Sartori. *Historisch-ethnographische Übersicht der wissenschaftlichen Cultur, Geistesthätigkeit und Literatur des österreichischen Kaiserthums nach seinen mannigfaltigen Sprachen und deren Bildungsstufen. In skizzirten Umrissen bearbeitet. Erster Theil.* Wien: Carl Gerold, 1830.

nimmt Wien nach Johann Goldfriedrichs Auswertung der Messkataloge in der Zeit zwischen 1837 und 1846 immerhin Rang 3 unter den deutschen Verlagsstädten ein.<sup>2</sup>

## Rahmenbedingungen

Nach der Dekade der Lockerung der Zensurgesetzgebung unter Joseph II. (1780-1790) wurde unter dem Eindruck einer Zuspitzung der innen- und außenpolitischen Lage bereits 1789 die Vorzensur wiedereingeführt. Sukzessive kam es zu weiteren Verschärfungen. Die Zensur wurde der Polizeihofstelle zugeordnet, und 1803/04 kam es zur erneuten Zensurierung aller bis dahin zugelassenen Bücher. 1810 wurde eine Zensurverordnung erlassen, die als Richtlinie bis 1848 bestimmend bleiben sollte. Die Verordnung war von einer Bevormundung im Geist des Absolutismus geprägt und ging hinter die Reformen Joseph II. zurück: „Von der Zensurpraxis des Jahrzehnts Josephs II. weicht die Zensurverordnung aber dadurch entscheidend ab, dass sie das gedruckte Wort als grundsätzlich bedrohlich, vor allem für ungebildete Leser, die angesprochenen ‚Unmündigen‘, erachtet.“<sup>3</sup>

Zwischen wissenschaftlichen Werken und solchen, die für eine breitere Öffentlichkeit bestimmt waren, wurde ein grundlegender Unterschied vorgenommen. Während bei gelehrten Werken zwar darauf geachtet werden sollte, dass diese neue Entdeckungen und Erkenntnisse brächten und nicht unnütz seien, waren es die zu weiterer Verbreitung bestimmten Werke, die mit größter Strenge beobachtet werden sollten. In erster Linie betraf dies die fiktionale Literatur: Dichtung und vor allem die Romane, die nicht nur wegen ihrer häufigen Kritik an Religion, Sittlichkeit, Regierung und Kaiserhaus argwöhnisch betrachtet wurden, sondern in dem Generalverdacht standen, „die Sinnlichkeit zu wiegen“<sup>4</sup>. Bis auf wenige untadelige Ausnahmen

- 
- 2 Mit 4984 Titeln hinter Leipzig (16634) und Berlin (11515) und vor Stuttgart (4814). Vgl. Johann Goldfriedrich. *Geschichte des Deutschen Buchhandels vom Beginne der Fremdherrschaft bis zur Reform des Börsenvereins im neuen Deutschen Reiche (1805-1889)*. Leipzig: Börsenverein, 1913. S. 455.
  - 3 Norbert Bachleitner. „Wie begründet man ein Verbot? Österreichische Zensurprotokolle aus den Jahren 1810/11“. *Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich* 2001. H. 2: S. 2 -11, hier S. 2.
  - 4 Zit nach: Julius Marx. *Die österreichische Zensur im Vormärz*. Wien: Verlag für Geschichte und Politik, 1959. S. 73.

sollte die Arbeit der Zensurbeamten also darauf zielen, „der so nachtheiligen Romanen-Lektüre ein Ende zu machen“<sup>5</sup>. Die Subtilität der österreichischen Bürokratie konnte sich an den in der Verordnung festgelegten verschiedenen Verbotsgraden bewähren: Während die zugelassenen Bücher das *admittitur* erhielten, bedeutete *transeat*, dass sie stillschweigend verkauft, aber nicht beworben werden durften. Für den Verbotsgrad *erga schedam* benötigte man einen Erlaubnisschein, während durch *damnatur* ein generelles Verbot ausgesprochen wurde.

Für den Buchhandel brachten die Maßnahmen sowohl für die Verlagsproduktion als auch beim Import von Büchern empfindliche Einschränkungen mit sich. So fielen bei der Rücksendung verbotener Ware Frachtkosten und bei den *erga schedam* bezogenen Werken eine Stempelgebühr an; absatzmindernd wirkte natürlich auch das Werbeverbot für Bücher mit dem Vermerk *transeat*. Dazu kam der Bücherschmuggel, der an den Buchhandlungen vorbeilief, wobei sich selbstverständlich auch die Firmen selbst erfindungsreich dabei zeigten, verbotene Ware am Bücherrevisionsamt vorbei in die Geschäfte zu schleusen. In einer Zeit ohne internationales Urheberrecht war es bei Übersetzungen von zentraler Bedeutung, dass diese rasch erschienen; hier waren die österreichischen Verlage stark benachteiligt, da Original und Übersetzung der Zensur vorgelegt werden mussten.<sup>6</sup>

Was die inländische Verlagsproduktion betraf, wirkte die Zensur stark hemmend auf die heimischen Autoren, die sich in rigoroser Selbstzensur üben mussten. Oppositionelle Autoren konnten nur außerhalb Österreichs publizieren, und auch dies war nicht ohne Risiko, da es verboten war, unter Umgehung der österreichischen Zensur Schriften im Ausland verlegen zu lassen. Anastasius Grün publizierte seine Aufsehen erregenden *Spaziergänge eines Wiener Poeten* bei Hoffmann und Campe, später wurde Weidmann in Leipzig sein Verlag. Als Grün seinen Romanzenzyklus *Der letzte Ritter* bei Braumüller in Verlag geben wollte, erhoben die österreichischen Behörden sofort Einspruch und verboten den Druck.<sup>7</sup> Der zwischen Wien und Stutt-

---

5 Ebd. S. 74.

6 Vgl. Norbert Bachleitner/Franz M. Eybl/Ernst Fischer. *Geschichte des Buchhandels in Österreich*. Wiesbaden: Harrassowitz, 2000. Kap. V. 2. Die staatliche Kontrolle des Buchhandels.

7 Vgl. *So eine Art lyrisches Kaffeehaus. Briefwechsel Anastasius Grün mit dem Weidmann Verlag 1832-1876*. Hg. Dietmar Scharmitzer. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 2009. S. 107f. (Brief vom 30.9.1843).

gart pendelnde Nikolaus Lenau publizierte zwar etliches in Wiener Almanachen, fand aber schließlich bei Cotta, dem „Napoleon des deutschen Buchhandels“, zumindest verlegerisch eine Heimat. Selbstverständlich konnte auch der flüchtige Charles Sealsfield (Karl Postl) seine Werke nicht in Österreich publizieren, sie erschienen in London und Zürich.

Wiederholt protestierten die Vorsteher des Gremiums der Wiener Buchhändler in Eingaben gegen die strengen Zensurgesetze, indem sie auf die geschäftlichen Nachteile verwiesen, die ihnen dadurch erwachsen. Als Wiener Autoren 1845 eine Petition verfassten, in der sie – ohne deren Abschaffung zu fordern – eine Reform der Zensurgesetzgebung verlangten, reichten auch die Buchhändler beim Kaiser ein Promemoria ein. Beide Eingaben blieben ohne Konsequenzen, und erst 1848 kam es zur kurzfristigen Aufhebung der Zensur.<sup>8</sup>

Nachdem in der josephinischen Ära die Zahl der Wiener Buchhandlungen stark zunahm, lässt sich ab 1800 eine Stagnation feststellen. Der Konservatismus der Behörden verband sich mit dem Abwehrverhalten der eingesessenen Buchhändler gegen neue Konkurrenz. Zusätzlich als hemmende Faktoren wirkten das Monopol des Schulbuchverlags, das 1807 auch auf Gymnasiallehrbücher ausgedehnt wurde, sowie die neu gegründete Hof- und Staatsdruckerei, die den einträglichen Druck von Amtssachen übernahm. Ihren Ausdruck fand diese Stagnation in der Ordnung für Buchhändler und Antiquare von 1806. Demnach durften Konzessionen nur durch die Landesregierung vergeben werden und Buchhandlungen generell nur in Provinzhaupt- und Kreisstädten angesiedelt sein. Bei neuen Bewilligungen war auf den restriktiv ausgelegten Lokalbedarf zu achten und generell sollte angestrebt werden, „die übersetzte Anzahl nach und nach zu vermindern“<sup>9</sup>. Das Gewerbe musste erlernt sein und der Bewerber ein Startkapital vorweisen (Wien: 10 000 Gulden, Provinz: 4000 Gulden). Die Befugnis war an die Person gebunden und konnte nur in Ausnahmefällen verkauft oder weitergegeben werden. Einzig die Witwe hatte bei Bestellung eines geeigneten Geschäftsführers das Recht, die Firma ihres verstorbenen Mannes weiterzuführen, und der Sohn konnte bei der Verleihung der erledigten Befugnis mit Bevorzugung rechnen. Buchdrucker durften nur selbst verlegte Bücher verkaufen, Buchbinder und Trödler nur mit Schulbüchern, Kalendern und

8 Vgl. Carl Junker. *Zum Buchwesen in Österreich*. Hg. Murray G. Hall. Wien: Praesens, 2001. S. 71f.

9 Ebd. S. 96.

Gebetbüchern handeln. Die Kolportage blieb in allen ihren Formen verboten. Schließlich wurde angeordnet, in allen Städten mit mehr als vier Buchhandlungen (Wien, Graz, Prag, Brünn) lokale Gremien einzurichten. Diese sollten dem Staat bei der Durchführung der Verordnung unterstützend beistehen, wobei sie sich speziell bei dem Verhindern neuer Konzessionserteilungen als sehr effizient erwiesen.

Auch das Kommissionswesen wurde im Vormärz neu geregelt. Im Jahr 1845 kam es in Wien erstmals zu einer gesamtösterreichischen Versammlung der Buchhändler, und die Hauptstadt wurde zum zentralen Kommissionsplatz für die österreichische Monarchie bestimmt. Die Buchhändler aus den Provinzen sollten hier Auslieferungslager halten oder einen Kommissionär ernennen. Für die Frachtkosten hatten sie selbst aufzukommen, wobei ihnen im Gegenzug von den Wiener Buchhändlern eine vierprozentige Aufzahlung zugestanden wurde.<sup>10</sup> Der Nachdruck innerhalb des Deutschen Bundes war erst 1835 verboten worden. Einen frühen Vorstoß in Richtung internationaler Regelung des Urheberrechts unternahm Österreich 1840 mit dem Vertrag mit Sardinien zur Sicherstellung der Eigentumsrechte an literarischen und artistischen Werken. Mit dem ungarischen Teil der Monarchie existierte im Vormärz allerdings nach wie vor keine Regelung zum Schutz gegen gegenseitigen Nachdruck.<sup>11</sup>

## Die Verlage<sup>12</sup>

Ein Blick in Anton Redls *Kalender und Handlungs-Gremien Schema der k.k. Haupt- und Residenz Stadt Wien für das Jahr 1815* zeigt bereits die vorgegebene Tendenz zu Beharrung und Stagnation. Alle aufscheinenden 24 Buchhandlungen können ihre Geschichte auf die Zeit vor der Buch-

10 Vgl. ebd. S. 72.

11 Vgl. Sybille Gerhartl. „Vogelfrei“: die österreichische Lösung der Urheberrechtsfrage in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.“ *Literarisches Leben in Österreich 1848-1890*. Hg. Klaus Amann/Hubert Lengauer/Karl Wagner. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 2000. S. 200-249.

12 Zu den Wiener Verlagen vgl. Peter R. Frank/Johannes Frimmel. *Buchwesen in Wien 1750-1850. Kommentiertes Verzeichnis der Buchdrucker, Buchhändler und Verleger*. Wiesbaden: Harrassowitz, 2008. Dort findet sich auch ein umfassendes Literaturverzeichnis. Im Folgenden werden nur einige wichtige Publikationen extra angeführt.

handelsordnung von 1806 zurückverfolgen; zumeist stammen sie aus der Ära Josephs II. oder aus den zunächst in der Vergabe von Befugnissen ebenfalls liberaleren 1790er Jahren. Eine bemerkenswerte Ausnahme bildet nur der Antiquar jüdischer Herkunft Philipp Herzl. Dieser war zuvor als Buchhändler auf Märkten tätig und hatte 1806 eine reguläre Befugnis zum Antiquariatsbuchhandel erhalten. Das Wachstum der Zahl der Firmen bleibt in der Folge während des gesamten Vormärz gebremst, 1848 zählt Redl 33 befugte Buchhändler und Antiquare, also 9 mehr als 1815.<sup>13</sup> Erst im Zuge der Gründerzeit und der Liberalisierung der Gewerberechtsordnung 1859 sollte die Zahl der Wiener Buchhandlungen und Verlage rasant zunehmen.

Wenn man sich fragt, welcher Verleger der vormärzlichen Zensur zum Trotz seinen Schwerpunkt auf Belletristik legte, ist vielleicht in erster Linie Carl Armbruster zu nennen. Von der Biographie des 1786 im damals vorderösterreichischen Konstanz geborenen Sohnes des Jugendschriftstellers Johann Michael Armbruster ist kaum etwas bekannt. Er eröffnete, nachdem deren Verbot aufgehoben worden war, 1812 zunächst eine Leihbibliothek, die auch den Hof mit deutschen Werken belieferte. Kurz darauf wurde Armbruster Kompagnon des Buchhändlers Friedrich Kaulfuß, bevor er schließlich im Jahr 1818 die Buchhändlerbefugnis des verstorbenen Rudolph Gräfer zugesprochen erhielt. Bereits 1821 wurde Armbruster Untervorsteher, ab 1830 Obervorsteher des Wiener Buchhändlergremiums, daneben war er auch als Bücherschätzmeister tätig. Seine Firma musste allerdings 1840 Konkurs anmelden. Im selben Jahr starb Armbruster, dessen genaues Todesdatum nicht bekannt ist. Seine Frau Friederike, eine Schwester des Malers Moritz von Schwind, assoziierte sich nach dem Tod ihres Mannes mit dem Buchhändler Friedrich Gerold. Dieser führte die Leihbibliothek, die sich durch einen großen Bestand an fremdsprachiger Belletristik auszeichnete, erfolgreich weiter.

---

13 Bader, Jakob; Beck, Friedrich; Braumüller & Seidel; Doll, Anton Enkel; Dirnböck, Jakob; Gerold, Carl; Greif, Marcus; Haas, Carl Witwe; Heubner, Johann Gotthelf; Jasper, Hügel & Manz; Kaulfuss Witwe, Prandel & Comp.; Klang, Ignaz; Kuppitsch, Matthäus; Lechner, Michael Witwe & Comp.; Mayer & Comp.; Mahl, Joseph; Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung; Mörschners Witwe & Greß; Pfautsch & Voss; Rohrmann, Peter; Sammer, Rudolph; Schaumburg, Friedrich; Schmid, Anton; Schmidt & Leo; Schratt, Johann; Singer & Göring; Tauer, Johann; Tandler & Comp.; Volke, Friedrich Witwe & Sohn; Wallishausser, Johann Baptist Witwe; Wenedikt, Joseph Witwe & Sohn; Wittenbecher, Siegel & Kollmann; Zehetmayer, Michael Witwe.

Als Literaturverleger erwarb sich Carl Armbruster vor allem dadurch Verdienste, dass er Cottas Goethe-Ausgabe in Absprache mit dem Verleger im vermehrten Nachdruck für das Kaisertum Österreich herausbrachte (1816-1822, in 26 Bänden). Diese war damit die kompletteste Goethe-Ausgabe auf dem Buchmarkt. Weiters erschien bei Armbruster 1820 eine von Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel herausgegebene Novalis-Ausgabe. Daneben wartete sein Verlag zeittypisch mit einem breiten Nachdruckprogramm deutscher Klassiker auf, machte sich aber auch um die Neuauflage der Werke Abraham a Sancta Clara verdient und verlegte österreichische Autoren wie Johann Ludwig von Deinhardstein, Gottlieb Leon, Johann Pezzl, Anton von Prokesch-Osten und Franz Tschischka. Der größte Erfolg des Verlags, der für Armbruster aber zu spät kam, war *Zur Diätetik der Seele* des Arztes und Philosophen Ernst von Feuchtersleben. Das Werk wurde zu einem Bestseller des 19. Jahrhunderts und erlebte, von Gerold übernommen, bis 1907 50 Auflagen.

Zum beherrschenden Wiener Theaterverlag im Vormärz wurde die 1782 von dem gebürtigen Württemberger Johann Baptist Wallishausser gegründete Firma, die Druckerei, Buchhandlung und Leihbibliothek umfasste.<sup>14</sup> Nach bescheidenen Anfängen als Büchertrödler arbeitete sich Wallishausser sukzessive hoch und wurde 1805 Hoftheatraldrucker und damit Inhaber eines einträglichen Privilegs auf den Druck der Theaterzettel. Literaturgeschichtliche Bedeutung erlangte der Verlag vor allem nach dem Tod des ersten Inhabers unter der Leitung seiner Witwe Maria Theresia und seines Sohnes Johann Baptist II., der seit 1819 Alleininhaber war. 1817 erschien dort das erste Theaterstück von Franz Grillparzer, das am Burgtheater uraufgeführte und höchst erfolgreiche Schicksalsdrama *Die Abnfrau*. Bis zu Grillparzers Rückzug aus der literarischen Öffentlichkeit nach dem Misserfolg seines Lustspiels *Web' dem der lügt* (Erstausgabe 1840) erschienen nun alle Dramen des Autors bei Wallishausser. Grillparzer wohnte auch zeitweise in der Wallishausser'schen Druckerei und dem Wohnhaus am Josephstädter Glacis, um den Druck seiner Stücke überwachen zu können. Der Autor erhielt von Wallishausser stattliche Honorare: Anlässlich des Todes von Grillparzer erschien ein Artikel, der offensichtlich von dem damaligen Inhaber der Wallishausser'schen Verlagsbuchhandlung Josef Klemm verfasst worden war und

---

14 Vgl. zu Wallishausser v.a. die Webseite URL: <http://www.wallishausser.at> (Link überprüft: 17.1.2011), die umfangreiche Materialien zu Geschichte und Bibliographie der Firma enthält.

in dem sich eine Zusammenstellung der Auflagen und Honorare Grillparzers findet. Demnach erhielt dieser von Wallishausser für seine Stücke insgesamt 14273 Gulden.<sup>15</sup>

Seit *Lumpazivagabundus* (1835) kamen auch Johann Nestroys Stücke bei Wallishausser heraus, nachdem sie durch die scharfe Wiener Theaterzensur gegangen waren. Daneben druckte Wallishausser eine große Zahl von Theaterstücken von Wiener Autoren wie Eduard von Bauernfeld, Ignaz Franz Castelli, Johann Alois Gleich, Karl Friedrich Hensler, Karl Meisel und vielen anderen. Betrachtet man die umfangreiche Verlagsproduktion Wallishausers – der Katalog von 1854 umfasst mehr als 1000 Stücke – erscheint es umso bemerkenswerter, dass der zweite große Dichter des Wiener Volkstheaters der Zeit durch einen anderen Verlag dem Lesepublikum zugänglich gemacht wurde: Ferdinand Raimunds *Sämtliche Schriften* erschienen posthum in dem wenig bekannten, 1831 gegründeten Verlag Rohrmann und Schweigerd (1837, 2 Bände mit Einzelausgaben).

Daneben erschienen bei Wallishausser auch viele Zeitschriften und Kalender. Erfolgreich war der von Joseph von Sonnleithner herausgegebene mit schönen Kupferstichen ausgestattete Almanach *Aglaja*, in dem unter anderem Grillparzer und Zacharias Werner kleine Erzählungen und Gedichte publizierten. Geleitet wurde die Firma, deren qualitätsvolle Drucke allseits geschätzt wurden, seit dem frühen Tod von Johann Baptist II. im Jahr 1831 von seiner Witwe Josepha.

Der Almanachverlag im vormärzlichen Wien lag weitgehend in den Händen der Buchbinder, die auch nach der Buchhändlerordnung von 1806 das Recht behalten hatten, mit Kalendern und Gebetbüchern zu handeln. Als herausragendes Beispiel sei der um 1787 in Halle/Saale geborene Friedrich Wilhelm Pfautsch genannt. Pfautsch war seit 1811 in Wien als Buchbinder tätig und gab eine Vielzahl von Almanachen und Taschenkalendern mit zeitgemäßen Titeln heraus (*Blüten der Liebe und Freundschaft, Cyanen, Gedenke mein, Iduna, Siona. Taschenbuch für Gebildete*), in denen fast alle Wiener Biedermeier-Literaten – von Bauernfeld, Castelli, Seidl, Vogl bis hin zu Stifter – publizierten. Der zu Wohlstand gekommene Pfautsch (er besaß ein Haus in der Bognergasse) suchte 1836 vergeblich um eine Buchhandelsbefugnis an. Dieser Aufstieg gelang erst seinem Sohn Wilhelm Joseph, der eine Buchhändlerausbildung genossen hatte, die ihn bis nach Danzig geführt hatte. Gemeinsam mit seinem Vater gründete er 1840 die Firma Pfautsch

---

15 *Österreichische Buchhändler Correspondenz* 1872, Nr 4., 27.1. S. 32f.

und Comp., in der, ein bemerkenswerter Fall von Autorenakquise durch Zeitschriften, neben Almanachen zahlreiche Gedichtbände der beliebten Biedermeierautoren erschienen.

Dem Wiener Kinderbuchverlag kam im Vormärz weit über Österreich hinausreichende Bedeutung zu. Dies war vor allem einer Persönlichkeit zu verdanken: Der in der österreichischen Hauptstadt tätige, aus Sülfeld bei Gifhorn gebürtige Komponist und Kunst- und Musikalienhändler Heinrich Friedrich Müller kann als Erneuerer des Kinderbuches im deutschsprachigen Raum angesehen werden. Müller hatte 1807 die über 20 Jahre ältere Kunsthändlerwitwe Dorothea Hohenleitner geheiratet. Nach ihrem Tod 1811 konnte er ihr Geschäft am Kohlmarkt, dem Zentrum des Wiener Kunsthandels, unter eigener Firma weiterführen. Seine Spezialität wurde bald das künstlerisch wertvolle Kinderbuch. Während bis dahin Kinderbücher ohne künstlerischen Anspruch und zumeist in schlechter Qualität hergestellt wurden, engagierte Müller nun hervorragende Illustratoren, Kupferstecher und Lithographen wie Blaschke, Kininger, Loder, Stöber. Zu seinen Autoren gehörten neben anderen die bekannten Jugendschriftsteller Leopold Chimani und Jakob Glatz. Bekannt wurde Müller auch durch die beweglichen Zug- und Aufklappbilder in seinen Büchern sowie durch seine erfolgreichen Spiele, darunter das in ganz Europa bekannte Würfelspiel *Glocke und Hammer*. Eine künstlerisch vergleichbar hervorragende Produktion im Bereich der Bilderbogen legten die Brüder Trentsensky vor.<sup>16</sup>

In Wien hatten die Wissenschaften traditionell eine bedeutende Stellung im Verlagsprogramm inne. Diese resultierte auch aus der Schwäche des belletristischen Verlages, die im Vormärz – vor allem aus Zensurgründen – stark spürbar ist. Die Stärke der Wissenschaft äußert sich beispielsweise in der beeindruckenden Positionierung des Wiener medizinischen Verlags am Ende des Jahrhunderts: In der Produktionsstatistik der deutschsprachigen Medizinverlage zwischen 1870 und 1910 nehmen die Firmen Braumüller, Deuticke, Perles und Hölder Spitzenränge ein.<sup>17</sup> Wie die buchhandelsgeschichtliche Forschung betont, bildete sich ein spezialisiertes wissenschaftliches

16 Vgl. *Die kleine Welt des Bilderbogens. Der Wiener Verlag Trentsensky*. 50. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien. Wien: Eigenverlag der Museen, 1977.

17 So Braumüller 1870 je nach Wertung (Titel oder Gesamtseitenzahl) auf Platz 3 bzw. 2, Deuticke 1890 auf Platz 7 bzw. 4, 1900 auf Platz 6 bzw. 5. Vgl. Georg Jäger. „Medizinischer Verlag.“ *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und*

Verlagswesen im 19. Jahrhundert erst allmählich aus. Vor allem im letzten Drittel des Jahrhunderts prägte sich der Unterschied zwischen allgemeinem und Fachverlag immer stärker aus.<sup>18</sup>

Im Vormärz dominierte das gemischte Verlagsprogramm. Ein charakteristisches Wiener Beispiel dafür ist die Produktion der aus Kohlgrub in Bayern gebürtigen Gebrüder Aloys und Anton Doll. Aloys Doll war bereits in Preßburg als Buchhändler tätig, als er 1789 eine Befugnis für Wien erhielt. Teilweise gemeinsam mit seinem Bruder Anton führte er die Buchhandlung im Deutschordenshaus bis zu seinem Tod 1826. Nach dem Fortbetrieb durch die Witwe Theresia übernahm schließlich Aloys' Sohn Carl die Firma, die 1846 in Konkurs ging. Anton Doll hatte 1798 eine Universitätsbuchhandelsbefugnis erworben. Nach seinem frühen Tod im Jahr 1812 führte seine Witwe Theresia die Buchhandlung gemeinsam mit ihrem Sohn Anton fort. Auch dieser starb jedoch bereits früh, worauf Theresia ab 1831 wieder als Inhaberin der nun zeitweise ungenützt ruhenden Buchhandelsbefugnis aufsteht, die sie 1845 ihrem Neffen Eduard Hütter (Firma Anton Dolls Enkel) schenkte. Das umfangreiche Programm der verschiedenen Firmen Doll (insgesamt über 1000 Titel) mischte Nachdrucke und Originalwerke bunt ineinander, ohne dass ein eigentlicher Schwerpunkt auszumachen ist. In der Zeit nach 1815 ließ die Produktion in ihrer Breite allerdings bereits nach, umfasste noch viel religiöse Erbauungsliteratur, Reiseliteratur und Topographisches, aber auch medizinische Lehrbücher, Nachdrucke der Klassiker (Schiller, Wieland), Wörterbücher und Sprachlehren sowie historische Werke. Dazu kamen Reihen wie die pädagogisch ausgerichtete *Bibliothek der Humanitätswissenschaften*. An Belletristik erschien unter anderem viel Jugendliteratur von Josef Glatz und Leopold Chimani und (bei Anton Doll Enkel) Lustspiele von Eduard von Bauernfeld. Von Joseph Hammer-Purgstall kamen bei Anton Doll mehrere Werke, darunter 1819 eine Anthologie mit morgenländischer Dichtung heraus.

Auch wenn man für unsere Periode das Verlagsprogramm der später so renommierten Wissenschaftsverlage Beck, Gerold und Braumüller betrachtet, bestätigt sich die Beobachtung, dass man von einem eigentlichen Fach-

---

20. Jahrhunderts. Bd. 1. Das Kaiserreich 1871-1918. Teil 1. Frankfurt/M.: Buchhändler-Vereinigung, 2003. S. 473-485, hier S. 474f.

18 Vgl. Frank Holl. „Produktion und Distribution wissenschaftlicher Literatur. Der Physiker Max Born und sein Verleger Ferdinand Springer 1913-1979“. *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 45. 1996. S 1 -218.

verlag im Vormärz noch nicht sprechen kann. Friedrich Beck übernahm 1828 die Universitätsbuchhandlung seines verstorbenen Vaters Carl Ferdinand. Sein hochinteressantes, aber recht vermischtes Programm umfasste historische und juristische Schriften, Militaria, Sprachlehren, mathematische, botanische und astronomische Werke, daneben aber auch Erbauungsliteratur, Reisebeschreibungen, Belletristik sowie Michael Enk von der Burgs *Briefe über Goethes Faust* (1834). Bei Beck erschien auch das erste österreichische Lexikon, Gräffer/Czikanns *Oesterreichische National-Encyclopädie* (1835-1837). Friedrich Beck hinterließ ein eindrucksvolles verlegerisches Erbe, das sein Nachfolger Alfred Hölder zielstrebig zu einem der führenden deutschsprachigen Wissenschaftsverlage ausbaute.

Die bedeutendste Wiener Verlagsbuchhandlung im Vormärz war die Firma Gerold, die Buchdruckerei, Verlag, Sortiment, Kommissionshandlung und Leihbibliothek vereinigte. Carl Gerolds Vater Josef hatte 1775 die Universitätsbuchdruckerei des Johann Kaliwoda, bei dem er zuvor Faktor war, erhalten. Bald darauf wurde Josef Gerold, der die Aufträge für den amtlichen Hof- und Staatsschematismus und das Kommerzielschema der k.k. Residenzstadt zugesprochen bekam, auch zum Hof- und Reichsbuchdrucker und zum Universitätsbuchhändler ernannt. Damit war die geschäftliche Grundlage geschaffen, auf der sein Sohn Carl aufbauen konnte.

Im Gegensatz zu den meisten seiner österreichischen Kollegen war Carl Gerold ein engagierter Gegner des Nachdrucks. Wie Armbruster in Bezug auf Goethe, nahm Gerold mit Cotta Kontakt auf, um eine lizenzierte Schiller-Ausgabe für den österreichischen Markt zu verlegen. Diese erschien 1819-1820 in 18 Bänden und mit Titelvignetten von Julius Schnorr von Carolsfeld. Carl Gerolds standespolitisches Engagement zeigt sich darin, dass er einer der Mitbegründer des Börsenvereins des deutschen Buchhandels war und als Unter- wie Obervorsteher des Wiener Buchhändlergremiums tätig war.<sup>19</sup>

Gerolds reichhaltiger Verlag umfasste in der Zeit von 1830 bis 1848 praktisch alle zeitgenössischen Wissensgebiete: unter anderem Reisebeschreibungen und Historisch-Ethnographisches, darunter Werke von Joseph Hammer-Purgstall und Franz Sartori. Weiters verlegte er Grammatiken

---

19 Zu Gerold vgl. u.a. Carl Junker. *Das Haus Gerold in Wien. 1775-1925*. Wien: Gerold, 1925; Ingrid Jeschke. *Der Verlag Carl Gerold's Sohn. Seine Bedeutung für die österreichische Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Wien: Diss. (Masch.), 1990.

und Wörterbücher, Militaria sowie viele astronomische und mathematische Werke. Schwerpunkte bildete die Pädagogik, medizinische (darunter Schriften von Ernst von Feuchtersleben) und botanische Literatur, daneben verlegte Gerold auch Juristisches und Ökonomisches. Relativ gering scheint dagegen der Anteil theologischer Werke gewesen zu sein. Auch die Belletristik war stark vertreten, es erschienen unter anderem zahlreiche Dramen von Michael Enk von der Burg und Friedrich Halm, Theodor Körners *Sämtliche Werke* (1834), Lyrik von Johann Gabriel Seidl oder der von Oskar Ludwig Bernhard Wolff herausgegebene *Il tesoretto. Hausschatz italienischer Poesie* (1846). Gerold verlegte auch Zeitungen und literarische Zeitschriften (*Jahrbücher der Literatur, Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode*, mit Erstdrucken von Lenau, Stifter u.v.a.). Ferdinand Georg Waldmüller trug mit einer Schrift über *Das Bedürfnis eines zweckmässigeren Unterrichtes in der Malerei und plastischen Kunst* (1847) zum Verlagsprogramm bei.

Im Gegensatz zu Carl Friedrich Beck und Carl Gerold war Wilhelm Braumüller ein Branchenneuling. Der 1807 in dem thüringischen Dörfchen Zillbach geborene Pastorensohn war nach einer Buchhändlerlehre in Eisenach zunächst gemeinsam mit dem aus Weimar gebürtigen Ludwig Wilhelm Seidel in die Wiener Buchhandlung von Johann Georg Mösles Witwe eingetreten. Die beiden Kompagnons übernahmen zunächst Sortiment und Verlag der 1783 gegründeten Firma, die seit jeher einen juristischen Schwerpunkt (u.a. mit der vielbändigen Gesetzessammlung von Josef Kropatschek) pflegte. 1840 konnten sie ihre eigene Firma Braumüller & Seidel protokollieren. Ihr eigenes Verlagsprogramm blieb noch relativ bescheiden, enthielt auch Theologie, Sprachlehren und Reiseliteratur, zeichnete sich aber bereits durch einen starken medizinischen und juristischen Schwerpunkt aus. Der große Aufschwung von Wilhelm Braumüllers Verlag begann 1849, als er nach Lösung des Gesellschaftsvertrages mit Wilhelm Seidel seine eigene Firma gründete und zum alleinigen Buchhändler der soeben gegründeten Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. Er zählte in der Folge zu den frühesten Fachverlagen, die sich auf die Medizin konzentrierten, und es gelang Braumüller, fast alle bedeutenden Autoren der Zweiten Wiener Medizinischen Schule in seinem Verlag zu vereinigen. Wilhelm Seidels Firma wurde zu dem führenden Verlag für Militaria in der österreichischen Monarchie.

In der multiethnischen Habsburgermonarchie kam dem fremdsprachigen Verlag ein besonderer Stellenwert zu. Unter Maria Theresia wurde der

Schulbuchverlag gegründet, der in den verschiedenen Sprachen der Monarchie standardisierte Lehrbücher verbreitete. Zur gleichen Zeit wurde Joseph Lorenz Kurzböck als illyrisch-orientalischer Buchdrucker privilegiert. In der josephinischen Ära erschienen in Wien dann unter anderem serbische und griechische Drucke und Periodika, die zu den frühesten in diesen Sprachen gehören. Im 19. Jahrhundert setzte sich diese Tendenz fort, wobei die Hof- und Staatsdruckerei mit ihrem Bestand an fremdsprachigen Typen bereits im Vormärz eine europaweit herausragende Stellung einnahm. Der 1804 gegründete Betrieb wurde zunächst von dem Buchdrucker Johann Vinzenz Degen geleitet. Ihren großen Aufschwung nahm die Druckerei unter der Direktion des 1813 in Wels geborenen Alois Auer (geadelt von Welsbach). Der Sohn eines armen Traunflößers absolvierte eine Druckerausbildung und machte schon früh durch seine Sprachbegabung auf sich aufmerksam. Nach Absolvierung einer Prüfung an der Wiener Universität wurde er zunächst Sprachlehrer und unternahm Reisen nach Frankreich, England und in die Schweiz, um Druckereien zu besuchen. 1841 wurde Auer zum Direktor der Hof- und Staatsdruckerei ernannt. Unter ihm erlebte der Betrieb ein rasantes Wachstum, 1851 betrieb man 46 Schnelldruckpressen und 55 eiserne Handpressen, weiters 40 lithographische und 24 Kupferdruckpressen, an denen insgesamt über 900 Beschäftigte tätig waren. Gedruckt wurde unter anderem in chinesischen, japanischen, Sanskrit-, hebräischen, arabischen, türkischen und indianischen Schriften. Man verlegte auch Belletristik, so gilt der von August Pfizmaier 1847 übertragene Roman von Riutei Tanefiko *Sechs Wandschirme in Gestalten der vergänglichen Welt* als erste Übersetzung japanischer Literatur ins Deutsche. Das Werk erschien in deutschen und in japanischen Typen gesetzt und mit Faksimiles der Originalholzschnitte.<sup>20</sup>

Neben der Hof- und Staatsdruckerei machte sich eine zweite Neugründung besonders um den fremdsprachigen Satz und Verlag verdient: Der armenisch-katholische Orden der Mechitharisten musste Triest unter der Besatzung Napoleons verlassen und gründete in Wien das Kloster und

---

20 Vgl. u.a. Franz Stamprech. *175 Jahre Österreichische Staatsdruckerei. Entwicklung und Geschichte der Österreichischen Staatsdruckerei*. Wien: Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei, 1979 sowie Anton Mayer. *Wiens Buchdruckergeschichte 1482-1882*. II. Band 1682-1882. Wien: In Komm. Frick, 1887; Anton Durstmüller d.J. *500 Jahre Druck in Österreich. Die Entwicklungsgeschichte der graphischen Gewerbe von den Anfängen bis zur Gegenwart*. [Bd. I]. Wien: Hauptverband der graphischen Unternehmungen, 1981.

1811 auch Druckerei und Verlag neu. Gedruckt und verlegt wurde in vielen Fremdsprachen, man produzierte Schulbücher, Bücher, Karten, Zeitungen und Zeitschriften in armenischer Sprache und unter anderem auch auf Serbokroatisch, Griechisch, Russisch, Persisch, Syrisch und Türkisch.<sup>21</sup>

Jüdischen Religionsangehörigen war im vormärzlichen Wien nach wie vor die Leitung einer Druckerei verboten. Ihnen blieb nur die Möglichkeit, als Herausgeber und Korrektoren zu arbeiten. So war es Anton Schmid, Sohn des Kochs im Stift Zwettl, der zum bedeutendsten hebräischen Drucker und Verleger Wiens wurde. Anton Schmid war zunächst Mitarbeiter der Druckerei von Josef Lorenz Kurzböck, besuchte die Orientalische Akademie in Wien und erwarb 1793 die hebräische Buchdruckerei von Kurzböck. Sein Betrieb umfasste neben der Druckerei auch Schriftgießerei, Papierfabrik und eine Buchhandlung. Anton Schmid, der 1825 geadelt wurde, übergab 1838 Druckerei und Verlag an seinen Sohn Franz, dessen Unternehmen allerdings 1849 Konkurs anmelden musste. Anton Schmid führte die Papierfabrik in St. Pölten und die Buchhandlung in der Seitenstettengasse neben der Synagoge bis zu seinem Tod 1854 fort.

Hier können nur einige der Leistungen des Verlags und der Druckerei genannt werden, die Schmid zu einem der bedeutendsten Produzenten hebräischer Bücher in Europa und im Orient machten. Seinen internationalen Ruf begründete der Verlag mit der zwölfbändigen hebräische Talmud-Ausgabe (1806-1811), ihr folgten unter anderem Almanache und Zeitschriften, etwa *Bikûrê ha'Ittim* (Hg. Schalom Cohen, Moses Landau, Jehuda Jeteles) und *Sêfer kerem chemed* (Hg. Samuel Goldenberg). Bedeutend war auch die slawische und orientalische Produktion, aus der nur die 1822 erschienenen *Fundamenta linguae Arabicae* von Andreas Oberleitner sowie Joseph Dobrowskys im gleichen Jahr publizierten *Institutiones linguae slavicae* erwähnt seien, die die moderne Slawistik begründeten. Schmid druckte auch Josef Hammer-Purgstalls Zeitschrift *Fundgruben des Orients* (1809-1818, 6 Bde.), die für Goethes Rezeption der persischen Dichtung entscheidend wurde.<sup>22</sup>

21 Vgl. u.a. Gregoris Kalemkiar. *Eine Skizze der literarisch-typographischen Thätigkeit der Mechitharisten-Congregation in Wien aus Anlass des 50jährigen Regierung-Jubiläums*. Wien: Mechitharisten, 1898; Robert E. Kasper. *150 Jahre Mechitharisten=Buchdruckerei*. Wien: Mechitharisten, 1961.

22 Eine umfassende Arbeit über Schmid fehlt. Vgl. u.a. Durstmüller. *500 Jahre Druck* (wie Anm. 20) sowie Mayer. *Wiens Buchdruckergeschichte* (wie Anm. 20).

Verlagsnamen wie Brockhaus, Franck und Meyer weisen darauf hin, dass im Vormärz ein neuer Typus des spekulativen Verlegers auftritt. Dieser machte sich technische Neuerungen wie die dampfbetriebene Schnellpresse zunütze und stützte sich auf innovative Vertriebsformen wie Kolportage und Lieferungen, um erstmals preisgünstige Massenaufagen von Belletristik, Lexika oder Magazinen herstellen zu können. In Wien war die Kolportage verboten, und auch der Schnellpresse gegenüber verhielt man sich abwartend. Erst 1832 hielt diese bei den Van Ghelenschen Erben Einzug, ihres Zeichens privilegierte Drucker der *Wiener Zeitung*. Es war demnach auch kein Wiener, sondern der aus Mainz gebürtige Pester Buchhändler Conrad Adolph Hartleben, Sohn des Rechtsprofessors Franz Josef Hartleben, der im Kaisertum Österreich dem Prinzip der Lieferungen zum Durchbruch verhalf. Hartleben, der seit 1844 auch in Wien firmierte, gab seit 1846 die Reihe *Belletristisches Lese-Cabinet der neuesten und besten Romane aller Nationen* heraus. In der Reihe, die fast ausschließlich Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen umfasste, erschienen bis 1852 802 Bände bzw. Lieferungen zum durchschnittlichen Preis von 21 Kreuzern (4 Groschen).<sup>23</sup> Hartleben setzte sein erfolgreiches Konzept mit verschiedenen Verlagsreihen fort, zu denen neben der Belletristik später auch populärwissenschaftliche Themen wie eine *Chemisch-technische Bibliothek* kamen.<sup>24</sup>

## Resümee

Welche Tendenzen und Charakteristika lassen sich nun im Wiener Verlagswesen des Vormärz erkennen? Grundsätzlich sind die verschiedenen Branchen des Buchgewerbes noch wenig getrennt. Die Verleger sind auch als Sortimentertätig, zugleich werden Buchbinder und auch Drucker als Verleger aktiv. Auch die Spezialisierung der Verlage ist noch gering, sie versuchen sich zumeist in einer Vielzahl von Sparten, wenn sich auch bei einzelnen Firmen bereits die Tendenz zum Wissenschaftsverlag andeutet. Die Buchhändlerordnung begünstigte eindeutig die Weiterführung der Firmen innerhalb der

23 Vgl. Norbert Bachleitner. „Übersetzungsfabrik C. A. Hartleben. Eine Inspektion.“ Hg. Amann/Lengauer/Wagner. *Literarisches Leben* (wie Anm. 11): S. 319-339, hier S. 323.

24 Vgl. Martin Bruny. *Die Verlagsbuchhandlung A. Hartleben. Eine Monographie*. Wien: Dipl. Arb. (Masch.), 1995.

Familien, dennoch zeigt sich der Wiener Verlag des Vormärz stark durch die Migration aus den Staaten des Deutschen Bundes bestimmt.<sup>25</sup> Neue Wettbewerber mussten in der Regel einen langwierigen Weg vom Gehilfen über den Geschäftsführer und Gesellschafter zurücklegen, bis sie, oft in zäher Auseinandersetzung mit dem Wiener Buchhändlergremium, ihre eigene Befugnis erhielten. Die Zahl der Buchhandlungen nahm zwar zu, durch staatliche und korporative Regulierung aber nur gebremst. Angesichts des strukturellen Konservatismus zeigt sich auch wenig Interesse am industriellen Verlag mit seinen neuen Produktions- und Vertriebsformen. Nach wie vor blieb der Nachdruck ein florierendes Geschäft, bis man ihn 1835 im Deutschen Bund verbot.

Der literarische Verlag war unter den Bedingungen rigoroser Zensur naturgemäß stark eingeschränkt. Auch gemäßigt oppositionelle Autoren konnten nur im Ausland publizieren, aus dem ihre Literatur dann nach Österreich eingeschmuggelt wurde. In vielen Bereichen wurde dennoch eine quantitative und qualitativ eindrucksvolle Produktion vorgelegt: Neben dem Theaterverlag betrifft dies vor allem die Geistes- und Naturwissenschaften, die Literatur im fremdsprachigen Satz, aber auch das Kinderbuch und -spiel. Nicht zum Thema konnte hier der Musikverlag gemacht werden, der in der Stadt von Beethoven und Schubert mit Artaria und Haslinger, aber auch vielen kleineren Verlagen internationale Bedeutung hatte.<sup>26</sup> Auch die Lithographie, die Aloys Senefelder bereits 1800 nach Wien gebracht hatte, erlebte hier eine frühe Blütezeit.<sup>27</sup> Wenn auch das Wiener Verlagswesen in letzter Zeit durch viele bibliographische und firmengeschichtliche Detailstudien aufgehellert wurde und mit der Österreichischen Buchhandelsgeschichte eine fundierte Gesamtdarstellung vorliegt – eine einlässlichere Untersuchung und Würdigung des Wiener Verlags im Vormärz wird erst möglich sein, wenn die Drucke durch eine retrospektive Nationalbibliographie erfasst sind.

---

25 Klaus Heydemann. „Deutsche Buchhändler in Österreich – zwischen Zuwanderung und ‚Verösterlicherung‘.“ *Beiträge zur Geschichte des Buchwesens im frühen 19. Jahrhundert*. Hg. Mark Lehmsstedt. Wiesbaden: Harrassowitz, 1993: S. 115-134.

26 Zum Wiener Musikverlag sei auf die zahlreichen grundlegenden Arbeiten von Alexander Weinmann verwiesen, weiters auf: Friedrich Slezak. *Beethovens Wiener Originalverleger*. Wien: Deuticke, 1987.

27 Vgl. Heinrich Schwarz. *Die Anfänge der Lithographie in Österreich*. Bearb. Elisabeth Fichtenau. Wien, Köln, Graz: Böhlau, 1988.

Andreas Macho (Wien)

## Die antihabsburgische Ideenschmiede Leipzig Exil und Agitation des österreichischen Schriftstellers A. J. Groß-Hoffinger

Karl Wagner beginnt einen Aufsatz über Anastasius Grün mit dem Hinweis auf die

[...] historische Bedingtheit von Grüns berühmtester Gedichtsammlung. Was Zeitgenossen aufrüttelte und begeisterte, scheint nur noch von historischem Interesse zu sein. [...] Die Schuljugend bleibt verschont, in Lesebüchern und Anthologien ist Grün kaum noch vertreten, im Buchhandel keines seiner Werke erhältlich.<sup>1</sup>

Diese „historische Bedingtheit“ ist nicht nur ein Charakteristikum der Texte Anastasius Grüns, sondern ließe sich auf die Beschäftigung mit der Literatur des österreichischen Vormärz insgesamt übertragen. Die politisch engagierte Literatur zwischen 1830 und 1848 ist dieser „historischen Bedingtheit“ vielfach zum Opfer gefallen, und selbst innerhalb der Literaturwissenschaft sind zahlreiche dieser politischen Schriftsteller vollständig vergessen.

Setzt man sich diesem Verdikt entgegen, stößt man auf eine ganze Reihe von Schriftstellern österreichischer Provenienz, die zwischen 1830 und 1848 aktiv – und zumeist aus dem Exil – gegen die Metternich'sche Restauration anschrieben. Exemplarisch möchte ich in diesem Beitrag auf einen von ihnen den Fokus richten. Nicht weil seine Schriften mustergültig wären, sondern weil die verwendeten Formen und Themen tiefe Einblicke in den Buchmarkt und die Publikationsbedingungen im österreichischen Vormärz geben. Und auch die Vita des dargestellten Schriftstellers verdeutlicht die Produktionsbedingungen von Literatur unter einem System restriktiver Zensur und Überwachung, wie Österreich sie für den gesamten Deutschen Bund vorbildlich praktizierte.

---

1 Karl Wagner. „Stehende Bilder der Veränderung. Zu Anastasius Grüns *Spaziergängen*“. *Gedichte und Interpretationen*. Bd. 4: *Vom Biedermeier zum bürgerlichen Realismus*. Hg. Günter Häntzschel. Stuttgart: Reclam, 1987. S. 193f.

Die Zensurvorschrift vom 22. Februar 1795 und vom 14. September 1810 bildeten die rechtliche Grundlage für das Vorgehen der Behörden, obgleich die zweite Vorschrift niemals publik gemacht wurde und ausschließlich das Vorgehen der Zensoren regeln sollte. Ergänzt werden diese Bestimmungen um zahlreiche Dekrete und Erlasse, die aber zumeist nur Handlungsrichtlinien für die Zensoren, spezielle Themen betreffend, darstellten. Symptomatisch für die verschärfte Zensur ist auch die Verschiebung der zuständigen Instanzen: 1801 vertraute Franz II. die Zensur der Polizei an. Die „Polizei- und Zensurhofstelle“, die ab 1815 dem Polizeipräsidenten Graf Josef Sedlnitzky unterstand, blieb bis 1848 unverändert bestehen.<sup>2</sup> Durch Präventiv- und Repressivzensur ergab sich ein lückenloses Netz der Kontrolle. Hinzu kamen die unscharfen Kompetenzabgrenzungen der einzelnen Zensurstellen, was das Procedere bis zur Druck- bzw. Verkaufsfreigabe zusätzlich verzögerte. Die 1819 unter der Führung Metternichs im Deutschen Bund erlassenen Karlsbader Beschlüsse, die eine Verschärfung der Zensur vorsahen, änderten nichts an der Situation in der Habsburgermonarchie. Da diese Beschlüsse, die vor allem auf eine Unterdrückung aller deutschnationalen Bewegungen abzielten, für Österreich eine Entschärfung der hiesigen Zensur gebracht hätten, wurden sie in der Donaumonarchie erst gar nicht veröffentlicht. Unter diesen Bedingungen ist von einem österreichischen Buch-„Markt“ nur unter Einschränkungen zu sprechen. Erst die französische Revolution von 1830 gab den liberalen Kräften in Österreich geistigen Rückenwind und verstärkte den Schwarzmarkt mit verbotenen, meist aus dem Ausland geschmuggelten Schriften. Und sie verstärkte die Wanderbewegung von österreichischen Schriftstellern nach Deutschland.

## 1. Biographischer Abriss

Einer dieser Autoren, die auf den deutschen Buchmarkt vordrangen, um von dort den österreichischen zu bedienen, war Anton Johann Groß-Hoffinger. Der 1808 in Wien als Sohn eines Kaufmanns geborene Anton Johann Gross wuchs in kleinbürgerlichen Verhältnissen auf. Nach dem Gymnasium in Budweis inskribierte er sich 1824 an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien. Die Promotion zum Doktor der Philosophie folgte – nach

---

2 Vgl. Julius Marx. *Die österreichische Zensur im Vormärz*. Wien: Verlag für Geschichte und Politik, 1959. S. 12.

einer Unterbrechung, in der Gross sich erfolglos beim Militär versuchte – 1834 in Gießen. Bereits 1832 hatte Anton Johann Gross den Mädchennamen seiner Mutter als Zusatz in seinen Namen aufgenommen und dabei ‚ss‘ zugunsten des ‚ß‘ abgeändert, was aber auch von ihm selbst nicht durchgehend gewahrt wurde, wodurch sich die Schreibweisen „Groß-Hoffinger“ und „Gross-Hoffinger“ nebeneinander in der Literatur von ihm und über ihn finden.

Zu den schriftstellerischen Anfängen gibt uns der Autor selbst in einer mehrseitigen Autobiographie einen Hinweis: „Mit einem kleinen Aufsätze im ‚Wanderer‘ begann er [G.] seine schriftstellerische Thätigkeit [...]“<sup>3</sup> Neben dieser oder diesen frühen Veröffentlichungen – nach Selbstangaben datieren sie aus der Zeit von ca. 1824 – versuchte sich Groß-Hoffinger zunächst als geographischer Schriftsteller. Auch hierzu gibt die erwähnte Autobiographie Auskunft:

Keine 17 Jahre alt begann er mit heiterem Muth seine Alpenreisen, fing er an die terra incognita im eigenen Vaterland zu durchforschen, neue Daten für die Bereicherung der [...] Landeskunde zu sammeln, die alten zu sichten, die geschichtlichen Erinnerungen aufzubewahren.<sup>4</sup>

Ergebnisse dieser frühen Studien, so sie tatsächlich stattgefunden haben und nicht Produkt einer späteren Inszenierung sind, finden sich in den ersten Publikationen: 1830 erschien im Wiener Verlag Anton Doll sein *Reise-taschenbuch für Donaufahrer*, 1831 folgte im Münchner Verlag Lindauer das *Handbuch für Reisende durch die österreichische Monarchie* und 1832, als Abschluss einer Art geographischer Trilogie, erschien das Buch *Der Kahlenberg und seine Umgebung*. Letzteres erschien abermals in Wien. Diese ersten Publikationen erschienen dabei noch unter dem Namen Anton Johann Gross. Als „Spätling“ dieser geographischen Phase folgte 1846 noch die Publikation *Die Donau vom Ursprung bis in das Schwarze Meer*. Die Druckorte dieser ersten Schriften dokumentieren zugleich die Aufenthalte des jungen Gross. Bereits 1829 ging er nach München, wo er einen Verleger für seine Schriften suchte.

---

3 Wienbibliothek, H.I.N. 55510.

4 Ebd.

## 2. *Das Reich der Finsternis*

Nach diesen ersten geographischen Schriften änderte Groß-Hoffinger den Aufenthaltsort und die literarische Sparte. Am 27. Oktober 1832 erwarb er das Bürgerrecht der Stadt Leipzig und begann hier zugleich seine Laufbahn als oppositioneller Schriftsteller.

1832, im Alter von 24 Jahren, veröffentlichte Groß-Hoffinger seine erste Gedichtsammlung: *Das Reich der Finsternis*. Warum der Text unter dem Pseudonym „Hans Normann“ erschien, erschließt sich bereits mit der vollständigen Titelangabe: *Das Reich der Finsternis. Zeitklänge. Dem Dichter der ‚Spaziergänge eines Wiener Poeten‘ geweiht von Hans Normann*. Die Fährte könnte eindeutiger gelegt nicht sein. *Die Spaziergänge eines Wiener Poeten*, publiziert 1831 von Anastasius Grün, galten – neben den Schriften von Charles Sealsfield – als die ersten Lebenszeichen einer liberalen Opposition im österreichischen Vormärz. Groß-Hoffinger imitierte mit seinem ersten Gedichtband zugleich die äußeren Merkmale von Grüns Gedichtsammlung: Wie Grüns Text erscheint auch er im deutschen Exil. Verlegte Grün seinen Text in Hamburg bei Hoffmann und Campe, ist es im Falle Groß-Hoffingers der Leipziger Verlag Brüggemann. Und wie Grün, der eigentlich Graf Alexander Auersperg von Thurn hieß, wählte auch Groß-Hoffinger mit dieser Schrift erstmals ein Pseudonym. Die Parallele der Namensgebung lässt sich weiterführen zur Attribuierung des Pseudonyms: So präsentiert sich das Pseudonym „Hans Normann“ als eine Ableitung aus den in einem Gedicht vorkommenden – und gesperrt gesetzten – Worten „Noricum“ bzw. „Normannen“. Wenn Auersperg die Farbe der Hoffnung zu seinem Pseudonym macht, wären die Attribute, die Groß-Hoffinger seinem *Alter Ego* beimisst, demnach mit „kämpferisch“ und „frei“ namhaft zu machen.

Auch inhaltlich ist der Tenor der Gedichte durch den Titel vorweggenommen. *Das Reich der Finsternis* ist eine Umschreibung der Habsburgermonarchie unter Metternich'scher Prägung. Die insgesamt zwölf Gedichte des Bandes finden ihr Thema sämtlich in der Kritik an den Verhältnissen in Österreich. Der Katalog der Argumente, die gegen die Donaumonarchie in Stellung gebracht werden, entspricht der bereits von Grün vorgefertigten: Die Zensur, der mächtige Klerus, die Bürokratie und deren Korruption, das Problem der nicht deutschsprachigen Gebiete innerhalb der Monarchie (Nationalitätenproblem) und die politische Reaktion im Allgemeinen werden zu den Zielen von Groß-Hoffingers antihabsburgischem Pamphlet.

Die Gedichte aus Groß-Hoffingers Band erschließen sich nur vor der Folie von Grüns *Spaziergängen eines Wiener Poeten*. So zeigt sich, dass Groß-Hoffingers liberaler Standpunkt keineswegs voraussetzungslos und quasi aus einem Vakuum entstand, sondern bewusst an literarische Muster anschloss. Heinrich Landesmann verweist in seiner österreichischen Literaturgeschichte aus dem Jahr 1847 auf die zahlreichen Nachahmer, die Grüns Lyrikband hervorgerufen hat und der „denn auch sogleich vielfach ausgebeutet wurde“<sup>5</sup>. Landesmann nennt lediglich Karl Beck, den er als „frühesten Epigonen der neuen Richtung“<sup>6</sup> bezeichnet. Doch auch Groß-Hoffingers Werk ist exakt diesem Epigonentum zuzurechnen. Die hemungslose Plagiiierung von inhaltlichen Aspekten wird noch erweitert um Anmaßungen, die auch Zeitgenossen aufstießen: „[...] mit der bescheidenen Stelle im Zueignungsgedicht: ‚Bruderherz, mir nahverwandt‘ (!)“<sup>7</sup>, kritisiert etwa das österreichische biographische Lexikon von Wurzbach die Hybris eines 24-jährigen Autors.

Anspruchslos präsentieren sich die die Gedichte im *Reich der Finsternis* auf formaler Ebene. Der trochäische Vierheber mit männlicher Kadenz, teilweise alternierend mit weiblicher Kadenz, bildet das Grundmetrum aller Gedichte. Monoton ist auch der Bau der Reimstrophen: Der Schweifreim (aabccb) dominiert sämtliche Gedichte, Abweichungen vom Reimschema bleiben Einzelfälle. Hinzu kommt eine Vielzahl von metrisch falschen oder historisch verschlissenen Reimpaaren. Metaphern und Allegorien übersteigen selten den Bereich konventioneller Muster, und der Figur der Anapher, vom Autor am häufigsten bemüht, bleibt durch den dauernden Einsatz gänzlich das angestrebte Pathos versagt. Dass Groß-Hoffinger sich dieser Mängel durchaus bewusst war, verdeutlicht nicht zuletzt die Tatsache, dass *Das Reich der Finsternis* als lyrischer Erstling zugleich auch sein letzter Versuch in dieser Gattung geblieben war.

Auffällig, da durchgehend in den Vordergrund gerückt, ist die Stellung des lyrischen Ichs. Besonders in den beiden letzten Gedichten des Bandes findet es sich in exponierter Stellung, dann nämlich, wenn es um das Thema Exil geht. „Der Verbannte“ ist die Klage und Reflexion eines lyrischen Ichs über

5 Hieronymus Lorm [d.i. Heinrich Landesmann]. *Wien's poetische Schwingen und Federn*. Leipzig: Grunow, 1847. S. 64.

6 Ebd. S. 65.

7 Constant von Wurzbach. *Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich*. Reprint. Bd. 5. Bad Feilnbach: Schmidt, 2001. S. 368.

die Vertreibung aus der Heimat bei gleichzeitiger Huldigung an die neuen Möglichkeiten im Exil. Das Gedicht „Abschied“ widmet sich ausführlich den Leiden, welche der Abschied für das lyrische Ich bringt. Die Frage, wie das Exil bzw. die Heimat Österreich literarisch verarbeitet werden und auch in welche Beziehung das lyrische Ich zur Emigration tritt, ist entscheidend auch für das Verständnis der Lage des Schriftstellers Groß-Hoffinger.

„Der Verbannte“ ist ein Dialog zwischen dem lyrischen Ich, gekennzeichnet als Emigrant, der aus dem Exil Rückschau auf die Heimat hält, und einem Du, das an der Schwelle steht, ebenfalls auszuwandern. Das Gedicht ist eine Auflistung von Argumenten, die den Adressaten überzeugen sollen, den letzten Schritt zur Emigration zu wagen. „Wirf sie hin die Heimathsliebe; / Werd' zum König oder – Diebe, / End' am Throne – oder Strick“<sup>8</sup>, heißt es da in einem Ton, der das Exil als einen Ort anarchischer Freiheit bezeichnet. Doch auch die weiteren vermeintlichen Lockreizungen des Exils machen hellhörig: „Ehre, Ruhm – und Geld!“, „die freie Rede“, die in Strophe 8 propagiert wird und die „an der Grenze Saum“ zu haben wäre.

Dichtung und Wahrheit sind hier streng zu trennen. Zwar bot der deutsche literarische Markt tatsächlich vielfache Möglichkeiten schriftstellerischer Verwirklichung, von dem hier skizzierten Szenario kann jedoch – mit Blick auf die Emigranten etwa in Leipzig – nicht in Ansätzen die Rede sein. Auch das lyrische Ich darf keineswegs mit dem Autor verwechselt werden. Erscheint das Ich in diesem Gedicht als vertrieben und aus der Heimat gekelt, war es im Falle Groß-Hoffingers eine freiwillige Entscheidung, die mit dem Vorsatz, als geographischer Schriftsteller in Deutschland tätig zu werden, begonnen hatte.

Und diese Schriften hätten auch in Österreich gedruckt werden dürfen. Über die Stellung des jungen Emigranten gibt Strophe 11 entscheidenden Aufschluss: „Und vor drohenden Gefahren / Kann kein Stammbaum dich bewahren, / Bist Baron nicht, bist nicht Graf!“<sup>9</sup> Der Verweis auf Anastasius Grün als Vertreter des aristokratischen Schriftstellers und dessen Immunität gegen Strafverfolgung ist eindeutig. Zwar hatte auch Grün nach Aufdeckung seines Pseudonyms unter der Repression der Wiener Polizei zu leiden, dass diese aber vergleichsweise milde war, entnehmen wir den Memoiren Bauern-

---

8 Hans Normann. *Das Reich der Finsternis. Zeitklänge. Dem Dichter der ‚Spaziergänge eines Wiener Poeten‘ geweiht*. Leipzig: Brüggemann, 1832. S. 48.

9 Ebd. S. 49.

felds: „Nur die Verfolgungen von Seiten der Polizei machten ihn ärgerlich und verleiteten ihm Wien, für das er sonst immer eine Vorliebe gehegt.“<sup>10</sup>

Auch Groß-Hoffingers Inkognito hielt nicht lange. Spätestens 1833, nach der Publikation von *Österreich wie es ist*, wusste der Leiter des Mainzer Informationsbüros, Noé, wer sich hinter dem Pseudonym Hans Normann verschante. Im Gegensatz zu Grün, der nach der Enttarnung durch seine aristokratische Herkunft gerichtlicher Verfolgung enthoben war, galt Groß-Hoffinger mit dem Fall seines Inkognitos als Delinquent und eine Rückkehr in die Donaumonarchie als ausgeschlossen.

„Brodgelehrte, Bettler, Dichter, / Taschendiebe – solch' Gelichter / Taugt nicht her in unser Land.“<sup>11</sup> Der Schriftsteller in Verbund mit den sozial Geächteten ergibt ein Bild, das konträr zu dem der vormärzlichen österreichischen Literaturlandschaft steht. War die Literatur in Österreich bis 1830 bestimmt vor allem von aristokratischen und beamteten Schriftstellern, da diese als einzige über die finanziellen Mittel verfügten und sich der Bindung an den literarischen Markt, der durch die Zensur ja kein wirklicher Markt war, nicht aussetzen mussten, brechen diese starren Grenzen mit den 1830er Jahren auf. Lengauer sieht einen „neue[n] Schriftstellertypus“, den er neben dem „dominierenden Modell des aristokratischen [...] oder des im Staatsdienst beamteten“ Schriftstellers sieht und dem er ein „grundsätzlich [...] anderes Verhältnis zum Staat“<sup>12</sup> attestiert. Man könnte diesen dritten Typus als ‚Brottschriftsteller‘ bezeichnen. Seine Einkünfte bezieht er wesentlich aus dem literarischen Markt, der damit seine einzige Lohnquelle darstellt. In Österreich war dieser Markt durch die Zensur stark eingeschränkt und wo er – unter Umgehung der Zensur und ‚Einschwärzung‘ von Büchern nach Österreich – stattfand, bewegte er sich im Bereich des Illegalen. Erst im Gang auf den deutschen Markt erschloss sich jener Raum, von dem nach Groß-Hoffinger gilt: „Deinen Kummer, deine Klagen / kannst du ungehindert sagen, / Frei bist, an der Grenze Saum!“ Das Gedicht „Der Verbannte“ dokumentiert den *Status Nascendi* dieses dritten Schriftstellerstandes.

10 Eduard von Bauernfeld. *Wiener Biedermeier. Begegnungen und Erlebnisse*. Hg. Karl Jordak. Wien: Bergland, 1960: S. 114.

11 Normann. *Das Reich der Finsternis* (wie Anm. 8). S. 50.

12 Hubert Lengauer. *Ästhetik und liberale Opposition. Zur Rollenproblematik des Schriftstellers in der österreichischen Literatur um 1848*. Wien, Köln: Böhlau, 1989. S. 61.

### 3. Der deutsche Buchmarkt als Voraussetzung für oppositionelle Schriften

Wir haben bereits gesehen, dass die Inhalte der liberalen Kritik keineswegs von Groß-Hoffinger in die Literatur des Vormärz eingebracht wurden, sondern wesentlich auf die *Spaziergänge* des Anastasius Grün zurückgehen. Ich möchte im Folgenden die These wagen, dass nicht nur der Inhalt vom *Reich der Finsternis* der von Grün gestifteten Tradition geschuldet ist, sondern dieses erste Werk des Hans Normann ohne den berühmten Vorgängertext auch als verlegerisches Unternehmen nicht zu denken gewesen wäre. Die Bedeutung der *Spaziergänge eines Wiener Poeten* für die Literatur des Vormärz sahen wir bereits herausgestellt, und es wäre kaum übertrieben zu sagen, dass die Zäsur, welche die französische Julirevolution auf geschichtlichem Gebiet darstellt, ihr Pendant auf literarischem Gebiet – zumindest für Österreich – in den *Spaziergängen* findet.

Doch nicht nur der literarische Ruhm Grüns verursachte jenen Sog der Epigonen, von dem Landesmann berichtet, sondern wesentlich auch der kommerzielle Erfolg dieses Textes. In einem Spitzelbericht findet sich bezüglich der Verbreitung dieses Werkes die Bemerkung, dass es in Wien „jeder Kellner gelesen hat“<sup>13</sup>. Das verwundert insofern, als Grüns Werk als oppositionelle Schrift in Österreich natürlich verboten war und durch seinen Druckort, nämlich in Hamburg bei Hoffmann und Campe, in der Donaumonarchie durch den strengen Grenzschutz gar nicht greifbar hätte sein dürfen. Der Fall der *Spaziergänge* zeigt, dass die rigorose österreichische Zensur zwar inländische Autoren unterdrücken konnte, gegen ausländische Schriften (oder eben dort gedruckte) aber praktisch machtlos war, denn angesichts der Tatsache, dass schon ein einzelnes nach Österreich geschmuggeltes Exemplar beliebig oft nachgedruckt werden konnte, erübrigt sich eine Darstellung der perfiden Tricks von deutschen Verlegern, oppositionelle Literatur nach Österreich „einzuschwärzen“. Wittmann unterstreicht die Bedeutung des Schwarzmarktes:

Von Leipzig aus als dem Mittelpunkt des gesamten deutschsprachigen Bücherverkehrs war die Einschmuggelung dieser verbotenen Ware ins Habsburgerreich besonders leicht möglich; dabei halfen auch die dortigen Kommis-

---

13 *Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz*. Hg. Karl Glossy. Wien: Konegen, 1913. S. 14

sionäre fintenreich mit. So sehr Spitzel sich bemühten, hinter die fingierten Verlagsadressen und anonymen Autoren zu kommen (und sie waren, liest man ihre einschlägigen Geheimberichte, erstaunlich gut im Bilde), so groß der Kontrollaufwand an den Grenzen, in den Buchhandlungen und Leihbibliotheken, ja auch bei Privatpersonen war – kein einziges der oft sehr aggressiven Pamphlete konnte aus Österreich ferngehalten werden.<sup>14</sup>

Der Markt für oppositionelle Literatur war in Österreich also durchaus gegeben und funktionierte durch das Zusammenspiel von in- und ausländischen Verlegern und Autoren, die im Illegalen operierten. Metternichs Versuche, dieser Unterwanderung der Zensurinstanzen entgegenzuwirken, indem er etwa Debitverbote gegen die Verlage Reclam (wo auch Groß-Hoffingers spätere Schrift *Fürst Metternich und das österreichische Staats-System* erschien), Wigand und Hoffmann und Campe aussprach, waren von mäßigem Erfolg gekrönt. Wigand nahm auf dieses Verbot hin zwar seine österreichischen Schriften aus dem Sortiment, Verlage wie Hoffmann und Campe sahen in dem Verbot allerdings eine zusätzliche Werbung für ihre Bücher in Österreich.

Groß-Hoffinger konnte also damit rechnen, dass sein Gedichtband, obwohl in Leipzig gedruckt, auch in Österreich illegal auf den Markt kommen würde. Weit wichtiger war allerdings der deutsche Markt. Auch in den deutschen Kleinstaaten hatte Grüns Werk einen unglaublichen Erfolg, wovon nicht zuletzt sechs Neuauflagen zeugen, die noch zu Lebzeiten des Autors erschienen sind. Der Grund für diesen Erfolg lag im Thema der *Spaziengänge* begründet, nämlich in der Beschäftigung mit Österreich. Wieder erfahren wir aus einem Spitzelbericht, warum Grün mit diesem Inhalt auf so breites Interesse stieß:

Ferner ist nicht zu vergessen, daß Österreich in der literarischen Welt als ein sujet viègre betrachtet wird, daß noch kein einziger Mensch von Talent darüber geschrieben und daß man begierig alles aufgreift, was über diese terra incognita ausgebaut wird.<sup>15</sup>

Die Auseinandersetzung mit Österreich war schon in den ersten Schriften Groß-Hoffingers das leitende Thema – allerdings in geographischer

---

14 Reinhard Wittmann: *Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick*. München: Beck, 1991. S. 224.

15 *Geheimberichte*. Hg. Glossy (wie Anm 13). S. 14.

Hinsicht. Mit dem *Reich der Finsternis* wechselte er ins Fach der Literatur, und zwar in jene Sparte oppositionell-politischer Literatur, die eben dieses Österreich-Thema bediente. Mit seiner nächsten Schrift, *Österreich wie es ist*, machte der Autor einen Schritt zurück dorthin, wo seine ersten Erfolge am Buchmarkt lagen und wofür er mehr Neigung und Talent bewies als für die Lyrik, nämlich die geographische Reiseschrift. Diese um politische Aspekte zu ergänzen, hatten schon die Jungdeutschen unternommen und damit gezeigt, wie sich am deutschen Buchmarkt durch oppositionelle Schriften Geld verdienen ließ. Erkannten wir für Normanns Lyrikband Grüns *Spaziergänge* als maßgebliche Folie, sind es im Fall von *Österreich wie es ist* einerseits diese Reiseromane der Jungdeutschen und andererseits jene Schrift, von der sich auch der Titel ableitet, nämlich Charles Sealsfields (d. i. Karl Postl) *Austria as it is*.

#### 4. *Österreich, wie es ist*

Über die ästhetische Beschaffenheit dieses Textes gibt der Autor selbst Auskunft, wenn er im Folgetext, den *Memoiren eines ausgewanderten Oesterreichers über sein Vaterland und seine Zeit*, zu einer rigorosen Rechtfertigung und Selbstverteidigung ansetzt. Grund für diesen kritischen Einschub, der uns in Form einer Fußnote zu Mitte des Buches entgegentritt, dürften die verheerenden Kritiken gewesen sein, mit denen *Österreich wie es ist* belegt worden ist.

„Wozu diese gereizten Ausfälle gegen mich [...]“<sup>16</sup>, fragt der Autor in Republik auf einen Verriss des ‚Wiener Universitätsbibliothekars‘ Johann Wilhelm Ridler. Doch auch die Kritiken aus Deutschland scheinen nicht zu seiner Zufriedenheit ausgefallen zu sein: „Buchhändlerknechte“<sup>17</sup> nennt Groß-Hoffinger seine Rezensenten und münzt seine Anfeindungen speziell gegen die *Blätter für literarische Unterhaltung*. Die Kritikpunkte, die gegen seinen Text ins Treffen geführt werden, sehen wir bei Groß-Hoffinger wiederholt: „Sie erklären die Zerrissenheit, Formlosigkeit, die verunglückten Späße und Ausbrüche einer schlechten Laune, als das Ergebnis eines leichtfertigen Humors, das ganze Buch für leichtfertige Unterhaltung berechnet.“<sup>18</sup> Die

16 Hans Normann. *Memoiren eines ausgewanderten Oesterreichers über sein Vaterland und seine Zeit*. Altenburg: Hofbuchdruckerei, 1834. S. 148.

17 Ebd. S. 150.

18 Ebd. S. 149.

Rechtfertigung des gekränkten Autors findet ihr Hauptargument in den Entstehungsbedingungen: „Wären Sie in die Lage gekommen, in der ich mich befinde, Sie hätten vielleicht Ihre Vaterlandsliebe abgeschüttelt wie ein schimpfliches Joch [...]“<sup>19</sup> Überdies sei das ganze Buch „in der unglücklichsten Stimmung verfasst“<sup>20</sup>. Die Gründe dieser widrigen Verhältnisse umreißen Groß-Hoffingers Stellung im Leipziger Exil: „[...] weil ich keine Gemeinschaft haben will mit Menschen [den Deutschen], die dem Lande, das mich geboren, nicht die geziemende Ehrfurcht zollen.“<sup>21</sup> Die isolierte Stellung, in die Groß-Hoffinger zunehmend gedrückt sein muss, wird hier zwar idealistisch überhöht als Anfeindung seiner Vaterlandsliebe dargestellt, glaubhaft klingt das freilich nicht, und es scheint, als ob die Bewährung auf dem deutschen Markt schlicht fehlgeschlagen sei.

Inhaltlich stellt *Österreich wie es ist* die Wanderung eines Ich-Erzählers durch die Provinzen und Erbländer der Monarchie vor. Aufgrund der fehlenden Handlung empfiehlt es sich, von einer Reisedarstellung und nicht von einem Reiseroman zu sprechen. Die fiktive Darstellung weicht also einer faktischen – zumindest theoretisch. Eben diese Form finden wir in Sealsfields epochaler Schrift *Austria as it is* (1828) vorgeprägt: Sealsfields Erzähler, der durchaus autobiographisch gezeichnet ist, reist, ausgehend von Le Havre, durch die Länder des Deutschen Bundes bis in die Hauptstadt der Donaumonarchie. Die Beschreibung der Eindrücke ist durchwegs eine politische und entfaltet eine Fundamentalkritik am Haus Habsburg, die in ihrer Weitsichtigkeit die radikalen Ansätze der 1840er Jahre vorwegnimmt.

Diese Faktizität versucht Hans Normanns Erzähler zu übernehmen. Auch seine Reiseroute ist groß angelegt und führt von den entlegensten Provinzen der Monarchie bis ins Zentrum Wien. Der Blick der Erzählers und damit die Art der Beschreibung ist aber gänzlich verschieden: Normanns Erzähler widmet sich vorrangig der Geographie der durchreisten Länder und beschreibt in brachial grotesker Weise die Sitten und Bräuche der jeweiligen Einwohner, wo es, gemünzt auf die Steirer, dann etwa heißt, dass deren Beschäftigung sich auf „Essen, Trinken und Fortpflanzung des eigenen Geschlechts“<sup>22</sup> beschränke. Die mangelhafte Beschreibung kritisierte schon der Zeitgenosse

---

19 Ebd. S. 150.

20 Ebd. S. 149.

21 Ebd. S. 150.

22 Hans Normann. *Österreich wie es ist*. Bd. 1. Teil 2. Leipzig: Goedsche, 1833. S. 7.

Seidlitz, der Groß-Hoffinger wegen Stellen wie der zitierten der faktischen Unwahrheit bezichtigte.<sup>23</sup> Tatsächlich ergeben sich schon nach kurzer Lektüre starke Zweifel an der Authentizität der Beschreibung, etwa wenn der Erzähler „verstümmelte Leichname von Missethättern an Pfäle gebunden“<sup>24</sup> erblickt und eine als authentisch ausgegebene Reise solchermaßen um Facetten des Abenteuerromans erweitert.

Die geographischen und sonstigen Reisebeschreibungen liefern die Deckung, aus der heraus der Erzähler seine oppositionell-politische Kritik gegen das Haus Habsburg in Stellung bringt. Mit Sealsfields politischer Kritik ist keine Deckungsgleichheit gegeben. Entfaltet dieser durch die Summe der einzelnen Stellungnahmen eine theoretisch begründete und weit reichende Kritik am ‚System‘ Metternichs, sind es bei Groß-Hoffinger einzelne Ausfälle, die auch in ihrer Summe keinen klaren Standpunkt des Autors zu erkennen geben. Seidlitz hat für diese Art der Kritik einen passenden Vergleich parat: Groß-Hoffinger „wirft mit Steinen, wie ein ungezogener Junge, der Jemanden ein Fenster einwerfen will“<sup>25</sup>.

Ein anderer Aspekt, der bereits im Vorwort namhaft gemacht wird, ist das Thema Österreich. Es zeigt sich, dass Groß-Hoffinger dieses Thema nicht zufällig bediente, sondern um das Interesse der Leser wusste, wenn er den bald zur Plattitüde verkommenen Vergleich wiederholt, dass die Donaumonarchie „in vielseitiger Beziehung so unbekannt und verkannt geblieben ist, als das Kaiserthum China“<sup>26</sup>. Das Publikum, das über die „herrschenden Irrthümer über den physischen und politischen Zustand der österreichischen Monarchie“<sup>27</sup> aufgeklärt werden sollte, wären, wie der Text selbst einräumt, neben den Deutschen auch die Österreicher, von denen der Erzähler einige wusste, „welche ihr Vaterland nicht besser kannten, als manche Ausländer, ja sogar der einzelnen Provinzen unter sich gleichsam als fremde Staaten betrachteten“<sup>28</sup>. Dieser Unwissenheit wird nun – so die Losung des Autors – ein Wissender gegenübergestellt: „[...] ich gab, was ich hatte, meine Erfahrung.“<sup>29</sup>

23 Julius Seidlitz [d.i. Ignaz Jeitteles]: *Die Poesie und die Poeten in Oesterreich im Jahre 1836*. Grimma: Gebhardt, 1837. S. 164.

24 Normann. *Österreich* (wie Anm. 22). Bd. 1. Teil 1. S. 10.

25 Ebd. S. 8.

26 Normann. *Österreich* (wie Anm. 22). Bd. 1. Teil 1. S. I.

27 Ebd. S. III.

28 Ebd.

29 Ebd.

Einen Selbstanspruch leistet der Erzähler auch bezüglich der Form des Textes. So versichert Hans Normann dem Leser, dass er sich „entschlossen [habe], Sie durch eingestreute Anekdotchen und erbauliche Geschichtchen [...] zu erfrischen.“<sup>30</sup> Damit wird das Prinzip von Normanns Text, nämlich Unterhaltung zu paaren mit politischer Stellungnahme, ersichtlich. Die Verfolgung gerade solcher Tendenzen von Seiten des österreichischen Staates dokumentiert folgender Agentenbericht:

Woher rührt es nun, daß Groß' Schriften so besonderen Skandal erregen und daß sie infolgedessen der österreichischen Regierung so unangenehm sein müssen? Nach meiner Meinung kommt es daher, daß Groß nur über Österreich und seine delikatesten Verhältnisse sich ausläßt. Die Art und Weise, wie es geschieht, ist hier ganz gleichgültig, die Fatalität liegt überhaupt darin, daß gewisse Objekte besprochen werden.<sup>31</sup>

Im Kapitel „Finis!“ findet man eine Aussage, die als Schlüssel zum Text firmieren könnte: „Wahrlich das Glück, Bücher zu schreiben für Geld [...]“<sup>32</sup> Dieses ‚beiläufig Gesagte‘ verstärkt meine These, dass dieses Buch vor allem mit Blick auf den Buchmarkt geschrieben wurde. Natürlich enthält die Schrift liberale Kritik und die untersuchten Aussagen bezüglich der Zensur zeigen, dass manche der Vorschläge Groß-Hoffingers durchaus Berechtigung hatten. Doch gerade die Wahl des Titels und die gewählte Form der Reiseliteratur zeigen uns einen Autor, der bewusst an eine finanziell zugkräftige literarische Strömung anschließt.

In diesem Sinne argumentiert auch Seidlitz, wenn er in *Die Poesie und die Poeten in Oesterreich im Jahre 1836* nach Gründen sucht, warum sich Groß-Hoffingers Schriften, trotz der gravierenden formalen und inhaltlichen Mängel, offenbar gut verkauften: „Der Grund, daß seine Schriften über Oesterreich damals Beifall fanden, brauchen wir nicht weit zu suchen, schlagen wir das Titelblatt auf und die Jahreszahl 1831 fällt uns ins Auge.“<sup>33</sup>

Die Jahresangabe bei Seidlitz ist ungenau, denn die erste liberale Schrift Groß-Hoffingers erschien erst 1832. Seidlitz gibt jedoch einen wichtigen Hinweis auf den deutschen Buchmarkt, auf dem zu Anfang der 1830er Jahre Schriften über Österreich lukrative Einkünfte boten, und erklärt

30 Ebd. S. 43.

31 *Geheimerberichte*. Hg. Glossy (wie Anm. 13). S. 14.

32 Normann. *Österreich* (wie Anm. 22). Bd. Teil 2. S. 126.

33 Seidlitz. *Die Poesie* (wie Anm. 23). S. 166.

Groß-Hoffingers Literatur damit vornehmlich aus den Bedingungen dieses Marktes.

## 5. Isolation im Exil

1833 erschien die erste periodische Druckschrift Groß-Hoffingers im Leipziger Exil: *Austria. Zeitschrift für Oesterreich und Teutschland*. Diese liberale Zeitschrift wurde – wohl als Reaktion auf die Aufdeckung seines Inkognitos – unter seinem richtigen Namen herausgegeben. Über die literarischen Erzeugnisse geht die Zeitung nicht hinaus: Sie versammelt einerseits Texte des Geographen Gross, andererseits zahlreiche Auszüge aus den Schriften Hans Normanns bzw. Rezensionen über diese Schriften von Groß-Hoffinger. 1834 wurde Hans Normann wieder aktiv: Es erschienen die schon erwähnten *Memoiren eines ausgewanderten Oesterreichers über sein Vaterland und seine Zeit*. Ebenfalls 1834, aber anonym, gab Groß-Hoffinger das *Buch der Freiheit oder Geist des 19. Jahrhunderts von einem ausgewanderten Oesterreicher* heraus. Zu diesen Schriften seiner liberalen Phase gehören „doch noch manche maskirt herausgegebenen Flugschriften“<sup>34</sup>, was auch Groß-Hoffinger selbst einräumt, wenn er in der kurzen Autobiographie von seinen „zahllosen Flugschriften der Periode von 1831-1837“<sup>35</sup> spricht.

Über die persönlichen Umstände des Autors während der Zeit in Leipzig wissen wir nicht viel. Evident ist seine Heirat, die er 1833 mit der Sächsin Auguste Henriette geschlossen hat. Aus dieser Ehe gingen bis 1838 drei Kinder hervor. Über Kontakte zu anderen Schriftstellern finden sich nur wenige Belege: Ein Brief Groß-Hoffingers an Ferdinand Dräxler aus dem Jahr 1833 zeugt von einer engeren Freundschaft zwischen den beiden Schriftstellern – zugleich ist der Brief ein Dokument vom Ende oder zumindest der Beeinträchtigung dieses Verhältnisses, da Groß-Hoffinger ankündigt, keine weiteren Briefe zu schicken, „wenn er [der Brief] dasselbe Schicksal [nimmt] wie seine Vorgänger: unbeantwortet zu bleiben“<sup>36</sup>. Auch wird in dem Brief Karl Herloßsohn erwähnt, der, wie aus dem Inhalt hervorgeht, in engerem Verhältnis zu Groß-Hoffinger gestanden habe. Zu einem Briefwechsel zwischen den beiden gibt es jedoch keine Belege. Die meisten der erhaltenen

34 Wurzbach. *Biographisches Lexikon* (wie Anm. 7). S. 368.

35 Wienbibliothek, H.I.N. 55510.

36 Wienbibliothek, H.I.N. 220794.

Briefe sind Korrespondenzen mit Verlegern bzw. später, nach 1845, sind es vornehmlich Bittschreiben um finanzielle Hilfe, die dann wiederum von einem größeren Bekanntenkreis – allerdings unter den Wiener Schriftstellern<sup>37</sup> – zeugen.

Einen grundsätzlichen Wandel des Selbstbildes des Hans Normann offenbaren überdies dessen Ausfälle gegen die deutschen Liberalen. So spricht er in den *Memoiren eines ausgewanderten Oesterreichers über sein Vaterland und seine Zeit* von ihnen als „Affennaturen“ und „Nachtretre[r] nach fremden Beispiel“<sup>38</sup>. Dass er dem Kreis der Leipziger Liberalen zunehmend kritisch bis feindlich gegenüberstand, offenbart etwa folgende Stelle:

[...] da es keine bequemeren Gesinnungen gibt als die liberalen, weil man diese nicht erst historisch und durch Welt- und Menschenkenntniß zu begründen braucht, da endlich diese Gesinnungen die einträglichsten sind und am besten bezahlt werden in den ephemeren Mißgeburten der politischen Literatur, so ist diese Richtung und Wahl um so weniger befremdlich bei gemeinen Seelen [...]. Eigentlich treiben sie aber unter diesem Vorwand den schändlichsten Erwerb des Handels mit erheuchelten Grundsätzen, und würden eben so bereitwillig die entgegengesetzten bekämpfen, wenn man sie eben so gut bezahlte.<sup>39</sup>

Mit Blick auf die Biographie Groß-Hoffingers gewinnt die Anfeindung eine gewisse Selbstreferenz. Die Aussage expliziert aber, dass seine Stellung in Leipzig zunehmend isoliert gewesen sein muss bzw. seine teils verunglückten literarischen Schriften die Anfeindungen der deutschen Liberalen provozierte, worauf Stellen wie diese wohl als Replik zu lesen sind.

Trotz der Anfeindungen der Konkurrenz, konnte sich Groß-Hoffinger doch eines gewissen ‚Beifalls‘, den die Österreich-Schriften des Hans Normann gefunden hatten, sicher sein. Und das sahen auch die Agenten Metternichs so: „Gerade in der Gemeinheit der Darstellung und in der plumpen Behandlungsweise des Verfassers liegt die große Popularität seiner Schriften und die Gefährlichkeit der Verbreitung.“<sup>40</sup> Wie gefährlich Metternichs Agenten diese Texte tatsächlich einstufen und wie sehr ihnen daran gele-

37 Vgl. etwa die Briefe an Bäuerle (Wienbibliothek, H.I.N. 9282) oder Bauernfeld (Wienbibliothek, H.I.N. 12324).

38 Normann. *Memoiren* (wie Anm. 16). S. 126.

39 Ebd. S. 135f.

40 *Geheimerberichte*. Hg. Glossy (wie Anm. 13). S. 15.

gen war, diesen Autor zum Schweigen zu bringen, verdeutlicht noch eine weitere Stelle des angeführten Spitzelberichts: „Nur ein wenig mehr Perfidie und gründlichere Kenntnis, so wird der Schaden unberechenbar.“<sup>41</sup> Zu diesem „mehr“ an Perfidie sollte es in den Schriften des Hans Normann nicht kommen.

## 6. Apologet des Metternich'schen ‚Systems‘

Mit diesen Schriften über Oesterreich schließt sich die erste Periode des Hoffinger'schen literarischen Lebens und man könnte sie füglich die Hans Normann'sche Zeit nennen. Er pausirte jetzt mit dem Steinewerfen gegen die Fenster der Wiener Burg und schrieb Romane und Anderes [...].<sup>42</sup>

Die neue Periode zeigte sich nicht nur äußerlich an der Ablegung des Pseudonyms und seinem Umzug von Leipzig nach Stuttgart (1834), sondern vor allem in den Schriften, die fortan unter dem richtigen Namen erschienen. Die neue Periode blieb dabei nicht lange auf Romane (*Der König*, 1835) und ‚Anderes‘, nämlich philosophische Schriften bzw. Übersetzungen (*Geist aus Voltaires Schriften*, 1835) beschränkt, sondern suchte ihr Feld schnell wieder in der Tendenzschriftstellerei. Allerdings unter gewandeltem Vorzeichen: „Da trat er auf Einmal wieder als Ritter für Oesterreich auf, und zwar als eine weinende Figur an der Gruft des verewigten Franz.“<sup>43</sup> Seidlitz spielt auf Groß-Hoffingers 1835 erschienenen Nachruf auf Kaiser Franz, *Leben, Wirken und Tod des Kaisers*, an. Im Tone der Hagiographie gehalten, beschreibt der Text auf naiv-lobende Weise die Regierungszeit Franz II. (bzw. seit 1806 Kaiser Franz I. von Österreich). Der liberale Standpunkt ist zur Gänze aufgegeben. Wenn Groß-Hoffinger auf die Verwaltung und das Wirken des Kaisers in Österreich zurückblickt, verkehrt er die einst liberale Kritik in ein unumschränktes Lob der vermeintlich vorbildlichen Zustände in der Donaumonarchie. Im Stil der Hagiographie sind auch die weiteren historischen Schriften Groß-Hoffingers gehalten: *Erzherzog Karl und der Weltstreit von 1792-1815* (1836) ebenso wie *Authentische Beiträge zur Geschichte des Lebens und der Regierung Franz des Ersten, Kaisers von Oesterreich* (1837) lesen sich wie die Absage an den liberalen Standpunkt und eine Anbiederung

---

41 Ebd.

42 Seidlitz. *Die Poesie* (wie Anm. 23). S. 166.

43 Ebd.

an das Haus Habsburg. Seine Biographie über Joseph II. (*Lebens- und Regierungsgeschichte Josephs II. und Gemälde seiner Zeit*, 1835-1837) findet zwar zu einer ausgeglichenen Darstellung, kann über den Seitenwechsel des Autors jedoch nicht hinwegtäuschen. Auch auf literarischem Gebiet manifestiert sich die neue Gesinnung: *Oesterreich im Jahre 1835 und die Zeichen der Zeit in Teutschland* (1836) ist als Reisedarstellung die politisch umgepolte Version von *Österreich wie es ist*. Zu diesem Überlaufen ist festzuhalten, dass Groß-Hoffinger sich selbst den österreichischen Behörden antrug und dafür auf finanzielle Gegenleistungen spekulierte.

Die erwähnten pro-habsburgischen Schriften bildeten dabei nur den Auftakt zu einer umfangreichen Kooperation mit den Behörden. Der nächste Schritt, den der Autor im Zuge dieser politischen Neuorientierung setzte, war sein Ansuchen um Repatriierung in den österreichischen Staatsverband, welches er um 1836 stellte und das 1837 tatsächlich bewilligt wurde. Noch im selben Jahr zog er mit seiner Frau und den Kindern zurück ins Vaterland und erntete in Wien die Belohnung für seinen Seitenwechsel: Metternich persönlich hatte sich für eine Zeitungskonzession für Groß-Hoffinger eingesetzt, die dieser mit dem Jahr 1837 erhielt.

Damit wechselte der Literat ins journalistische Fach. Vom 1. Jänner 1838 bis Mai 1844, also für über sechs Jahre, gab Groß-Hoffinger fünfmal pro Woche die Zeitung *Der Adler* heraus. Literarisch in Erscheinung trat der Autor erst wieder um 1845, diesmal unter liberaler Flagge. Biographische Unebenheiten und Wechsel waren diesem abermaligen Kurswechsel vorausgegangen. *Der Adler* hatte von Anfang an mit finanziellen Problemen zu kämpfen gehabt und dessen Herausgeber sich wesentlich auf finanzielle Zuwendungen aus der Staatskanzlei gestützt. Um 1841 dürfte diese Protektion Metternichs geendet haben und die Zeitung zunehmend unter Druck geraten sein. Die Umbenennung des Blattes in *Vindobona* Anfang 1844 und der damit versuchte Neustart konnten es nicht retten. Am 31. Mai 1844 erschien die letzte Ausgabe.

Von dem engen Verhältnis zwischen Groß-Hoffinger und den österreichischen Behörden zeugt auch die Tatsache, dass er nach diesem Verlust eine weitere Entschädigung zugesprochen bekam: Ein Tabakverlag in der böhmischen Stadt Nachod war die finanzielle Abfertigung Groß-Hoffingers und gleichzeitig ein Mittel, um einen fallen gelassenen Autor aus dem Zentrum Wien in die Peripherie zu verbannen. 1844, kurz nach dem Bankrott der Zeitung, übersiedelte die Familie Groß-Hoffinger in die ostböhmische Kleinstadt Nachod, unfern der Grenze zu Polen.

Lange weilte der Autor nicht in Böhmen. 1845 verließ er seine Frau zugunsten einer Geliebten und emigrierte mit dieser nach Deutschland. In Leipzig erschien noch 1845 ein Buch Groß-Hoffingers, das wieder ganz im liberalen Ton gehalten war: *Die neuesten Gefahren für den Staat* (1845). Ein Jahr darauf folgte die ebenfalls oppositionelle Schrift *Fürst Metternich und das österreichische Staats-System* (1846). Der Rückfall in die politische Tendenzschreiberei währte nicht lange. Noch 1846 erschien mit *Das galante Wien* ein Text, mit dem Groß-Hoffinger zu einem neuen literarischen Tätigkeitsfeld fand, nämlich der Sittenschilderung. In *Wien, wie es ist* (1847) findet der Autor auf diesem Feld zu einer literarischer Höchstform, wovon auch die Rezeptiongeschichte zeugt, denn neben seiner Biographie zu Joseph II. ist *Wien, wie es ist* sein einziges Werk, das noch im 20. Jahrhundert aufgelegt wurde. 1847 folgte die Schrift *Die Schicksale der Frauen und die Prostitution im Zusammenhange mit dem Prinzip der Unauflösbarkeit der katholischen Ehe und besonders der österreichischen Gesetzgebung und der Philosophie des Zeitalters*, welche die Ironie des Vorgängertextes aber nicht halten konnte und eher im Bereich der seichten Unterhaltungsliteratur anzusiedeln ist. Ein literarisches Tätigkeitsfeld abseits der Politik fand der Autor auch in der Gattung Roman (1830, 1848 und *Der Spion oder die Geheimnisse des roten Buchs*, 1847). Die Auseinandersetzung mit Politik war aus dem Schaffen Groß-Hoffingers fortan ausgeklammert und blieb auch im Revolutionsjahr unangetastet. Seine *Chronik des Jahres 1848* (1848) fasst zwar die Revolutionsereignisse zusammen, verzichtet aber weitgehend auf eine politische Tendenz. Eine Rückkehr zur politischen Schriftstellerei fand nach 1848 nicht mehr statt. Der Umschwung zum Unterhaltungsautor war damit vollzogen.

Biographisch verlief Groß-Hoffingers Leben nach seiner zweiten Auswanderung nach Deutschland unstet. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Breslau, Dresden und Leipzig kehrte er wieder nach Österreich zurück, lebte eine Zeit lang in Prag, dann wieder in Böhmen. Zu den drei ehelichen Kindern kam aus dem Verhältnis mit der Geliebten noch eine Tochter hinzu. Die Zweitfamilie lebte in Wien, und Groß-Hoffinger pendelte von dort nach Böhmen. 1854 kam es zur Scheidung von seiner Frau. Er ging nun endgültig nach Deutschland und widmete sich dort ausschließlich der Romanproduktion. Bis auf die Titel sind diese Werke größtenteils verschollen und auch in Bibliotheken kaum mehr greifbar (*Cilli, die Tirolerin*, 1854 und *Orient und Okzident*, 1854). Ab 1860 verliert sich die Spur dieses Schriftstellers fast gänzlich im Dunkeln. Die einzige Fährte zu seinen letzten Jahren weisen uns die Druckorte seiner Romane. Demnach muss Groß-Hoffinger mehrere

Jahre in Berlin verbracht haben. Das letzte Buch und damit der letzte Hinweis zum Leben des Autors erschien 1873 in Breslau unter dem bezeichnenden Titel *Die Hölle auf Erden*. Das Todesdatum Groß-Hoffingers wird demnach generell mit nach 1873 angesetzt. Das genaue Datum und der Ort sind nicht bekannt.



Sikander Singh (Düsseldorf und Weimar)

„... einen bleibenden Verleger“

Notizen zur Ausgabe der „Schriften“ von Karl Leberecht Immermann

1.

Nach dem Wiener Kongress des Jahres 1815 ging der literarische Markt in den Staaten des Deutschen Bundes durch die Einführung der Schnellpresse, die Ausdifferenzierung des Buch- und Kommissionsbuchhandels, die Gründung des Börsenvereins des deutschen Buchhandels und die nur zögerlich durchgesetzten Urheberrechte zwar auf allen Ebenen einer zuvor nicht gekannten Professionalisierung entgegen. Gleichwohl lebten zahlreiche Schriftsteller durch die Zensur und die Einschränkung der „Preßfreiheit“, durch das ständig drohende und nur zu oft durchgesetzte Verbot kritischer Publikationen sowie den immer noch stark regional aufgesplitterten literarischen Markt – der zudem nur ein zahlenmäßig kleines Lesepublikum aufwies – auch weiterhin in der Abhängigkeit eines Brotberufes. Zu diesen Schriftstellern gehörte auch Karl Leberecht Immermann.

Als Jurist im Dienst des preußischen Staates war er, nach beruflichen Anfängen in Münster und Magdeburg, im Jahr 1827 zum Landgerichtsrat in Düsseldorf ernannt worden. Er bekleidete diese Position bis zu seinem frühen Tode im Jahr 1840. Im Gegensatz also zu Heinrich Heine, dessen Erstlingswerk, die bei Maurer in Berlin im Jahr 1822 veröffentlichten *Gedichte*, er in einer im *Rheinisch-Westphälischen Anzeiger* erschienenen Rezension überaus positiv besprochen hatte – woraus sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden Schriftstellern entwickelte, das erst in Folge der literarischen Auseinandersetzungen mit dem Grafen August von Platen-Hallermünde distanzierter wurde –, im Gegensatz zu Heine führte Immermann ein bürgerliches Leben als Beamter des preußischen Staates.

Seine parallel zu der juristischen Laufbahn verfolgte schriftstellerische Karriere war bereits in ihren Anfängen von der Schwierigkeit geprägt, eine verlässliche Verleger-Beziehung aufzubauen. Mit dem sicheren Blick für die nicht nur ökonomische Bedeutung einer kontinuierlichen Zusammenarbeit mit einem Verlagshaus benannte Julius Campe, in dessen Verlag ebenfalls

einzelne Schriften Immermanns erschienen sind, diese Problematik bereits im Jahr 1826 in einem Brief an Heinrich Heine:

Recht aufrichtig wünschte ich für *Immermann* daß er e n d l i c h einen bleibenden Verleger erhielt, damit seine Werke nicht in so vielen lahmen Händen ru h e n.<sup>1</sup>

Die ersten literarischen Arbeiten, mit denen Immermann an die Öffentlichkeit getreten war, sind fünf Jahre zuvor bei Schulz & Wundermann in Hamm erschienen. Der mit dem Schriftsteller befreundete Konsistorialrat Anton Wilhelm Möller hatte, nachdem Immermann „mit dem Buchhändler Volk“ in Magdeburg vergeblich verhandelt hatte und mit dem Berliner Verleger Siegfried Mittler, der sich bereit erklärt hatte, das Drama *Edwin*, gedruckt auf Kosten des Autors, in Kommission zu nehmen, wegen eines ebenso unpünktlichen wie nachlässigen Drucks im Streit auseinander gegangen war, den Kontakt zu Heinrich Schulz vermittelt.<sup>2</sup> Dieser war im Jahr 1818 als Teilhaber in die von Gottfried August Wundermann in Minden gegründete Verlagsbuchhandlung eingetreten. Die Geschäfte wurden daraufhin nach Hamm verlegt (ab 1821 kam noch eine Niederlassung in Münster hinzu) und weiteten sich in den Folgejahren aus. Die Grundlage für den Erfolg der Handlung war die Zeitschrift *Rheinisch-Westphälischer Anzeiger*, aber auch die Publikation von religiösen, historischen und pädagogischen Werken erwies sich als durchaus rentabel.<sup>3</sup> Zwischen 1821 und 1826 veröffentlichte Immermann in diesem Verlag *Die Prinzen von Syrakus*, einen Band *Trauerspiele* sowie die Prosaerzählung *Die Papierfenster eines Eremiten*. Ebenfalls eröffnete der Verleger dem jungen Schriftsteller die Möglichkeit, in

---

1 Heinrich Heine. *Säkularausgabe. Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse*. Hg. Klassik Stiftung Weimar/Centre National de la Recherche Scientifique in Paris. Berlin/Paris: Akademie-Verlag/Editions du CNRS, 1970ff. Bd. 24, S. 26.

2 Vgl. Karl Leberecht Immermann. *Briefe. Textkritische und kommentierte Ausgabe in drei Bänden*. Hg. Peter Hasubek, München/Wien: Hanser, 1978-1987. Bd. 1, S. 265 und S. 307.

3 Vgl. hierzu Gerd Heinemann. *Die Beziehungen des jungen Heine zu Zeitschriften im Rheinland und in Westfalen*. Münster: Aschendorff 1974. S. 79f. sowie Tilman Spreckelsen. Immermann und seine Verleger. *Epigonentum und Originalität. Immermann und seine Zeit – Immermann und die Folgen*. Hg. Peter Hasubek. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang, 1997. S. 191-210, hier S. 193-197.

dem von ihm seit 1818 herausgegebenen *Rheinisch-Westphälischen Anzeiger* als Rezensent tätig zu werden.

Im Zusammenhang mit der journalistischen Arbeit fällt auch der Plan zur Herausgabe einer eigenen Zeitschrift mit dem Titel *Polyhymnia*, den Immermann gemeinsam mit den Schriftstellern Adolph von Vagedes, Karl von Nordeck, Karl Wilhelm Georg Freiherr von Blomberg, Friedrich Karl Anton Bernhard von Kurowsky-Eichen sowie dem Koblenzer Regierungsrat Georg Friedrich Fallenstein im Sommer 1822 konzipiert hatte.<sup>4</sup> Das offensichtlich an den wirtschaftlichen Erwägungen des Verlegers gescheiterte Vorhaben dokumentiert den Versuch Immermanns, sich aus der Abhängigkeit seines Brotberufes zu lösen und als freier Schriftsteller zu arbeiten. Heinrich Schulz unterbreitete stattdessen den Vorschlag, das *Kunstblatt*, das bisher als *Kunst- und Wissenschaftsblatt* als Beilage zum *Rheinisch-Westphälischen Anzeiger* erschien, als eine eigenständige Zeitschrift herauszubringen. Zu der Frage, warum dieses Vorhaben, bei dem Immermann die Redaktion verantwortlich und in seinen Entscheidungen ungebunden übernehmen sollte, letztlich nicht realisiert wurde, sind keine Quellen überliefert.

Die geschäftliche Beziehung zu dem westfälischen Verleger, die sich in ihren Anfängen als ebenso produktiv wie verlässlich erwiesen hatte (in einem Brief aus dem Juni 1822 an seinen Bruder Ferdinand spricht Immermann davon, dass Schulz sich ebenso zuvorkommend wie freundschaftlich gegen ihn verhalten habe), war jedoch zunehmenden Belastungen ausgesetzt.<sup>5</sup> Zwar erschienen im Jahr 1823 *Floira* und *König Periander und sein Haus* und 1824 *Das Auge der Liebe*. In einem in der Konsequenz sogar vor Gericht ausgetragenen Streit über die Honorierung der von Immermann zusammen mit Elisa von Lützow angefertigten Übertragung des *Ivanhoe* von Walter Scott zerbrach die Geschäftsbeziehung jedoch.<sup>6</sup>

1831, fünf Jahre nach der Veröffentlichung der Übersetzung des historischen Romans und den nachfolgenden juristischen Auseinandersetzungen, wandte sich Heinrich Schulz noch einmal brieflich an den Schriftsteller. Nach einiger Zeit, während derer Immermann mit verschiedenen Verlagen zusammenarbeiten musste (u.a. Brockhaus in Leipzig, Heinrichshofen in Magdeburg), hatte sich eine geschäftliche Beziehung mit dem Hamburger Verlag Hoffmann und Campe entwickelt. Als er mit diesem in Ver-

---

4 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 345.

5 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 331.

6 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 3, S. 502.

handlungen über die Herausgabe einer Werkausgabe stand, unternahm der westfälische Verleger, nicht zuletzt um den Absatz der bei ihm veröffentlichten und immer noch lieferbaren Titel fürchtend, den Versuch, an die früheren, guten Beziehungen anzuknüpfen. Wie einem Schreiben an Johann Friedrich von Cotta zu entnehmen ist, lehnte Immermann den Vorschlag, seine *Schriften* bei Schulz & Wundermann erscheinen zu lassen, jedoch ab.<sup>7</sup>

## 2.

Noch bevor der Schriftsteller mit Julius Campe über die Publikation einer Ausgabe seiner Werke verhandelte, war der Stuttgarter Verleger Franckh mit dem Angebot an ihn herangetreten, seine Schriften herauszubringen. In diesem Zusammenhang ist erstmals von einer Werkausgabe die Rede. Immermann berichtet hiervon in einem Brief an seinen Bruder Hermann aus dem April 1828:

Noch eine andre Aussicht muß ich Dir mittheilen. Frankh in Stuttgart hat mich fragen lassen, ob ich nicht eine Ausgabe meiner gesammelten Werke veranstalten und bei ihm herausgeben wolle? Ich habe ihm den Plan zu einer Edition von 6 Bänden mitgetheilt, und harre nun seiner definitiven Antwort. Wenn das zu Stande käme, das gäbe Geld für mehrere Jahre (Er will 2 Carolin (6 Thlr # die Carolin) für bereits Gedrucktes 3 Karolin für Neues geben) und eine angenehme Beschäftigung dito.<sup>8</sup>

Wie dieser erste, im Jahr 1828 von Immermann konzipierte Plan einer Ausgabe seiner Schriften aussah, ist nicht überliefert. Ebensovienig ist die Anfrage Friedrich Gottlob Franckhs erhalten, sandte der Schriftsteller sie doch im Zusammenhang mit den späteren Verhandlungen mit dem Cotta-Verlag nach Tübingen.

Nach Immermanns positiver Reaktion auf Franckhs Vorschlag ging der Verleger jedoch ebenso plötzlich wie unerwartet auf Distanz. Wie aus einem auf den 29. April 1828 datierten Brief, der den Schriftsteller aus Stuttgart erreichte, zu schließen ist, war es der die Verlagsgeschäfte führende Johann Friedrich Franckh, der das Unternehmen (im Gegensatz zu seinem Bruder)

7 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 940.

8 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 634.

ablehnte und deshalb abschlägig beschied.<sup>9</sup> Ein Brief von Julius Campe an Immermann vom 12. Juni 1829 legt zwar nahe, dass nicht Friedrich Gottlob Franckh mit dem Angebot an den Schriftsteller herangetreten sei, sondern vielmehr Immermann die Initiative ergriffen habe.<sup>10</sup> Immermanns Antwort auf die indirekt formulierte Frage Campes, wie es sich in dieser Angelegenheit verhielte, ist nicht überliefert, da die Briefe des Schriftstellers an den Verlag wahrscheinlich bei dem großen Brand Hamburgs im Jahr 1842 vernichtet wurden. Aus dem nachfolgenden Brief Campes ist jedoch zu schließen, dass Franckh in diesem Zusammenhang mit Halbwahrheiten operiert hatte, um sich einen Vorteil zu verschaffen. „Für die Offenheit rücksichtlich Franks [sic] danke ich. Was wollte das Kniffgenie eigentlich mit seiner Legende bezwecken?“, fragt Campe am 12. August. „War seine Absicht, mir und andern ein solches Unternehmen zu verleiden und dann für ein Ei und Butterbrod mit Ihnen zu contrahiren? etwas in der Art führte er gewiß im Schilde.“<sup>11</sup>

Die Geschäftsbeziehung mit dem Hamburger Verlag Hoffmann und Campe begann im Jahr 1827. Zu einem ersten Kontakt zwischen Immermann und Julius Campe war es durch Heines Vermittlung gekommen.<sup>12</sup> Im Kontext der Arbeit am zweiten Teil der *Reisebilder* war im Oktober 1826 die Idee entstanden, auch Werke befreundeter Schriftsteller und Intellektueller in den Band aufzunehmen. So erreichte Immermann ein auf den 14. Oktober 1826 datiertes Schreiben Heines mit der Frage, ob er bereit sei, sich mit eigenen Texten zu beteiligen.<sup>13</sup> Immermann steuerte eine Sammlung von Xenien bei, die ihren Platz am Ende der *Nordsee. 1826. Dritte Abtheilung* fand. Die Wahl dieser Gattung war kein Zufall, ist sie doch als eine Reminiszenz an die epigrammatischen Distichen, die Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller im *Musen Almanach auf das Jahr 1797* veröffentlicht hatten, zu verstehen. Mit ihrer Publikation im Zusammenhang der *Reisebilder* betonten Immermann und Heine die Forderung nach einer neuen, auf

9 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 3, S. 500.

10 Peter Hasubek. „Dreiecksverhältnis: Campe – Immermann – Heine. Mit 28 unveröffentlichten Briefen Julius Campes an Immermann.“ *Heine-Jahrbuch* 30 (1991): S. 11-68, hier S. 54.

11 Hasubek. *Dreiecksverhältnis* (wie Anm. 10). S. 57.

12 Hasubek. *Dreiecksverhältnis* (wie Anm. 10). S. 13f. Vgl. auch Heine. *Säkularausgabe* (wie Anm. 1). Bd. 24, S. 26.

13 Heine. *Säkularausgabe* (wie Anm. 1). Bd. 20, S. 264.

die Verhältnisse und Bedürfnisse der veränderten historischen Situation Bezug nehmenden Literatur. Wie die Xenien der Weimarer Klassiker beanspruchten Immermanns Distichen, den literarischen Diskurs der Gegenwart kritisch-satirisch zu hinterfragen. Ihre Publikation führte nicht nur zu der in dem großen Skandal endenden Auseinandersetzung mit August Graf von Platen, sie schuf zugleich den Kontakt zu dem Hamburger Verleger, der nach der Übernahme der Verlagsbuchhandlung im Jahr 1823 zahlreiche Schriftsteller der jungen, nachromantischen Generation unter Vertrag genommen hatte und sich auf diese Weise einen Namen machte.

Noch vor dem Erscheinen des zweiten Bandes der *Reisebilder* begann Immermann mit Campe über die Drucklegung des *Trauerspiels in Tyrol* zu verhandeln.<sup>14</sup> Der Band ging noch im selben Jahr in Druck und wurde gegen Ende 1827, vordatiert auf 1828, an die Buchhandlungen ausgeliefert. Es ist das erste Werk Immermanns, das als eigenständige Veröffentlichung in dem Hamburger Verlag erschien.

Zwei Jahre später bereits erörterte der Schriftsteller mit Campe die Frage einer Ausgabe seiner Schriften. Anstoß hierzu gab der Vorschlag Campes, die Rechte der in anderen Verlagen zuvor veröffentlichten Werke Immermanns zu erwerben. In einem diesbezüglichen Schreiben aus dem Frühjahr 1829 spiegelt sich sowohl die Wertschätzung, die der Verleger dem Schriftsteller entgegenbrachte, als auch das Engagement, mit dem er sich für die bei ihm unter Vertrag stehenden Autoren einsetzte:

Ich habe die Absicht von Schulz, Büschler p Laue Ihre Producte anzukaufen und würde es mir wahrlich zur hohen Ehre geschätzt haben, gelegentlich alle diese Sachen auf gleiche Art zu liefern. Ich schwieg bisher darüber; allein: ietzt kann ich nicht umhin es Ihnen zu sagen. Nach meiner Ansicht kann es nicht fehlen: daß Ihre Erzeugniß zu der Blume der Literatur gezählt werden müßen, aber das dauert in Deutschland lange, ehe man es dahin bringt und müßen dafür manche Elemente in Bewegung gebracht werden, die auch einen trägen Gang haben.<sup>15</sup>

Wenngleich Campe in seinen Briefen dem Schriftsteller zugewandt und freundschaftlich entgegentrat, zögerte er, als Immermann begann, konkrete Pläne für eine Werkausgabe zu entwickeln. „Mir will es scheinen, als wäre das ietzt schon etwas früh“, gab er am 12. Juni 1829 zu bedenken, „wenn ietzt

14 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 546.

15 Hasubek. *Dreiecksverhältnis* (wie Anm. 10). S. 53.

schon ein[e] gesamt Ausgabe kommen sollte; so etwas würde ich vorbereiten und einen günstigen Augenblick dafür abwarten.“<sup>16</sup> Zwei Monate später lenkte er jedoch ein. Da Immermann zeitgleich auch mit Johann Friedrich Cotta Geschäftsbeziehungen unterhielt, fürchtete Campe wohl, der Schriftsteller möchte die Werkausgabe an den Tübinger Verleger verkaufen: „Zu Ihren Werken habe ich – wie Sie wissen – Lust, reden Sie offen deswegen mit mir, wie u was Sie wünschen.“<sup>17</sup> Dieser Aufforderung kam Immermann gerne nach. Er arbeitete in den folgenden Wochen an einem entsprechenden Plan, den er im Laufe des Septembers nach Hamburg übermittelte. Campe bestätigte am 25. des Monats den Erhalt eines entsprechenden Schreibens aus Düsseldorf und zeigte sich sowohl mit den inhaltlichen Vorschlägen als auch mit den damit verbundenen finanziellen Forderungen des Schriftstellers in großen Zügen einverstanden.

Für den mir gesandten Prospect über Ihre Schriften und Ihr freundliches Schreiben sage ich Ihnen meinen aufrichtigsten Dank. [...] In der Voraussetzung, daß wir uns über die möglichen künftigen Auflagen Ihrer Schriften zugleich verständigen u Sie mir gestatten, daß ich die noch ungedruckten Artikel und diejenigen, welche ich von den frühern Verlegern noch erwerben werde, gleichzeitig zum einzelnen Verkauf abziehen laßen darf, wenn die Werke gedruckt werden, stehe ich Ihnen auf die gewünschte Weise 2 000 r. Gold zu.<sup>18</sup>

So konnte Immermann am 8. Oktober 1829 seinem Bruder Hermann berichten: „Mit Campe stehe ich wegen einer Ausgabe sämtlicher Schriften in Unterhandlung, die im Jahre 1831 beginnen und 10 Bände halten soll.“<sup>19</sup> Der von dem Schriftsteller in diesem Zusammenhang skizzierte und nach Hamburg übermittelte Plan der Ausgabe umfasst zwar nur neun Bände, lässt jedoch erkennen, wie sorgsam Immermann an der Konzeption gearbeitet hat. Dass der im Entstehen begriffene Roman *Die Epigonen* (der zu diesem Zeitpunkt noch den Titel *Die Zeitgenossen* trug) in den Bänden sieben und acht erscheinen sollte, während die anderen fiktionalen Prosawerke ihren Platz im zweiten Band fanden, könnte darauf hindeuten, dass Immermann bei der Ausarbeitung dieses Plans auf jenes Konzept einer (sechsbändigen)

16 Hasubek. *Dreiecksverhältnis* (wie Anm. 10). S. 54f.

17 Hasubek. *Dreiecksverhältnis* (wie Anm. 10). S. 57.

18 Hasubek. *Dreiecksverhältnis* (wie Anm. 10). S. 57f.

19 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 759.

Werkausgabe zurückgegriffen hat, das er eineinhalb Jahre zuvor für Franckh in Stuttgart entwickelt hatte.

1. Band Gedichte
2. Vermischte Prosaische Schriften  
die Papierfenster eines Eremiten, der neue Pygmalion der Mexicaner, der Caranval und die Somnabüle.
3. Lustspiele. werden 2 Bände  
Die Prinzen v. Syracus. Das Auge der Liebe, die schelmische Gräfin, die Schule der Frommen, die Verkleidungen.  
Das Lustspiel ohne Dame.
4. Trauerspiele  
Petrarca, Periander, Edwin.
5. Trauerspiele. Trauerspiel in Tyrol, Friedrich, der Graf von Schwarzenberg.
6. Der Schwanenritter. Tulifantchen.
- 7.8. Die Zeitgenossen Roman.
9. Über den rasenden Ajax des Sophocles. – kleinere kritisch ästhetische Arbeiten, der AntiPlaten u dgl.<sup>20</sup>

Die Verhandlungen zogen sich trotz der anfänglichen Einigkeit zwischen Autor und Verleger bis weit in das Jahr 1830. Auf einen Brief Immermanns vom Dezember 1829 reagierte Campe, für sein Säumen um Verzeihung bitend, zwar erst im Februar, erinnerte aber gleichwohl an die geplante Werkausgabe: „In dem Schreiben vom 21 Decbr gedachten Sie aus Mangel an Zeit Ihrer Werke nicht; ich bitte diesen Gegenstand nicht ruhen zu lassen [...]“<sup>21</sup> Gleichwohl stockten die Verhandlungen auch in den folgenden Monaten, wobei der Grund hierfür aufgrund fehlender Quellen nicht zu erkennen ist. Es hat jedoch den Anschein, als sei es im Winter Immermann gewesen, der die Angelegenheit verzögert habe, wohingegen ab dem Sommer 1830 Campe gar nicht bzw. nur verhalten auf entsprechende Signale aus Düsseldorf reagierte.

In den ersten Oktobertagen des Jahres 1830 klagte Immermann schließlich gegenüber Heine:

Kampe wird mir sehr verdächtig. Vor 8 Wochen schrieb ich ihm, schickte ihm die hier gemachten Zeichnungen zum Tulifantchen, und machte wegen

20 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 760.

21 Hasubek. *Dreiecksverhältnis* (wie Anm. 10). S. 59.

der Ausgabe meiner Schriften meine Schlußpropositionen. Er hat mir nicht geantwortet.<sup>22</sup>

Am 16. Oktober schließlich, also mehr als ein Jahr nach dem Beginn der Verhandlungen, teilte Campe brieflich mit, dass er vor dem Hintergrund der nach der französischen Juli-Revolution schwierig gewordenen Situation auf dem deutschen Buchmarkt, insbesondere was den Verkauf belletristischer Werke betraf, es vorzöge, von dem Abschluss eines Vertrages vorläufig abzusehen:

Wie sehr ich geneigt bin auf Ihre Werke einzugehen, habe ich Ihnen bereits bewiesen und würde mich wahrlich nicht so lange besonnen haben den Gegenstand zu ordnen und abzuschließen: hätten die Zeitereignisse nicht stattgefunden, die gleich nach Empfang Ihres vorletzten Briefes eine so beängstigende Richtung genommen haben; die auf keinen Handelszweig schneller und nachtheiliger als den Buchhandel einwirken.

Für ein bedeutendes Unternehmen ist jetzt die ungünstigste Zeit die sich denken läßt. 10 Wochen währt nun schon das Revoltiren und macht von Land zu Land, von Stadt zu Stadt mehr oder minder die Runde und noch ist das Ende dieses Unwesens nicht abzusehen und wer könnte die fernere Richtung angeben die das Uebel, diese Seuche, nehmen mögte? –

Die nächste Folge davon ist, daß der regelmäßige Verkehr stockt und das Geld verborgen bleibt; wer es besitzt sucht es sich zu erhalten: denn niemand weiß wie er dessen bedürfen mögte. – So entsteht bei der Menge Mangel – der allgemein fühlbar wird – und erzeugt bald Mistrauen.<sup>23</sup>

Campes brieflich formulierte Bedenken sind keineswegs als vorgeschobene Argumente misszuverstehen. Die Buchhandlungen in fast allen Staaten des Deutschen Bundes meldeten aufgrund der revolutionären Ereignisse ab dem Sommer 1830 rückgängige Verkaufszahlen. Insbesondere bereitete die unsichere politische Situation in Hamburg dem Verlag wirtschaftliche Schwierigkeiten. Hoffmann und Campe finanzierte einen großen Teil seines literarischen Programms durch den Verkauf von Hamburgensien, technischen und medizinischen Fachbüchern sowie Schulbüchern.

Desweiteren mögen auch persönliche Erlebnisse und Eindrücke Campes während der revolutionären Aufstände in der Hansestadt seine Entscheidung

22 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 880.

23 Hasubek. *Dreiecksverhältnis* (wie Anm. 10). S. 59f.

mitbestimmt haben. Der Verleger war Augenzeuge jener Unruhen geworden, die in Folge der französischen Erhebung in den ersten Septembertagen auch Hamburg erfasst hatten. In den folgenden Wochen kam es in Leipzig, Kassel, Dresden und Berlin ebenfalls zu Volksaufständen. In einem Brief aus dem Oktober 1830 geht Immermann sowohl auf die Zeitereignisse ein als auch auf seine Gedanken hierzu:

Mit hat die Weltgeschichte mit ihren Französisch- Belgisch- Aachensch-Braunschweig-Lüneburgisch- Königlich Sächsisch- Kurheßisch- freie und Hansestadt Hamburgischen Revolutionen dermaßen Haupt und Brust zerdrückt, daß ich geraume Zeit zu jeglicher auch der kleinsten Mittheilung unfähig war.<sup>24</sup>

Wie diese Ereignisse auf die Zeitgenossen wirkten, spiegelt sich auch in einem Brief Heines, der unmittelbar vor dem Ausbruch der Unruhen von einem Sommeraufenthalt auf Helgoland in die Hansestadt zurückgekehrt war. Gegenüber Karl August Varnhagen von Ense thematisierte er die Diskrepanz zwischen der revolutionären Begeisterung, die sich seiner bemächtigt hatte, während er auf Helgoland von der Pariser Juli-Revolution erfuhr, und den Eindrücken, die er während der Hamburger Unruhen gewann. Er schrieb am 19. November 1830:

Wie es Vögel giebt die irgend eine physische Revoluzion, etwa ein Gewitter, Erdbeben, Ueberschwemmungen etc vorausahnen, so giebts Menschen denen die sozialen Revoluzionen sich im Gemüthe voraus ankündigen, und denen es dabey lähmend betäubend und seltsam stockend zu Muthe wird. So erkläre ich mir meinen diesjährigen Zustand bis zum Ende July. Ich befand mich frisch und gesund und konnte nichts treiben als Revoluzionsgeschichte, Tag und Nacht. Zwey Monath badete ich in Helgoland, und als die Nachricht der großen Woche dort anlangte, wars mir als verstände sich das von selbst, als sey es nur eine Fortsetzung meiner Studien. Auf dem Continente erlebte ich die h i e s i g e n Ereignisse, die einem minder starken Herzen wohl das Schönste verleiden konnten.<sup>25</sup>

Gleichwohl war das Scheitern der Werkausgabe bei Hoffmann und Campe für Immermann ein schwerer Schlag: „Sie erinnern sich, daß Campe in

24 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 878.

25 Heine. *Säkularausgabe* (wie Anm. 1). Bd. 20, S. 421f.

Hamburg eine Sammlung meiner Schriften drucken wollte. Wir waren einig, er wollte 2000 Thlr # für die Auflage geben“, berichtete er resigniert am 28. Oktober 1830 an Michael Beer. „Jetzt will er wegen der entstandenen Revolution und daherrührender Stockung aller Geschäfte die Sache ins Unbestimmte vertagen.“<sup>26</sup>

Dass das Unternehmen an den Folgen der Juli-Revolution scheiterte, ist in mehrfacher Hinsicht ironisch: Zum einen wurde damit die Publikation der *Schriften* eines zwar in keiner Weise radikalen, aber gleichwohl liberalen Schriftstellers verhindert. Zum anderen geriet, nach der französischen Erhebung und ihren unter den Zeitgenossen vieldiskutierten Folgen, auch die Arbeit an jenem Roman ins Stocken, der eine präzise Analyse der politischen Situation in den deutschen Staaten in den Jahren der Restauration lieferte. Immermann nahm die Arbeit an den *Epigonen* erst drei Jahre später wieder auf.

### 3.

Nachdem Julius Campe das Erscheinen der Werkausgabe auf unbestimmte Zeit verschoben hatte, sah sich Immermann an die bis zu diesem Zeitpunkt getroffenen, mündlichen Absprachen mit dem Hamburger Verleger nicht mehr gebunden. Vor diesem Hintergrund bat er noch im Oktober 1830 den befreundeten Dichter Michael Beer, bei dem Stuttgarter Verlagshaus Cotta vorzufühlen, ob dieses Interesse an einem solchen Vorhaben zeigte.<sup>27</sup> Mit seiner Anfrage übermittelte Immermann auch zugleich ein Konzept der gedachten Ausgabe. In der Gliederung der Bände unterscheidet sich der Plan nicht grundlegend von demjenigen, über den er mit Campe verhandelt hatte:

- 1.B. Gedichte (aus der frühern und spätern Sammlung mit Auswahl. neues hinzu.)
- 2.B. Papierfenster eines Eremiten (überarbeitet) Pygmalion. C<ar>naval u Somnambüle.
- 3.B. Lustspiele. Prinzen v. Syracus. Auge d. Liebe. Schule d Frommen, Schelmische Gräfin. (Sonst nichts.)
- 4.B. Trauerspiel in Tyrol. Friedrich II.

26 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 886.

27 Vgl. Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 886.

- 5.B. Alexis I u II. Theil. (neu)  
(Thal v. Ronceval. Edwin. Petrarca. Periander. Cardenio blieben ungedruckt.)
- 6.B. Tulifantchen. SchwanenRitter (neu)
- 7.B. Die Epigonen Roman. (Neu).
- 8.B. Critica et Miscellanea. (Dieser Band bliebe vielleicht auch vor der Hand noch weg.)<sup>28</sup>

Bereits seit 1827 bestand eine Verbindung mit dem Baron von Cotta. Der Tod Wilhelm Hauffs am 18. November 1827 war der Anlass, mit dem zunächst ein Briefwechsel und nachfolgend auch eine geschäftliche Beziehung zwischen Immermann und der Tübinger Sortiments- und Verlagsbuchhandlung einsetzten. Hauff hatte am 1. Januar 1827 die Redaktion des *Morgenblattes für gebildete Stände* übernommen, eines der literarisch einflussreichsten Blätter der Restaurationszeit. Nach seinem frühen Tod – der schwäbische Romantiker war nur fünfundzwanzig Jahre alt geworden – wandte sich Immermann noch im November mit einem Schreiben an den Verleger Johann Friedrich Cotta, in dem er sich selbst, auf eine direkte und noch heute befremdende Weise, als Nachfolger für den Posten des Redakteurs ins Gespräch brachte.<sup>29</sup> Der Verleger reagierte zwar ablehnend auf dieses Anerbieten, forderte den Schriftsteller aber gleichwohl zur Mitarbeit am *Morgenblatt* sowie dem ebenfalls in seinem Verlag erscheinenden *Taschenbuch für Damen* auf. Damit war der Grundstein für eine geschäftliche Beziehung in den Jahren 1829 und 1830 gelegt, die zwar in der Folge durch einen förmlichen Vertrag festgeschrieben wurde, sich jedoch nicht, wie Immermann hoffte, über den Vertragszeitraum hinaus verstetigte. Gleichwohl müssen die Signale, die Beer auf seine Anfrage aus Tübingen erhielt, zunächst positiv gewesen sein, denn Immermann wandte sich in einem Schreiben vom 2. Mai 1831 persönlich an Johann Friedrich Cotta:

Ich verbinde mit diesem Antrage die Erwähnung eines zweiten Geschäfts. Ich unterhandelte mit H. Campe in Hamburg über eine Sammlung meiner Schriften. Die Tractalien gediehen im vorigen Jahre bis zu dem Punkte, daß ich den Abschluß als eingetreten ansehen konnte. Die nachfolgenden Zeitereignisse haben aber H. Campe bestimmt, das Geschäft hinauszuschieben, und ich kann mich bei einem solchergestalt eingetretenen Ajournement in's Unbestimmte

28 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 886.

29 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 620.

hin, nicht länger gegen die genannte Handlung für verpflichtet achten. Ich erlaube mir, bei Ew. Hochwohlgeboren anzufragen, ob Sie zu dieser Unternehmung geneigt sind? [...] Die Sammlung könnte in zwei Lieferungen erscheinen, die ersten 4 Bände würde ich gegen Ende des Jahres 1832 druckfertig zu liefern mich anheischig machen.<sup>30</sup>

Das angekündigte Prospekt der Ausgabe entspricht inhaltlich den Vorstellungen, die Immermann ein halbes Jahr zuvor bereits gegenüber Michael Beer formuliert hatte.

- I. B a n d . Gedichte
  - 1) aus der früheren Sammlung 1822 Auswahl.
  - 2) die zweite Sammlung
  - 3.) Neue Sachen.
- II. Band. Novellen
  - 1) Die Papierfenster eines Eremiten 1822. (Umgearbeitet.)
  - 2) Der neue Pygmalion
  - 3) Der Carnaval und die Somnambüle.
- III. Band. Lustspiele.
  - 1) Die Prinzen von Syracus.
  - 2) Das Auge der Liebe.
  - 3) Die Schule der Frommen.
  - 4. Die schelmische Gräfin.
- IV. Band. Epische Märchen.
  - 1) Tulifantchen
  - 2) Der Schwanen-Ritter (in drei Gesängen) N e u .
- V. Band. Trauerspiele.
  - 1) Das Trauerspiel in Tyrol (Umgearbeitet.)
  - 2) Die Opfer des Schweigens N e u .
- VI. Band. Trauerspiele
  - 1) Alexis in drei Theilen.
  - 2. Merlin eine Mythe. N e u .
- VII. Band.
  - Die Epigonen. Roman in 6. Büchern. N e u .
- VIII. Band. Aesthetisch Artistischen Inhalts.
  - 1) Schrift über den A j a x .
  - 2) Rezensionen u Miscellen zum Theil N e u .
  - 3) Dübeldorfer Kunstchronik. N e u .<sup>31</sup>

30 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 928.

31 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 929f.

Da Cotta auf das Schreiben nicht antwortete, wandte sich Immermann einige Wochen später neuerlich an den Verleger. In seinem auf dem 28. Mai datierten Brief berichtet er von jenem Angebot, das ihm Heinrich Schulz unterbreitet hatte. Der Inhaber der Verlagsbuchhandlung Schulz & Wundermann in Hamm hatte von den Verhandlungen des Schriftstellers mit Julius Campe erfahren. Da er zu diesem Zeitpunkt noch nicht wusste, dass die Gespräche über eine Werkausgabe ergebnislos abgebrochen worden waren und noch zahlreiche der bei ihm erschienenen Bücher vorrätig hielt, machte er Immermann ein eigenständiges Angebot in Bezug auf eine Werkausgabe. Der Schriftsteller nutze diese Offerte, um Cotta neugierig zu machen. „Es ist mir aber selbstredend weit lieber, wenn meine deßfallsiger Vorschlag von Ew. Hochwohlgeboren angenommen würde“, schreibt er nach Tübingen, „ich würde auch in eine Hinausschiebung des Termins, insofern Sie solche wünschten, willigen, wenn ich nur überhaupt eine Zusage, auf welche ich bauen könnte, erhalte.“<sup>32</sup> Die Antwort Cottas ist nicht überliefert, allerdings ergibt sich aus einem Brief an Michael Beer, dass der Verleger die Vorschläge des Düsseldorfer Schriftstellers abschlägig beschied. Gleichwohl spiegelt sich in diesem Schreiben Immermanns die Einsicht, dass die negative Antwort auf seine eigenen Versäumnisse bei der Erfüllung des bestehenden Vertrages zurückzuführen war.<sup>33</sup>

## 4.

Immermanns Versuche, seine Werke in einer repräsentativen Auswahl in einem der renommierten literarischen Verlage der Restaurationszeit unterzubringen, waren damit gescheitert. Um so dankbarer reagierte der Schriftsteller auf ein Angebot, das ihn – nur wenig später – von Seiten eines in Düsseldorf ansässigen Buchhändlers und Verlegers im Sommer des Jahres 1831 erreichte. Über die Offerte, die Johann Echart Schaub (der seit 1818 zunächst in Elberfeld, dann in Düsseldorf eine Verlagsbuchhandlung unterhielt) unterbreitet hatte, berichtete Immermann seinem Bruder Ferdinand am 3. August: „Die letzten Wochen spendeten ganz unerwartet manche angenehme Aussicht. Erstlich habe ich mit dem hiesigen Schaub einen notariellen Contract über eine Ausgabe meiner Schriften in 8 Bänden

32 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 940.

33 Vgl. Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 949.

abgeschlossen.“ Und er ergänzte: „Wird alles, wie bedungen, gehalten, und geht es ohne Verdruß ab, so werde ich viel Freude davon haben.“<sup>34</sup>

Wie aus den Briefen Julius Campes zu erschließen ist, wickelte Immermann seit der Übersiedlung nach Düsseldorf zumindest einen Teil seiner Bücherkäufe über die Buchhandlung Schaub ab.<sup>35</sup> Als Verleger literarischer Werke war der Düsseldorfer Buchhändler bis zu dem Vertragsabschluss mit Immermann nicht hervorgetreten. Seit den Anfängen seines Geschäfts veröffentlichte er zum einen religiöse und medizinische Schriften, zum anderen Lehrbücher für den Schulgebrauch. Zu den von ihm verlegten Büchern gehörten beispielsweise Wilhelm Hülsmanns *Evangelische Haus-Postille oder christliche Betrachtungen und Gesänge für häusliche Andacht zur Beförderung wahrer Frömmigkeit und Seelenruhe* (1827), Joseph Neunzigs *Der gesunde Mensch oder kurze und gründliche Anleitung sich vor Krankheiten und herrschenden Seuchen zu bewahren* (1827) oder Johann Friedrich Brewers *Lehrbuch der Buchstaben-Rechenkunst für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht* (1825/1826). Ab den frühen dreißiger Jahren publizierte der Düsseldorfer Buchhändler auch juristische Abhandlungen wie Heinrich Christian von Ulmensteins *Ueber die Vorzüge und Mängel der indirekten Besteuerung* (1831) sowie Regionalia wie J. F. Wilhelmis *Panorama von Düsseldorf und seinen Umgebungen* (1832). Ebenfalls ab den dreißiger Jahren ergänzten homöopathische Schriften sein Verlagsprogramm wie Gottlieb Heinrich Georg Jahrs *Handbuch der Haupt-Anzeigen für die richtige Wahl der homöopathischen Heilmittel* (1834) oder die gemeinsam mit dem Dresdner Verlag Arnoldi in zweiter Auflage herausgebrachte Schrift Samuel Hahnemanns *Die chronischen Krankheiten, ihre eigentliche Natur und homöopathische Heilung* (1835-1839).

Indem er Immermann unter Vertrag nahm, betrat Schaub also verlegerisches Neuland. Möglicherweise ist dies einer der Gründe, warum die Geschäftsbeziehung sich zu Beginn problematisch gestaltete. Der Schriftsteller hatte sich verpflichtet, noch vor Erscheinen der Werkausgabe das Manuskript der *Alexis*-Trilogie zur Drucklegung einzureichen. Da er die Reinschrift nicht fristgerecht zum 1. November 1831 ablieferte, kündigte Schaub

34 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 975.

35 Vgl. Campes Briefe an Immermann vom 19. April 1828, 21. November 1828, 12. Juni 1829, 30. Juni 1829, 4. Juli 1829 und 16. Oktober 1830. Hasubek. *Dreiecksverhältnis* (wie Anm. 10). S. 44, S. 49, S. 53, S. 55, S. 56 und S. 60.

den Vertrag der *Schriften*. Seinem Bruder Herrmann berichtet Immermann hierüber am 7. November:

Ich bitte Dich auf das allerdringendste, den Alexis mir so schleunig als möglich zu senden. [...] Was ich befürchtete, ist nämlich eingetroffen. Schaub hat mir, unter dem Vorwande, das Mspt nicht bis zum 1 November erhalten zu haben, heute den Contract gekündigt. Bekomme ich die Handschrift nun in diesen Tagen, so kann ich mich vielleicht noch im Wege Rechtens gegen ihn halten, ist dieß aber nicht der Fall, so bin ich durch die Verzögerung wieder in die ekelhafteste Verlegenheit gesetzt.<sup>36</sup>

Immermanns Empörung über diesen Schritt spiegelt sich auch in einem Schreiben an Julius Eduard Hitzig in Berlin, an den er sich am 12. November 1831 mit der Bitte wandte, ihn bei der neuerlichen Suche nach einem geeigneten Verlag zu unterstützen:

Ich wage es noch, Sie mit etwas zu belästigen, wobei mir Ihre Freundschaft vielleicht helfen kann. – Mit dem früheren Verleger meiner Schriften, Campe in Hamburg, war ein Contract dem Abschlusse nahe, wonach er eine Sammlung meiner Sachen veranstalten wollte. Nun kamen die Revolutionen und die traurigen Zeiten, Campe zog pro tempore zurück, und ließ mir nur die Aussicht, nach der Krisis der Gegenwart, wieder anzuknüpfen.

Von der Sache mochte gesprochen seyn, und im verfloßnen Sommer machte sich ein hiesiger Buchhändler an mich, bot mir seinen Verlag an, und bat mich um die Sammlung. Ich beging die Thorheit, mich mit ihm einzulassen, eine Ausgabe älterer und neuer Sachen wurde verabredet und zwar in 8 Bänden – jeder Band etwa ein Alphabet. Der Verleger erhielt das Recht, die neuen Sachen auch Einzeln auszugeben, versprach an Honorar die Summe von 1600 Rthr #. (Campe hatte 2000 Rtlr versprochen) hinsichtlich der Zahlungszeit wurden successive nach Grundsätzen der Billigkeit hinausgerückte Termine stipulirt. Der Prospect der Sammlung war, wie folgt: Band 1 – Gedichte (Auswahl aus den ältern Sammlungen – viel Neues) 2. Band. Lustspiele (Prinzen von Syracus – Auge der Liebe – Schule der Frommen – Die ehrlichen Finder (neu)) 3. Band. (H o f e r. Merlin (neu)) 4. Band. Alexis (neu) 5. Band. Tulifantchen. Der Schwanenritter (neu) 6. 7. Band (Die Epigonen – neu.)

---

36 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 989. Vgl. hierzu auch das Schreiben an Friedrich Kohlrusch am 10. November 1831. Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 992.

8. Band. Gargantua (neu) Die Quarantaine (Novellenartig – neu) Kritisches – Miszellen NB. nicht die gedruckten. (Zerstreute Sachen aus Journalen.) Auch das Ältere sollte bedeutend umgearbeitet erscheinen – insonderheit Hofer. Die ersten 4 Bände sollten Neujahr 1834, die letzten Neujahr 1835 erscheinen.

Nun büße ich für den Mangel an Überlegung, mir mit einem erbärmlichen Winkelverleger zu thun gemacht zu haben. Er hat mir vor einigen Tagen unter den nichtigsten Vorwänden den Contract gekündigt. Der wahre Grund seines Rücktritts ist der, daß es ihm an Geld, Muth und Geschicklichkeit zu einem bedeutenden Unternehmen fehlt, zu dem er sich leichtsinnigerweise gedrängt hat. In foro würde ich wohl recht behalten müssen; indeßen rathen alle Gründe der Klugheit, den unsichern Menschen laufen zu laßen. Nun wäre freilich mein Wunsch, daß ich statt seiner mit einer ordentlichen, soliden Handlung das Geschäft machen könnte.<sup>37</sup>

Während Immermann noch am 29. November gegenüber seinem Bruder Ferdinand über das Verhalten des Verlegers klagte, konnte er bereits am 2. Dezember berichten, dass Schaub „zu Kreuz gekrochen“ sei und „unter vielen Redensarten um Frieden sollizitiert“ habe.<sup>38</sup> Man einigte sich nicht nur über die Drucklegung des *Alexis*, sondern fand auch wieder zu einer gemeinsamen Basis in Bezug auf die Werkausgabe. „Da es nun zu der Ausgabe meiner Schriften kommen zu wollen scheint, so liegt für die nächsten Jahre gewaltig viel Arbeit auf mir“, berichtete Immermann bereits in seinem Weihnachtsbrief an die Familie in Magdeburg. „Das erste, woran zu denken seyn wird, sind die Gedichte, die den 1<sup>ten</sup> Band füllen werden. Ich habe die Auswahl aus der früheren und späteren Sammlung schon getroffen. Viel Neues soll hinzukommen. Ich will sie in 5 Bücher abtheilen.“<sup>39</sup>

Die *Alexis*-Trilogie erschien im Jahr 1832, ihr folgte ein Jahr später das *Reisejournal*. Die ersten vier der auf elf Bände angelegten *Schriften* wurden bereits im Herbst 1834, jedoch vordatiert auf das Jahr 1835, ausgeliefert.<sup>40</sup> Ihr erster Band enthielt, wie der Familie angekündigt, die *Gedichte*. Im zweiten Band folgte das zuvor als Einzeldruck erschienene *Reisejournal*, die

37 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 996f.

38 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 1005 und S. 1009. Vgl. auch Karl Immermann. *Zwischen Poesie und Wirklichkeit. Tagebücher 1831-1840*. Hg. Peter Hasubek. München: Winkler, 1984. S. 62.

39 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 1012.

40 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 2, S. 341.

Bände drei und vier boten mit *Merlin* und *Alexis* die einzigen dramatischen Werke der Ausgabe.

Ohnehin unterscheidet sich die Auswahl und Anordnung der Texte nicht nur grundlegend von den in den Jahren zuvor für Campe und Cotta entworfenen Prospekten, sondern auch von dem mit Schaub zunächst abgesprochenen Plan.<sup>41</sup> Die dramatischen Werke der zwanziger Jahre fanden keine Berücksichtigung, ebensowenig wurden die frühen Prosaerzählungen aufgenommen. Während Immermann die zwar an Marktinteressen orientierten, aber gleichwohl wohlmeinenden Ratschläge Campes und Cottas, sich auf Prosawerke zu konzentrieren, ignoriert hatte, ging er auf Schaub's diesbezüglich geltend gemachte Bedenken ein. So boten die *Schriften* jene Romane, die seine Bedeutung und seinen Rang als Zeitschriftsteller begründeten. Die Bände fünf, sechs und sieben, die im April 1836 ausgeliefert wurden, enthielten den bereits Jahre zuvor bei Cotta angekündigten Roman *Die Epigonen*.<sup>42</sup> Und im April 1839, ein Jahr vor dem frühen Tod des Schriftstellers, erschien in den Bänden neun bis elf der *Münchhausen*.<sup>43</sup>

In den Briefen und Tagebüchern Immermanns sind keine weiteren Details zur Entstehungs- und Druckgeschichte der Werkausgabe überliefert. Die Zusammenarbeit zwischen Autor und Verleger erfolgte offenbar auf der Grundlage mündlicher Absprachen – und sie verlief ohne weitere Komplikationen oder Unstimmigkeiten. Gleichwohl werfen Anordnung und Erscheinen der *Schriften* Fragen auf – insbesondere der Umstand, dass die letzten Bände der Werkausgabe nicht mehr bei Schaub erschienen, sondern bei Hoffmann und Campe.

Im Oktober 1838 berichtete Immermann von dem Wiedersehen mit seinem „ehemaligen Verleger Campe“ anlässlich eines Aufenthaltes in Hamburg. „Ich fand in ihm einen originell pffiffigen Patron mit Jesuitischem Anstrich der Frömmigkeit und Rechtlichkeit“, berichtete er des Weiteren.<sup>44</sup> Die persönliche Sympathie, von der die Begegnung getragen war, führte zu einer neuerlichen Aufnahme geschäftlicher Beziehungen. Ihr Gegenstand war die zunächst unter dem Titel *Studien* geplante Veröffentlichung autobiographischer Aufzeichnungen Immermanns. Sie erschienen allerdings erst

---

41 Vgl. hierzu den Prospekt der Ausgabe, den er gegenüber Hitzig skizziert. (Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 1, S. 996f.)

42 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 2, S. 584.

43 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 2, S. 939.

44 Immermann. *Briefe* (wie Anm. 2). Bd. 2, S. 890.

nach dem Tod des Schriftstellers unter dem vom Campe präferierten Titel *Memorabilien*. Offensichtlich war von Anfang an geplant, diesen Band als Teil der Werkausgabe erscheinen zu lassen, denn in einem Brief vom 31. Juli 1839 sprach Campe von einem doppelten Titel, was sich einzig auf den Umstand beziehen kann, dass er beabsichtigte den Band unter dem Titel *Schriften* und demjenigen Werktitel erscheinen zu lassen, auf den man sich noch einigen musste.<sup>45</sup>

Dass Schaub die Werkausgabe bereitwillig aus der Hand gab, wird durch eine Bemerkung Campes in demselben Brief deutlich. Er fragte bei Immermann an, ob der Düsseldorfer Verleger ihm „eine Liste der Abnehmer geben“ werde.<sup>46</sup> Die Fortsetzung der Schriften sollte zukünftig also in gegenseitigem Einvernehmen von Hoffmann und Campe besorgt werden. So erschienen die Bände zwölf bis vierzehn in den Jahren 1840 bis 1843 in dem Hamburger Verlag, wobei Campe sorgsam darauf achtete, ihr Format und ihre Aufmachung den früheren, noch von Schaub besorgten Bänden anzugleichen, sich „deren Form“ anzuschmiegen, wie er selbst formulierte.<sup>47</sup> Warum Schaub gleichwohl noch im Jahr 1843 einen Band *Dramen und Dramaturgisches* im Rahmen der *Schriften* publizierte, ist aufgrund fehlender Quellen nicht zu klären. Ebensovienig ist zu erkennen, warum er die Rechte an den *Schriften* überhaupt an Campe abtrat. Einerseits kann vermutet werden, der Absatz möchte nicht die durch Herstellung und Vertrieb entstandenen Kosten eingespielt haben, weshalb der Düsseldorfer Verleger bereitwillig die Rechte an diesem für ihn wenig vorteilhaften Geschäft an Campe verkaufte. Andererseits könnte es Unstimmigkeiten zwischen Schaub und Immermann gegeben haben. Zumindest ist es möglich, eine Bemerkung Campes dahingehend zu interpretieren. Er schreibt an Immermann in Bezug auf die Aufstellung der die Ausgabe beziehenden Buchhandlungen: „Hr Schaub mag m i r die Liste s e l b s t einsenden. Dieses für den Fall, dass er es nicht wünscht, sie Ihnen zu behändigen.“<sup>48</sup> Gegen eine solche Vermutung spräche, dass Immermann und der Düsseldorfer Verleger zeitgleich über die Herausgabe des *Tristan* verhandelten und zu einem diesbezüglichen Vertragsabschluss kamen.<sup>49</sup>

---

45 Hasubek. *Dreiecksverhältnis* (wie Anm. 10). S. 62.

46 Hasubek. *Dreiecksverhältnis* (wie Anm. 10). S. 62.

47 Hasubek. *Dreiecksverhältnis* (wie Anm. 10). S. 62.

48 Hasubek. *Dreiecksverhältnis* (wie Anm. 10). S. 62.

49 Vgl. Spreckelsen. *Immermann* (wie Anm. 3). S. 208.

## 5.

Seit der Herausbildung eines modernen Buchmarktes in der Mitte des 18. Jahrhunderts haben Autoren und Verleger über die Herausgabe von Gesamt- und Auswahlgaben verhandelt, zuweilen auch gestritten. Für die Literaten bedeuteten solche Ausgaben nicht nur ein zusätzliches Honorar. Hervorgegangen aus den frühneuzeitlichen Editionen der Werke von kanonischen Autoren der griechischen und römischen Literatur galten sie als Ausweis der literarischen Bedeutung und Geltung des jeweiligen Schriftstellers. Für die Verleger boten sie einen willkommenen Anlass bei Autoren, sofern deren Popularität Ausweis genug war für den verlegerischen Erfolg ihrer Publikationen, weitere Käuferschichten zu erschließen. Wie bedeutsam solche Vorhaben auch für die posthume Wahrnehmung eines Schriftstellers waren, spiegelt sich nicht nur bei den Ausgaben letzter Hand, die von Autoren der klassischen deutschen Literatur, wie Christoph Martin Wieland und Johann Wolfgang von Goethe, veranstaltet worden sind. Auch Heinrich Heine verhandelte seit den späten dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts wiederholt – jedoch vergeblich – mit Julius Campe über eine Gesamtausgabe.<sup>50</sup> Sie erschien erst ein halbes Jahrzehnt nach seinem Tod.

Wenngleich der Hamburger Verlagsbuchhändler sich den diesbezüglichen Wünschen seines Autors entzog, verfügte Heine mit Campe über „einen bleibenden Verleger“, der seine Interessen auf dem literarischen Markt ebenso geschickt wie engagiert vertrat.<sup>51</sup> Die Geschichte der *Schriften* Immermanns zeigt demgegenüber, dass der häufige Verlagswechsel und die damit verbundenen Schwierigkeiten, die Rechte an allen für eine Werkausgabe in Frage kommenden Titeln zu erwerben, zu Lebzeiten eines Schriftstellers aber auch für seine Nachwirkung entscheidende Nachteile sind. Dass Immermanns *Schriften* gleichwohl posthum von Julius Campe verlegerisch betreut wurden und damit neben denjenigen der fortschrittlichen Autoren seiner Generation wie Heinrich Heine, Ludwig Börne oder Karl Gutzkow von der Literaturgeschichte wahrgenommen wurden, verdankt er einzig dem Engagement Julius Campes, der seit dem ersten Kontakt den Düsseldorfer Schriftsteller schätzte und aufgrund dessen bereit war, sich für seine Werke zu engagieren.

50 Vgl. hierzu Heines Briefe an Campe vom 1. März 1837, vom 27. April 1843, vom 7. Juni 1848 und vom 22. März 1852. (Heine. *Säkularausgabe* (wie Anm. 1). Bd. 21, Nr. 622, Bd. 22, Nr. 939, Bd. 22, Nr. 1222 und Bd. 23, Nr. 1416.)

51 Heine. *Säkularausgabe* (wie Anm. 1). Bd. 24, S. 26.

Alexander Ritter (Hamburg)

„... wie der dichterischen Hülle etwas sehr wesentlich  
Geschichtliches zugrunde liege.“

Charles Sealsfield: Politischer Publizist und die Strategie seiner  
internationalen Schreib- und Vermarktungsaktionen 1826-1843

## 1. Prädispositionen eines Intellektuellen: Carolus Magnus Postl

Es ist eine Entscheidung, die den folgenreichen Bruch in der Biographie bewirkt<sup>1</sup>: Im Mai 1823 kehrt der dreißigjährige österreichische Priester und Ordenssekretär Carolus Magnus Postl und spätere Vormärzschriftsteller Charles Sealsfield von einer Inspektionsreise in sein Kloster der *Kreuzherren mit dem Roten Sterne* in Prag nicht zurück. Ausgestattet mit einem kritischen Geist, beeinflussen ihn die Ideen der josephinischen Spätaufklärung, die staatsphilosophischen Vorstellungen seines Lehrers Bernard Bolzano sowie die nationalliberalen des tschechischen Adels.

Der durch diese Sozialisation bewirkte Konflikt seines Lebens, bestimmt von kirchlicher Loyalität, klösterlicher, transmontaner Bevormundung sowie staatlicher Einengung durch das Metternich-Regime, lässt ihn Front gegen Staat und Kirche machen, Gelübde und Staatsbürgerschaft aufkündigen. Die Entscheidung für seinen Ausbruch und Aufbruch beeinflussen zwei markante politische Ereignisse: die Karlsbader Beschlüsse von 1819 und der Bolzano-Prozess.<sup>2</sup> Sein geistiger Habitus, der Heimatverlust, die Traumatisierung durch theologisch gedeutetes Versagen und behördliche Kriminalisierung prägen Postls Psychogramm und seine krisengezeichnete Biographie, die die geistige und politische Krise seiner Zeit spiegelt.<sup>3</sup>

---

1 Eduard Castle. *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl)*. Wien, München: Manutius Presse, 1952 (Reprint: Hildesheim: Olms, 1993); Ders.: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke*. Wien: Werner, 1955 (Reprint: Hildesheim: Olms, 2010).

2 Bernard Bolzano (1781-1848), österreichischer Theologe, Philosoph, Mathematiker und Gesellschaftskritiker.

3 Alexander Ritter. „Identitätsneurose, Autordisposition, Literaturstrategie: Charles Sealsfields autobiographisch-politisches Schreiben gegen die eigene

Während seiner Flucht aus dem Europa der Restauration nach Amerika in das Land der Demokratie begreift er, dass die Umsetzung seines Selbstverständnisses als politisch missionierender Publizist nur dann zu erreichen ist, wenn er durch Pseudonymisierung und Berufswechsel eine neue Identität annimmt. Das vollzieht er als Amerikaner Charles Sealsfield und politischer Schriftsteller, der seine konservativ liberale, antimonarchistische und anti-klerikale Botschaft der vormärzlichen Öffentlichkeit offerieren wird.

Im systematischen Denken, in didaktisierender Rhetoriktradition und monologem Verbreiten des Evangeliums erzogen, folgt er als Privatmann, Publizist und Börsenmakler einer Strategie zur Lebensbewältigung. Diese ist an vier Zielen orientiert: dem existentiellen Interesse, die staatsbürgerliche und kirchliche Herkunft sowie den Rechtsbruch der Kloster- und Landesflucht mit neuer Identität und dokumentierender Selbstdarstellung zu verdecken; seinem ökonomischen Interesse, als politischer Publizist zu Wohlstand zu gelangen, der ihn unabhängig macht; seinem politischen Interesse, mit dem er den bildungsbürgerlichen Lesern in krisenhafter Zeit Orientierung an der demokratisch konservativen agrargesellschaftlichen Ordnung der US-Südstaaten anbietet; seinem privaten Interesse, als Publizist der literargesellschaftlichen Öffentlichkeit dem ihm eigenen Geltungsbedürfnis Genugtuung zu verschaffen. Antrieb für das zwanghafte Verfolgen dieser Strategie ist ein politisches Sendungsbewusstsein, das seinen Impetus aus anerzogenem Messianismus und angenommenem Amerikanismus gewinnt.

Sealsfields Mobilität, die ihn zwischen 1823 und 1858 viermal zwischen den Kontinenten pendeln lässt, rhythmisiert sein Leben und Arbeiten. Sie ist die Voraussetzung seiner transatlantischen Doppelperspektive, über-nationalen Geschichtssicht wie international wirksamen publizistischen Vorgehensweise und liefert die Zäsuren für ein Agieren, das in zwei Phasen erfolgt, abhängig vom Wohnsitz in den USA und in Europa. Daran orientieren sich die nachfolgenden Ausführungen. Deren Ziel ist es an Hand der Buchveröffentlichungen zu erläutern, wie Sealsfield für seine innovative Schreib- und internationalisierte Vermarktungsstrategie potente Verlage als nützliche Dienstleister funktionalisiert und so das engagierte Erzählkonzept für die Selbstorganisation im literarsozialen Gefüge des Vormärz umsetzt.

---

Krise, die amerikanische und die des Vormärz“. *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000*. Bd. 7. Bern [u.a.]: Lang, 2002. (*Jahrbuch für Internationale Germanistik: Reihe A. Kongressberichte*; 59): S. 337-342.

## 2. Metamorphose einer Identität

### Die Selbstinszenierung als amerikanischer Publizist: Charles Sealsfield

Amerika wird zum archimedischen Punkt im Leben von Carolus Magnus Postl alias Charles Sealsfield.<sup>4</sup> Man kann davon ausgehen, dass Fluchtentscheidung und Fluchtziel von privaten Empfehlungen und dem wachsenden öffentlichen Interesse an den demokratischen USA beeinflusst worden sind.<sup>5</sup>

Als Postl 1823 nach fast 13.000 Kilometern Reise aus der k.k. Monarchie Österreich-Ungarn in der pennsylvanischen Kleinstadt Kittanning ankommt, ist das für ihn erst der Anfang der Reise. Er nutzt die dreijährige Anwesenheit, um seine passamtliche Identität zu wechseln, sich in der Gesellschaft zu etablieren und seinen Auftritt als Publizist in Europa vorzubereiten. Was er in Prag als loyaler Priester und politischer Dissident geübt hat, das Spiel der Doppelrolle, setzt er bis zum Tode 1864 fort. Er nimmt in den USA Kontakt zur lutherischen Ohio-Synode auf und praktiziert als evangelischer Theologe unter dem Namen Carl Moritz Zeifels, um sich durch eine respektierte Existenz abzusichern.<sup>6</sup> Diese trennt er von den Kontakten zu den kulturellen und wirtschaftlichen Zentren Pittsburgh und Philadelphia, wo er unter dem Pseudonym C. [C./Charles] Sidons mit den Honoratioren

---

4 Alexander Ritter. „Grenzübertritt und Schattentausch: Der österreichische Priester Carl Postl und seine vage staatsbürgerliche Identität als amerikanischer Literat Charles Sealsfield. Eine Dokumentation“. *Freiburger Universitätsblätter* 38 (1999). H. 143: S. 39-71; Ders. „Fluchtpunkt Kittanning, Pennsylvania (USA) oder: Die inszenierte ‚Geburt‘ des Amerikaners Carl Moritz Zeifels alias Charles Sealsfield. Eine Dokumentation.“ *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika*. Hg. Alexander Ritter. Wien: Edition Praesens, 2007: S. 207-285.

5 Volker Depkat. „Der Ort der USA in vormärzlichen Wissenshorizonten. Erkenntnisinteressen in Charles Sealsfields Bericht *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika* (1827)“. *Charles Sealsfield. Lehrjahre*. Hg. Ritter (wie Anm. 4): S. 13-35; Primus-Heinz Kucher. „Prag-Leipzig-Wien: Aspekte des ‚literarischen Feldes‘ um 1820. Zeitgenössisches Textangebot und dessen mögliche Rezeption durch Karl A. Postl/Charles Sealsfield“. Ebd.: S. 37-53.

6 Ritter. „Fluchtpunkt“ (wie Anm. 4).

deutscher Herkunft verkehrt<sup>7</sup>, die ihm u. U. den Zugang zu Verlagen und der Presse vermitteln. Diese sukzessive Metamorphose zum Amerikaner lässt er sich am 8. Juni 1826 vor der Einschiffung von den Behörden in Louisiana durch einen *safe conduct pass* auf den Namen Charles Sealsfield bestätigen<sup>8</sup>, den er bis zur Einbürgerung 1858 nutzt.

Der zweite Vorbereitungs-komplex betrifft seine Wahrnehmung der USA als einen vorbildlichen demokratischen Staat. Um für die publizistische Umsetzung seines Amerikabildes über genügend Landeskenntnis zu verfügen, unternimmt er ausgedehnte Reisen durch Pennsylvania, Ohio bis New York, ergänzt durch die Tour nach New Orleans, der Ausgangsstadt seiner Rückreise nach Europa. Er notiert seine Eindrücke, um sie während der rund vierzig-tägigen Atlantiküberquerung – neben der teilweisen Niederschrift eines Österreichberichtes und Romans – zum weitgehend fertigen Skript auszuarbeiten, das er dann Cotta in Stuttgart und Londoner Verleger anbietet.

Damit hat Postl die Voraussetzungen für seine Schriftstellerkarriere als Charles Sealsfield geschaffen: als Amerikaner in der amerikanischen *national machinery of identification and integration*, die Entdeckung der USA als Stofffundus für seine diskurs- und literaturmarktorientierte politische Publizistik sowie die Dokumentation seiner neuen Identität.

Diese Existenzsituation und sein Publizistikvorhaben werden durch eine personelle Konstellation vorbereitet. Es betrifft sein Verhältnis zum Brünner Publizisten Christian Carl André und zum Stuttgarter Verleger Johann Friedrich Cotta. Postl hat zu dem liberalen Intellektuellen André Kontakt gehabt.<sup>9</sup> Dieser wiederum ist mit Cotta über die Herausgabe der Zeitschrift *Hesperus* (1809ff.) verbunden.<sup>10</sup> Nachdem André 1821 aus politischen Gründen nach Stuttgart übersiedelt ist, setzt er seine Zusammenarbeit mit Cotta fort. Offenbar informiert über Postls Flucht, hat er dessen Reise nach Stuttgart dirigiert.<sup>11</sup> Drei Briefe informieren darüber, dass er Postl auf

7 Carl von Bonnhorst (1774-1838; Pittsburgh), preußischer Major, Rechtsanwalt und Grundbesitzer; Charles Volz (Pittsburgh), Warenhausbesitzer; Dr. John Eberle (Philadelphia), Arzt, Hochschullehrer und Publizist.

8 *safe conduct pass*: Ausweispapier, das dem Inhaber als Einwohner der USA staatlichen Schutz auf US-amerikanischem Territorium garantiert.

9 Christian Carl André (1763-1831), Jurist, Pädagoge und Publizist.

10 *Hesperus; encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser* (1809-1831), Stuttgart: Cotta, 1821-1831.

11 Castle. *Leben* (wie Anm. 1). S. 145f.; Ders.: *Briefe* (wie Anm. 1). S. 107f.

seinem Wege nach Amerika dem Verleger präsentiert und das erneute Aufeinandertreffen im Herbst 1826 vorbereitet. „Sealsfield“ sei ein ehemaliger „Sekretair des Stern-Kreuzordens“ und Liberaler, der gegen „Ungerechtigkeit u Despotismus“ kämpfe und in den Staaten als Anhänger der „Jacksonschen Parthei“ eine bedeutende Zukunft vor sich habe.<sup>12</sup> So befindet sich Sealsfield bereits zu Beginn seiner Europarückkehr in einer komfortablen Ausgangssituation.

### 3. Erste Strategiephase

#### Die Etablierung auf dem europäischen und amerikanischen Literaturmarkt von den USA aus

Es ist die Chuzpe, die den Betrachter verblüfft, wenn er liest, wie Sealsfield nach dem Amerikaaufenthalt diesseits des Atlantiks agiert. Auf seiner Agenda stehen drei Namen politisch und kulturell Mächtiger: Staatskanzler Fürst Metternich, die Verleger Cotta in Stuttgart und Murray in London. Von den Verhandlungen mit ihnen verspricht er sich eine geregelte berufliche Zukunft und die Sanierung seiner desolaten Finanzsituation. Sealsfield hat seinen Auftritt in Europa – er trifft am 19. Juli 1826 in Le Havre ein – detailliert vorbereitet. Sein selbstbewusstes Auftreten ist überzeugend abgesichert. Ein amtliches Schreiben bestätigt seine Identität als Amerikaner, er hat in den Staaten einflussreiche Freunde, verfügt über Englischkenntnisse und arbeitet an einem Romanskript mit dem Titel *Canonadab*. Im Gepäck befinden sich fast fertige Reiseberichte über die Vereinigten Staaten und Österreich. Sein Anliegen ist es, über die Gespräche geschäftliche Beziehungen zu einflussreichen Personen aufzunehmen, die ihm zukünftig dabei behilflich sind, seine Kenntnisse von einer verfassungsmäßigen Republik am Beispiel der USA in Europa verbreiten zu können.

Das lässt sich auch für die erste Begegnung annehmen, die er sich mit Metternich erbeten hat.<sup>13</sup> Deren Bewertung muss sicherlich weiterhin gelten, hier habe sich jemand mit Geltungsbedürfnis, Naivität und Skrupellosigkeit unter Fehleinschätzung seiner Bedeutung als Informant angedient. Sieht

---

12 Alexander Ritter. „Statt eines Vorwortes. Das *Reise Écritoire* oder Schreiben als Existenzform. Charles Sealsfield und seine Korrespondenz. [...]“ Castle. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 19\*-21\*.

13 Ebd. S. 108-114.

man von der bizarren Qualität dieses geplanten Treffens vom mächtigsten konservativen europäischen Politiker und dem von dessen Behörde verfolgten Mönch ab, dann kann man zu einer erweiterten Einschätzung kommen. Es ist für Sealsfields Absicht nicht auszuschließen, in der Unterredung mit Metternichs Diplomaten Philipp von Neumann in Wiesbaden auch die Absicht verfolgt zu haben, österreichische Politik im liberalen Sinne zu beeinflussen. Dass beide, Metternich und sein Diplomat, die Angelegenheit als Bagatelle nicht weiter verfolgen, ist begreiflich, für Sealsfield jedoch eine erste Enttäuschung.

Danach begegnet Sealsfield dem Verleger Cotta in Stuttgart.<sup>14</sup> Das Königreich Württemberg prosperiert in der nachnapoleonischen Zeit. Eine moderne Verfassung begünstigt die Entstehung des bürgerlichen Liberalismus. Die Cottasche Verlagsbuchhandlung ist unter Johann Friedrich Cotta, dem politisierenden Liberalen, ein europaweit renommiertes Unternehmen und publiziert die Werke führender deutscher Schriftsteller und Wissenschaftler, ediert Zeitschriften und Zeitungen von Weltrang, darunter die Augsburger *Allgemeine Zeitung* (1798ff.). Das geistige Milieu der Verlagspolitik und das Programm bieten Sealsfield optimale Möglichkeiten.

Er begegnet einem Mann, der sich für den politischen Flüchtling und Amerikaner interessiert, weil er für seine Zeitungen Auslandskorrespondenten sucht, um die zwischen 1800 und 1830 vernachlässigte Amerika-Berichterstattung auszuweiten.<sup>15</sup> Sealsfield sucht in Europa einen Verlagsbuchhändler, der seine Schriften veröffentlicht, ihn zuverlässig honoriert und mit Buchware versorgt, um in Philadelphia ein Buchgeschäft einzurichten. Er sichert den Gang der Verhandlung durch zwei Schreiben ab<sup>16</sup>, indem über den Umfang seines Amerikaberichtes und die Aufteilbarkeit des Buches

---

14 Liselotte Lohrer. *Cotta. Geschichte eines Verlages*. Stuttgart: Cotta, 1959. S. 47-95; Monika Neugebauer-Wölk. *Revolution und Constitution der Brüder Cotta. Eine biographische Studie zum Zeitalter der Französischen Revolution und des Vormärz*. Berlin: Colloquium, 1989; Alexander Ritter. „Charles Sealsfields frühe Publizitätssuche bei den Verlegern Cotta (Stuttgart) und Murray (London). Biographische und buchgeschichtliche Umstände als Ursachen des Publizitätsverlustes nach 1848“. *Literarisches Leben in Österreich 1848-1890*. Hg. Klaus Amann/Hubert Lengauer/Karl Wagner. Wien u.a.: Böhlau, 2000: S. 561-600.

15 Sealsfield an Cotta, 20.9.1824. Castle. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 107f.

16 Sealsfield an Cotta, 16.9. und 27.10.1826. Ebd. S. 115.

informiert, auf einen Vorabdruck durch André im *Hesperus* verweist<sup>17</sup>, von „sehr viel Interesse“ für das Werk spricht, für einen „sicheren und schnelle Absatz bürgt“, die kompetente Korrektur des Manuskripts hervorhebt, keine präzisen Honorarforderungen stellt und den „Entwurf einer Geschäftsverbindung“ vorlegt. In den Dokumenten zeichnet sich bereits jenes fast autistische und gängelnde Verhalten gegenüber Verlegern ab, das immer wieder kontraproduktiv wirkt. Es verwundert daher, dass der nüchtern kalkulierende Cotta darauf eingeht und dem Geschäftsabschluss sowie der Zahlung eines Vorschusses zustimmt.

Der Amerikabericht, gedruckt in der geringen Stückzahl von 750 Exemplaren, wird im Mai 1827 ausgeliefert: *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach ihrem politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse betrachtet* [...].<sup>18</sup> Bereits die Auflagenhöhe weist darauf hin, dass Cotta den Erfolgsversprechungen des Autors misstraut, was sich bestätigen wird. Es ist von ca. 400 verkauften Exemplaren auszugehen.<sup>19</sup> Der informative, geschickt angelegte, in den Amerikadiskurs der Zeit passende Zweiteiler ist kommerziell für Autor und Verleger ein Desaster.<sup>20</sup>

Die Ursachen dafür sind offensichtlich, wie ein Rezensent urteilt, die „Rücksicht auf deutsche Auswanderer“ als „Nebensache“, denn „die Hauptsache ist [...] eine umfassende und doch gedrängte, recht objective Darstellung seines Vaterlandes im gegenwärtigen Zustande“<sup>21</sup>. Der Historiker Niebuhr äußert gegenüber Cotta massive Kritik und empfiehlt, den Autor wegen seiner Jacksonsympathie, der sklavenfreundlichen südstaatlichen Demokratievorstellungen und der Kritik am amtierenden Präsidenten Adams nicht als Amerikakorrespondenten zu engagieren.<sup>22</sup> Beide Einschätzungen weisen

---

17 Ausgabe vom 5. Oktober 1827 (Nr. 238, S. 949f.).

18 Von C. Sidons, Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 2 Bde. Stuttgart/Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1827.

19 Sealsfield an Cotta, 18.9.1828. Castle. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 148.

20 *Charles Sealsfield: Dokumente zur Rezeptionsgeschichte*. Teil 1: *Die zeitgenössische Rezeption in Europa*. Hg. Primus-Heinz Kucher. Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke. Supplementreihe: Materialien und Dokumente*. Bd. 7. Hildesheim: Olms, 2002. Der Band dokumentiert die Rezeption in Großbritannien, Frankreich, Deutschland.

21 *Morgenblatt für gebildete Stände* (Stuttgart). *Literatur-Blatt* Nr. 55. 10.7.1827: S. 217-220.

22 Barthold Georg Niebuhr an Dora Hensler, 1.7.1827; Ders. an Cotta, 19.7.1827. Zit. n. Castle. *Briefe* (wie Anm. 1), S. 208f.

treffsicher auf das Rezeptionshandicap von Sealsfields Schriften hin. Weil er vor allem seiner politischen Aufklärungsintention folgt, sprechen die Inhalte nur einen begrenzten Leserkreis der Gebildeten an.

Auch durch sein Verhalten verspielt Sealsfield die Geschäftsbeziehung zu Cotta. Der Verleger ist verärgert über seine Kritik an der Honorarzählung und die betrügerische Art, in der er ihn und den Londoner Verleger Murray hinsichtlich finanzieller Vorleistungen ausnutzt. Gleichfalls stören ihn die notorische Ablehnung der Buchbetreuung (Verlegerkontakt, Subskribentenwerbung, Rezensions- und Verkaufskontrolle usw.). Sealsfields überstürzte Abreise nach London, wenige Tage nach dem letzten Treffen mit Cotta, ist die Konsequenz aus dem vorgesehenen zweiten Schritt seiner Publikationsstrategie. London ist für ihn attraktiv, weil es den britischen mit dem kontinentaleuropäischen und amerikanischen Buchmarkt verbindet. Seine Lage aber ist misslich. Es fehlt an Geld, mit Cotta gibt es Probleme, die Verlegersuche gestaltet sich kompliziert. Letztlich gelingt es ihm jedoch erneut, mit einem prominenten Verleger, Johann Murray II., ins Gespräch zu kommen. Dessen Unternehmen betreibt zusätzlich eine Agentur in Schottland (W. Blackwood, Edinburgh), ist an Verlagshäusern beteiligt (u.a. Constable and Longman, 1805ff.) und gilt mit Hausautoren wie Lord Byron, Walter Scott, Robert Southey, Washington Irving sowie einflussreichen Periodika als das bedeutendste Branchenunternehmen in Großbritannien.<sup>23</sup> Sealsfields Offerte passt zu dem breit angelegten Verlagsprogramm.

Er verhandelt über die Veröffentlichung seines Amerikaberichtes. Murray akzeptiert, obwohl sein Unternehmen vom krisenhaften Strukturwandel der Öffentlichkeit, des Leserverhaltens und internationalen Buchhandels ökonomisch betroffen ist.<sup>24</sup> Was Sealsfield nicht einkalkuliert, ist der Umstand, dass der liberale Verleger auf die amerikaskleptische Innenpolitik Rücksicht

23 Vgl. Samuel Smiles. *A publisher and his friends. Memoir and correspondence of the late John Murray with an account of the origin and progress of the house, 1768-1843*. 2 Bde. London: John Murray, 1891; Frank Arthur Mumby. *Publishing and Bookselling. A History from the Earliest Times to the Present Day*. London, 1956. S. 208-226.

24 Majorie Plant. *The English Book Trade. An Economic History of the Making and Sale of Books*. London: Allen and Unwin, 1974; Terry Belanger: „From Bookseller to Publisher: Changes in the London Book Trade, 1750-1850“. *Book Selling and Book Bying. Aspects of the Nineteenth Century British and North American Book Trade*. Hg. Richard G. Landon. Chicago: American Library Association, 1978: S. 7-16.

nehmen muss, denn Großbritannien beobachtet die USA seit dem englisch-amerikanischen Krieg (1812/14) und der Monroe-Doktrin (1823) mit misstrauischer Wachsamkeit. Murray agiert vorsichtig. Er befürchtet, dass die brisante Werbung für *Jacksonian Democracy* und Sklavenhaltung kommerziell fehlschlägt und rufschädigend wirkt. So publiziert er nur den ersten Band in einer noch vertretbaren Auflage von 750 Exemplaren: *The United States of North America as they are in their political, religious and social relations*.<sup>25</sup> Zusätzlich sichert er sich der Verleger zweifach ab. Das Buch erscheint anonym, und einen Teil der Exemplare überlässt er dem Verlag Simpkin & Marshall, wo man die Überschrift der Titelaufgabe zusätzlich neutralisiert: *The United States of North America as they are*.<sup>26</sup> Der Verkauf ist buchhändlerisch eine Katastrophe. Bereits im Oktober 1829 werden 509 Exemplare makuliert, und noch 1843 weist das Bestandsbuch 43 Bände nach. Die Gesamtbilanz ist negativ, und der Autor geht leer aus.<sup>27</sup> Trotzdem fabuliert er gegenüber Cotta von mehreren Auflagen, hohen Honoraren und großem Leserinteresse.<sup>28</sup>

Sealsfield verhandelt zusätzlich mit einem weiteren, relativ bedeutungslosen Londoner Verlag, Hurst, Chance, & Co. Dieser übernimmt sowohl *Austria as it is: or, sketches of continental courts* als auch den zweiten Band des Amerikaberichtes *The Americans as they are* [...], publiziert beide anonym.<sup>29</sup> Auch bei diesen beiden Titeln bleibt der Erfolg aus. Ob Sealsfield von der erfreulichen Resonanz durch Übersetzungen und Presse erfahren hat, ist nicht bekannt.<sup>30</sup> Sein Plan, sich in London als Autor zu etablieren, erfüllt

---

25 London: John Murray, Albemarle Street, 1827. London: Printed by WILLIAM CLOWES, 14, Charing Cross.

26 London: Published W. Simpkin and R. Marshall, Stationer's Hall Court. MDCCCXXVIII. London: Printed by WILLIAM CLOWES, 14, Charing Cross, 1828.

27 Vgl. „Memorandum of Agreement made between Mr. Charles Sealsfield and Mr John Murray viz“. 29.1.1827. Castle. Briefe (wie Anm. 1). S. 121f. und die Eintragung in Murrays Abrechnungs- und Bestandsbuch: *Ledger B*. S. 88. Archiv des Verlages John Murray, London.

28 Sealsfield an Cotta, 29.1.1827, 22.2.1827, 25.2.1827. Castle. Briefe (wie Anm. 1). S. 121ff., 125, 129ff.

29 By an eye-witness. London, [Dezember 1827] 1828; By the author of *Austria as it is*. London: Hurst, Chance, and Co., St. Paul's Church Yard, 1828. London: Printed by Bradbury and Dent, St. Dunstan's-et., Fleet-st.

30 Folgende Editionen sind nachgewiesen: Paris 1828, Brüssel 1830, Leeuwarden 1830, Leipzig 1834.

sich nicht. Sealsfield wiederholt die Fehler, die er auch bei Cotta begangen hat. Er überschätzt den Öffentlichkeitserfolg seiner Texte und unterschätzt die innenpolitischen, literaturgesellschaftlichen und verlagsökonomischen Umstände.

Mit der Rückkehr von Le Havre nach New York am 15. Juni 1827 leitet er die Umsetzung des dritten Schritts seiner ersten Planungsphase ein. Es geht ihm jetzt darum, die für den mitteleuropäischen Literaturmarkt vermeintlich erfolgreiche Etablierung als Autor durch eine entsprechende Aktion für den amerikanischen Literaturmarkt zu komplementieren. Er kann auf Grund seiner Geschäftsabschlüsse selbstbewusst auftreten. Kritisch bleibt seine Finanzlage. Die Einnahmen aus den Verträgen sind unerheblich. Deswegen greift er erneut zu unlauteren Mitteln. Er prellt Cotta um die Vorauszahlung<sup>31</sup> und den Freund Georg Bunsen um einen Kredit.<sup>32</sup> Die angekündigte Gründung einer Buchhandlung in Philadelphia gibt er auf<sup>33</sup>, verlässt die Stadt mit ihren hohen Lebenshaltungskosten<sup>34</sup>, um sich wieder nach Kittanning zurückzuziehen.

In den USA gestaltet er seine Aktivitäten nach dem eingeübten Muster: Etablierung in der Öffentlichkeit als Amerikaner Charles Sealsfield, Suche nach einem prominenten Verleger, Kontaktaufnahme zur Presse, um sich durch journalistische Tätigkeit ein Einkommen zu sichern. Auf Grund der Erfahrungen in Europa ändert Sealsfield jedoch die literarischen Planungen. Der begrenzte Erfolg bringt den Pragmatiker zum Umdenken. Neben vermehrtem journalistischem Einsatz verstärkt er das Bücherschreiben. Er wechselt dazu das Genre und wendet sich – beeindruckt von Irvings, Scotts und Coopers Verkaufserfolgen – der Romanform zu. Für seine unterhaltsamen Erzähltexte wählt er die jüngere amerikanische Geschichte zum Sujet, um seine politisch-aufklärerische Intention weiter zu verfolgen.

Trotz der großen Entfernung nach Philadelphia hat Sealsfield an seine von früher bestehenden Beziehungen angeknüpft. Die prosperierende Metropole ist das kulturelle und wirtschaftliche Zentrum der USA, wichtiger Standort für Verlage und Presse. Die innen- wie außenpolitische Lage in den Staaten ist stabil, Inflation und Wirtschaftskrise von 1837 sind noch nicht

---

31 Quittung vom 31.10.1826. Castle. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 118.

32 Vgl. Sealsfield an Cotta, 7.11.1826; Bunsen an Cotta, 6.2.1828. Castle. *Briefe* (Anm. 1). S. 119f., 146f.

33 Vgl. Sealsfield an Cotta, 26.9.1826. Castle. *Briefe* (Anm. 1). S. 114.

34 Vgl. Sealsfield an Cotta, 3.1.1828. Castle. *Briefe* (Anm. 1). S. 142.

absehbar, Verlagsbuchhandel und Buchmarkt entwickeln sich positiv und im literarkulturellen Diskurs debattiert man eine von Europa unabhängige amerikanische Nationalliteratur. Stimuliert von diesen Umständen vollendet Sealsfield seinen ersten Roman. Unter dem Titel *Canondah* schreibt er seit längerem an einem von Scott, Cooper und Germaine de Staël beeinflussten Text zum englisch-amerikanischen Konflikt und dem zwischen Indianern und Siedlern.<sup>35</sup> Um einen Verleger zu finden, aktiviert er seine Beziehungen zu Carey, Lea & Carey<sup>36</sup>, das 1828/29 den amerikanischen Verlags- und Buchhandelsmarkt beherrscht. Das Programm ist vielfältig, umfasst Belletristik, naturwissenschaftliche und medizinische Sachbücher, Nachschlagewerke, Reiseberichte sowie die Zeitschriften *The Atlantic Souvenir* (1825ff.) und *The American Quarterly Review* (1827ff.). Überdies ist es der Hausverlag für Autoren wie Walter Scott, Washington Irving, James Fenimore Cooper u.a. Sealsfields Wertschätzung dieser erfolgreichen Kollegen und deren – von ihm eingeräumter – Einfluss auf sein Erzählverständnis sind wohl auch Folgen der Nähe im gemeinsamen Verlag sowie seiner pragmatischen Methode des Adaptierens förderlicher Themen und Poetikkonzepte.

Obwohl Sealsfield einen Erfolg versprechenden Verlag gewählt hat, sein erzählerisches Erstlingswerk zum Programm passt und den Zeitgeschmack trifft, ist der Roman – publiziert unter dem Titel *Tokeah, or the white rose*<sup>37</sup> – kein Erfolg. Der Band, im Rechnungsbuch unter dem Titel *White Rose* ver-

- 
- 35 Vgl. Alexander Ritter. „Die Bekannten und die beiden ‚großen Unbekannten‘. Scott, der historische Roman und sein Einfluss auf Charles Sealsfield“. *Beiträge zur Rezeption der britischen und irischen Literatur des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum*. Hg. Norbert Bachleitner. Amsterdam, Atlanta, GA: Rodopi, 2000: S. 443-477.
- 36 Vgl. David Kaser: *Messr. Carey & Lea of Philadelphia. A Study in History of the Booktrade*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 1957; James N. Green: *Matthew Carey. Publisher and Patriot*. Philadelphia: The Library Company of Philadelphia, 1985.
- 37 *Tokeah, or the white rose*. Philadelphia: Carey, Lea & Carey, 1829; (2. Aufl. Philadelphia: Lea and Blanchard, 1845); gleichzeitig verb. Reprint: London: A. K. Newman & Co., 1829; *Der Legitime und die Republikaner. Eine Geschichte aus dem letzten amerikanisch-englischen Kriege*. Zürich: Orell, Füssli & Co., 1833 (2., 3. Aufl.: Stuttgart: Metzler, 1844, 1845). Vgl. Wynfrid Kriegleder. „Von *Tokeah* (Philadelphia 1829) zum *Legitimen* (Zürich 1833) oder die unvollständige Metamorphose von einem amerikanischen zu einem europäischen Roman“. *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republika-*

merkt, erscheint am 1. Februar 1829 mit 750 Exemplaren. In der bilanzierenden Statistik figuriert es als marginaler Posten.<sup>38</sup> Das gilt auch für die zweite Auflage von 1845. Damit ist der Versuch, auf dem amerikanischen Literaturmarkt Fuß zu fassen und als amerikanischer Autor anerkannt zu werden, misslungen.<sup>39</sup>

#### 4. Zweite Strategiephase

##### Die Etablierung auf dem europäischen Literaturmarkt von Europa aus

In den Jahren 1828/29 scheint Sealsfield mit der ersten Phase seiner Strategie gescheitert zu sein. Das durchweg niedrige Auflagenniveau und der vergleichsweise unerhebliche Verkaufserfolg sprechen für eine publizistische Erfolglosigkeit. Die Verbreitung der Nachricht von seinen Texten durch marktbeherrschende Verlage, davon beeinflusste Rezensionen in ebenfalls bedeutenden Zeitschriften und initiierte Übersetzungen machen zusammen jedoch jenen Werbeeffect aus, der ihm jedoch genau zu jener Bekanntheit

---

*nisches Refugium und internationale Literatenkarriere.* Hg. Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008: S. 59-79.

- 38 Vgl. *The Cost Book of Carey & Lea 1825-1838.* Hg. David Kaser. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 1963. S. 68, 281.
- 39 Zur Verbreitung von Sealsfields Werken in den USA gibt es keine zuverlässigen Informationen. Interessant ist aber, dass sich seine Strategie der Internationalisierung seiner Texte insofern indirekt erfüllt, als der *Boston Daily Advertiser* mit einer Meldung vom 20.3.1844 – unter Berufung auf Theodor Mundts Urteil in seiner *Geschichte der Literatur der Gegenwart* (1842) über den bedeutenden amerikanischen Autor *Seatsfield* – zwei Ereignisse in der amerikanischen Öffentlichkeit auslöst: 1. eine Debatte über die Nationalität des „greatest American author [...] Seatsfield“, die Textauthentizität und die amerikanische Nationalliteratur; 2. die massenhafte Verbreitung einiger seiner Texte, die unzulänglich übersetzt und meist verkürzt, als Raubdrucke in Form sog. Extras des *penny-magazines New World* (New York; bis 30.000 Ex. Auflage) erscheinen, zusätzlich multipliziert durch Nachdrucke in anderen Periodika. Zu Recht weist Sealsfield im Vorwort zu seinen *Gesammelten Werken* 1845 also auf seine große Popularität in den Staaten hin. Vgl. Nanette M. Ashby. *Charles Sealsfield „The Greatest American Author“. A Study in Literary Piracy and Promotion in the 19<sup>th</sup>. Century.* Stuttgart: Charles Sealsfield Gesellschaft, 1980.

unter den Intellektuellen als Multiplikatoren verhilft, den er angestrebt hat. Trotzdem zieht Sealsfield auf Grund der wirtschaftlich unerfreulichen Umstände weitreichende Konsequenzen. Er wechselt 1830 und zieht in die liberale Schweiz. Primare dieser Veränderung sind seine deutsche Sprachkompetenz, die wachsende Liberalisierung des öffentlichen Lebens, das Amerikainteresse der liberalen Intellektuellen sowie die Nähe zum deutschen Literaturmarkt mit geeigneten Verlagen im Alpenstaat und Königreich Württemberg.<sup>40</sup> Sealsfield wählt für seine Aktivitäten das liberale Zürich. Integriert ins Milieu einer intellektuell aufgeschlossenen Bildungselite und in Zusammenarbeit mit zwei Verlagen entwickelt er eine beeindruckende Produktivität.<sup>41</sup>

Die Situation der Schweizer Verlage an der Peripherie des deutschen Literaturraumes ist in den 1830er Jahren schwierig. Zusätzliche Probleme bereiten die deutsche Konkurrenz mit ihrer Vielzahl an Billigprodukten, die Lesegesellschaften, Leihbibliotheken und Verlagsgründungen. Die Verlage reagieren mit restriktiver Programmpflege. Sealsfield scheint diese Bedingungen des Literaturmarktes gewohnheitsmäßig zu ignorieren. Das bezieht sich ebenfalls auf die Zensurpraktiken in den deutschen Ländern und die produktions- und distributionsgesteuerten Organisationssysteme von Autoren, Verlegern, Buchhändlern, Journalisten und Redakteuren.

Zwischen den beiden in Frage kommenden Verlagen Orell, Füßli & Cie. und Friedrich Schultheß entscheidet sich Sealsfield für ersteren.<sup>42</sup> Restrukturierung und wirtschaftliche Erholung des angesehenen liberalen Unternehmens mit Kommissionären in Leipzig, Paris und London begünstigen sein Anliegen. Um die einseitig auf Sachbücher ausgerichtete Produktion durch eine Belletristiksparte zu ergänzen, scheint die Offerte des prominenten Amerikaners willkommen zu sein, seine Romane mit aktueller politischer Thematik und exotischem Stoff bieten sich vor allem für Bildungsbürger und Immigranten an.

40 Der zwischenzeitliche Versuch, noch von den USA aus eine Zusammenarbeit mit dem liberalen Brockhaus-Verlag (Leipzig) zu erreichen, gelingt nicht. Vgl. Sealsfield an Brockhaus, 28.3.1829. Castle. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 149-151.

41 Alexander Ritter. „Charles Sealsfields Geschäftsbeziehungen zu den Verlagen Brockhaus (Leipzig), Julius Baedeker (Elberfeld), Orell, Füßli & Cie. und Friedrich Schultheß (Zürich). Inhaltliche Buchmarktförderung, verlagsgeschäftliche Absprachefehler und limitierte Buchzirkulation“. *Charles Sealsfield im Schweizer Exil* Hg. Ritter (wie Anm. 37): S. 81-126.

42 Die Geschäftsunterlagen sind hausintern vernichtet worden.

Für Sealsfield erfüllt sich durch die vier zwischen 1833 und 1835 abgeschlossenen Verträge scheinbar der erhoffte Durchbruch zu einer Schriftstellerkarriere im deutschen Literaturraum.<sup>43</sup> Der Verlag übernimmt in schneller Folge die deutschsprachige Version von *Tokeah* unter dem Titel *Der Legitime und die Republikaner* (1833), *Transatlantische Reiseskizzen und Christophorus Bärenhäuter* (1833), *Der Virey und die Aristokraten, oder die Empörung von Mexico* (1834) und *Lebensbilder aus beiden Hemisphären* (1.-3. Bd., 1835). Auch wenn die Auflagen mit durchschnittlich 750-800 Exemplaren schon niedrig angesetzt sind und nur mit einer Gesamtmenge von 3050 Exemplaren kalkuliert wurde, sind von jedem Titel wahrscheinlich lediglich 700 Exemplare verkauft worden.

Auch diese Geschäftsverbindung fällt enttäuschend aus. Der bedenkenlose Taktiker Sealsfield reagiert umgehend und wendet sich 1835, mit Abschluss des letzten Vertrages, der Konkurrenz zu, dem zweiten ihm potent erscheinenden Zürcher Verlag, Friedrich Schultheß. Die Situation dort ist personell attraktiv, denn die Unternehmensführung übernimmt 1831 der geschäftstüchtige Friedrich Schultheß von Grebel, der das Verlagsprogramm wie Sortimentsbuchhandel ausbaut und als Liberaler in der Schweizer Öffentlichkeit eine gewichtige Rolle spielen wird.

Das beeindruckende Tempo, mit dem Sealsfield Texte verfasst, setzt sich in der Zusammenarbeit mit dem Nachfolgeverlag fort. Auf Grund der ersten Absprache 1835 wird die Reihe *Lebensbilder aus beiden Hemisphären* mit den Romanen *Pflanzerleben* (1836), *Die Farbigen* (1836) und *Nathan* (1837) fortgesetzt. Zwei Jahre später einigt man sich über den Roman *Rambleton*, dessen Titel 1838 in *Neue Land- & Seebilder zum Obertitel der Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (1839f.) abgeändert wird. Der letzte Vertrag von 1840 bezieht sich auf *Das Cajütenbuch* (1841).<sup>44</sup> Weil aber Sealsfield erneut eine Fehlentscheidung begangen und sich einem fachbuchorientierten Regionalverlag zugewandt hat, ist auch diese Zusammenarbeit für ihn trotz gesteigerter Auflagenhöhe und höherer Honorare nicht erfolgreich.<sup>45</sup>

Indem der pragmatische Autor erkennt, dass sich seine Planungen mit beiden Schweizer Verlagen nicht öffentlichkeitswirksam und wirtschaftlich

43 Castle. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 156-159.

44 Castle. *Briefe* (Anm. 1), S. 159f., S. 159f., S. 162f., S. 165f.

45 Die drei Verträge von 1835, 1838 und 1840, das *Calculationsbuch* von 1836-1847, Titeleintragungen im Verkaufsbuch sowie ein Brief des Verlegers an den Autor vom 23. Juli 1857 (Castle. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 304f.) lassen lediglich Rückschlüsse auf geschäftsinterne Kalkulationen zu.

angemessen umsetzen lassen, wechselt er innerhalb kurzer Zeit erneut den Verleger. Der unbefriedigende Buchabsatz, die periphere Position zum binnendeutschen Literaturmarkt, aber auch die politischen Folgen des Züriputsches 1839 können Sealsfields veranlasst haben, mit beiden Unternehmern zu brechen und 1841 zur Metzlerschen Buchhandlung in Stuttgart zu gehen.<sup>46</sup> Stuttgart, königlich-württembergische Residenzstadt, rühmt sich weiterhin ihrer Liberalität, und die Metzlersche Buchhandlung hat unter dem Inhaber und Großverleger Heinrich Erhard den Ruf eines progressiven Verlagshauses mit moderner technischer Ausstattung.

Mit Erhard will Sealsfield endlich seine Publikationsstrategie zum Erfolg führen und das erreichen, was er immer angestrebt hat, seinen Bekanntheitsgrad zu steigern und seine Romane gebündelt als Gesammelte Werke auf den deutschen Buchmarkt zu bringen. So kommt es 1841 und in den Folgejahren zwischen den Zürcher Verlagen, Julius Baedeker, der Metzlerschen Buchhandlung und Sealsfield zu komplizierten Verhandlungen, weil die Rechte bei Baedeker und den Schweizern noch nicht erloschen und anzukaufende Restbestände vorhanden sind.<sup>47</sup>

Erhard wird wie sämtliche Verleger vor ihm vor allem die aktuelle Amerikathematik als attraktiv eingeschätzt haben. Darüber hinaus kalkuliert der Geschäftsmann ebenfalls die positiven Rezensionen, eine geringe Zirkulation von Sealsfields Büchern in den deutschen Ländern, den großen potentiellen Kundenkreises der Bildungsbürger sowie die Aussicht auf Kosten senkende Titelauflagen aus Restbeständen sowie den Nachdruck statt Neusatz ein. Die Verhandlungen werden zügig abgeschlossen. Metzler druckt Sealsfields letzten Roman *Süden und Norden* (1842f.) und ediert die *Gesammelte Werke* als Taschenbuchausgabe in 15 Teilen (1845/47) und als Großoktavausgabe in 18 Teilen (1846).

Zwar hat aus Sealsfields Sicht die konsequent verfolgte, taktisch immer wieder angepasste Publikationsstrategie prinzipiell zu einem erfolgreichen

---

46 Züriputsch 1839: Umsturz und Einsetzen einer reaktionären Regierung, Sealsfield verliert den Einfluss seiner liberalen Bekannten.

47 Der Verkauf von Sealsfields Büchern, die in den Verlagen erschienen sind, verläuft unbefriedigend. Beide Unternehmen verfügen über hohe Lagerbestände. Die Fakten dazu lassen sich aus der vertraglichen Absprache mit Julius Baedeker (Elberfeld) über eine Verwertungszeit für das *Cajütenbuch* bis Ende 1851 entnehmen. Vgl. Castle, *Briefe* (wie Anm. 1), S. 194-198; ebd.: Heinrich Erhard an Sealsfield 24./28.9.1845, S. 199-209; S. 188f., 193-206, 209, 216.

Abschluss geführt.<sup>48</sup> Doch sagen die avisierten, relativ hohen Auflagen und Honorare der *Gesammelten Werke* nur wenig über die tatsächliche Resonanz auf dem internationalen Buchmarkt und sein Schriftstellereinkommen aus.<sup>49</sup> Die eher euphemistische Mitteilung aus den USA 1854 an Heinrich Erhard von der Metzlerschen Buchhandlung, dass seine „Schriften in allen Staats- und größeren Stadtbibliotheken in den Catalogen aufgeführt sind“, konterkariert sein Eingeständnis des Rezeptionszusammenbruchs in den Staaten, der dem in den deutschen Ländern (1848/49) folgt.<sup>50</sup> Und drei Jahre später bestätigt ihm der kluge Friedrich Schultheß die Fehleinschätzung als leicht verständlicher „Volksschriftsteller“<sup>51</sup>, was er selbst bereits 1841 gegenüber Erhard geäußert hat, dass nämlich die „Lecture“ seiner Romane „eine Art Gourmandise“ sei, auf welche „man nicht immer Lust“ habe.<sup>52</sup>

## 5. Die Strategie und ein gemischter Publizitätserfolg

Schriftsteller richten sich bei der Gestaltung von Leben und Schreiben nach einer individuellen Strategie, mit der sie in der wechselweisen Beziehung von öffentlichem wie literargesellschaftlichem Sozialsystem und ihrer selbst die eigene Position zu bestimmen und zu besetzen versuchen. Dieses Bemühen richtet sich nach denjenigen dynamischen Konstituenten, die von den literaturtheoretischen Diskursen bis hin zu den ihnen vertrauten Konditionen von Rezensentenverhalten, Lesergeschmack und Literaturmarktentwicklung reichen.

Sealsfield nimmt diese organisatorischen Umstände nur bedingt wahr. Die Ursachen dafür sind in der besonderen Biographie des Priesters, Exulanten und desjenigen zu suchen, der zum einen als österreichischer Emigrant von außerhalb der binnendeutschen und binnenamerikanischen literaturgesellschaftlichen Verhältnisse gekommen ist. Zum andern kontrolliert er bis

---

48 Sämtliche Verlagsunterlagen sind durch Kriegseinwirkung vernichtet worden.

49 Sealsfield hat über viele Jahre professionell mit amerikanischen Wertpapieren an der amerikanischen Börse spekuliert. Die dafür verwendeten Summen und die Hinterlassenschaft eines relativ großen Vermögens können kaum aus seinem zumeist bescheidenen Honoraraufkommen stammen, eher aus Spekulationsgewinnen.

50 Sealsfield an Erhard, 17.7.1854. Castle. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 294-297.

51 Schultheß an Sealsfield, 23.7.1857. Castle. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 304f.

52 Sealsfield an Erhard, 7.12.1841. Castle. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 173f.

zu seiner Naturalisierung übervorsichtig die Risiken einer Demaskierung seiner konstruierten Identität als Amerikaner. Vor allem aber versteht er sich dem Primat seiner politischen Mission verpflichtet. Von diesen Voraussetzungen her ergeben sich für die Lebens- und Publikationsstrategie Vorteile, Nachteile und bemerkenswerte innovative Impulse für das Verhalten eines engagierten Schriftstellers im Vormärz:

- Beharren auf der Existenz des freien Schriftstellers, bestimmt vom Primat der politischen Botschaft, von intellektueller Aufgeschlossenheit, historisch-politischer Informiertheit des Augenzeugen, Risikobereitschaft, Mobilität, unbeeinflussbar von Zensur und Literaturmarktbedingungen;
- Definition der politischen Botschaft von einer konservativ demokratischen Republik, gerichtet gegen autokratische, radikal demokratische, industriegesellschaftliche und klerikal beeinflusste Verhältnisse;
- erfolgreiche publizistische Internationalisierung des politischen Plädoyers für die Liberalisierung des öffentlichen wie privaten Lebens im Europa der Restauration, unbeeindruckt von geringer Buchzirkulation und niedrigem Honoraraufkommen;
- Entwurf einer Strategie zur ausschließlichen publizistischen Einwirkung auf liberale bürgerliche Intellektuelle als Träger des politischen Reformdiskurses, vermittelt durch liberale und marktbeherrschende Verlage;
- taktisches Verändern der Publikationspolitik, um durch raschen Verlegerwechsel geringe Auflagen wie Verkaufsergebnisse zu kompensieren und dadurch die publizierte Buchmenge und den Bekanntheitsgrad zu vergrößern;
- Bereicherung des liberalen Diskurses in Europa um Amerikathematik und Ausweitung nationaler Literatenperspektiven wie publizistischer Literatenaaktionen zu interkontinentaler Sichtweise.

Das Scheitern der Revolution von 1848/49 beeinträchtigt die Rezeption von Sealsfields Texten. Auch wenn der Autor noch 1847 seinen Verleger Heinrich Erhard beruhigt, seine „Werke haben sich zum Theil Bahn gebrochen“<sup>53</sup>, muss er wenige Jahre später konzedieren, künftige Verlagsgeschäfte seien zu verschieben, denn die „Buchhändler Messen von 1848-1849 sind kläglich ausgefallen“, die Metzlersche Verlagsbuchhandlung habe mit „großen Verlu-

---

53 Sealsfield an Erhard, August 1847. Castle. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 215.

sten“ zu kämpfen, „es sei an einen künftigen Absatz der Octav Ausgabe nicht zu denken“<sup>54</sup>.

Für den politischen Publizisten und Erzähler Charles Sealsfield hat sich seine Strategie bewährt. Auch wenn er über Auflagenhöhen und Honorare nur begrenzt erfolgreich verhandelt hat, die im Interesse der angestrebten Publizität geschickt ausgesuchten liberalen Verlage und seine dadurch erreichte Bekanntheit müssen ihn letztlich zufrieden gestellt haben. Mit dieser Autorität auf dem Literaturmarkt ist es ihm gelungen, die politische Botschaft und deren Verbreitung unter denjenigen Lesern zu erreichen, bei denen er auf das Verständnis dessen rechnet, was er innerhalb „der dichterischen Hülle [als] etwas sehr wesentlich Geschichtliches zugrunde“ gelegt hat<sup>55</sup>: die politische Botschaft für ein demokratisches Europa.

---

54 Sealsfield an Erhard, 7.9.1850. Castle. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 250-253.

55 Charles Sealsfield. *Das Kajütenbuch oder Nationale Charakteristiken*. Hg. Alexander Ritter. Stuttgart: Reclam, 1982. S. 8.

Holger Krahnke (Göttingen)

## Victor Aimé Huber auf dem Weg vom Liberalismus zu einem sozialen Konservatismus

Seine Rezensionen für die *Göttinger Gelehrten Anzeigen*  
1827 bis 1840

### I.

Viktor Aimé Huber (1800-1869)<sup>1</sup> veröffentlichte seit 1827 Rezensionen in den *Göttinger Gelehrten Anzeigen*.<sup>2</sup> Trotz seines jugendlichen Alters hatte er damals schon ein bewegtes Leben hinter sich.

- 
- 1 Literatur: Rudolf Elvers. *Viktor Aimé Huber. Sein Werden und Wirken*. 2 Bde., Bremen: Müller, 1872 und 1874 (bis heute grundlegend). Wenig hilfreich: Gerhard Heilfurth. „Victor Aimé Huber und die Brüder Grimm auf dem Hintergrund der Lebens- und zeitgeschichtlichen Zusammenhänge“. *Brüder Grimm Gedenken* 6 (1986): S. 87-134. Zu Huber als Anglist: Friederike Klippel. *Englischlernen im 18. und 19. Jahrhundert. Die Geschichte der Lehrbücher und Unterrichtsmethoden*. Münster: Nodus, 1994; Renate Haas. *V. A. Huber, S. Imanuel und die Formationsphase der deutschen Anglistik. Zur Philologisierung der Fremdsprache des Liberalismus und der sozialen Demokratie*. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang., 1990. S. 25-178; Huber als christlicher Sozialreformer: Eugen Jäger. *V. A. Huber, ein Vorkämpfer der sozialen Reform, in seinem Leben und seinen Bestrebungen dargestellt*. Berlin: Puttkammer & Mühlbrecht, 1880; Ingwer Pauken. *Viktor Aimé Huber als Sozialpolitiker*. 2. veränd. Aufl. Berlin: Renner, 1956 (Friedewalder Beiträge zur Sozialen Frage 7); Eun-Sang Yu. *Die Grundzüge der sozialen Gedankenwelt von Viktor Aimé Huber. Eine Untersuchung seiner theologischen und politischen Grundauffassungen*. Diss. phil. Berlin (FU) 1986; Michael A. Kanther/Dietmar Petzina. *Viktor Aimé Huber (1800-1869) – Sozialreformer und Wegbereiter der sozialen Wohnungswirtschaft*. Berlin: Duncker & Humblot, 2000 (Schriften zum Genossenschaftswesen und zur Öffentlichen Wirtschaft Bd. 36); Eike Baumann. *Der Konvertit Victor Aimé Huber (1800-1869). Geschichte eines Christen und Sozialreformers im Spannungsfeld von Revolution und Reaktion*. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2009 (Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte Bd. 26). Verwendet wurde der Nachlass Viktor Aimé Huber N 2125 im Bundesarchiv Berlin (nachfolgend zitiert als „Nachlass“).
  - 2 Literatur: Ludwig Geiger (Hg.). *Therese Huber 1764-1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau*. Stuttgart: Cotta, 1901; Elfriede Müller. *Therese Huber in*

Am 10. März 1800 wurde er in Stuttgart als Sohn des als Schriftsteller und Kritiker hervorgetretenen Ludwig Ferdinand Huber (1764-1804) und seiner Ehefrau Therese (1764-1829) geboren, die sich nach dem frühen Tod ihres zweiten Mannes als Schriftstellerin und Herausgeberin durchschlug. Die Mutter war Witwe des 1794 verstorbenen Weltreisenden Johann Georg Forster und Tochter des als Altphilologe und Hochschuladministrator angesehenen Göttinger Universitätsprofessors Christian Gottlob Heyne (1729-1812). Zwei Schwiegersöhne Heynes, die dortigen Hochschullehrer Heeren und Blumenbach, waren daher Hubers Onkel.<sup>3</sup> Dieser studierte nach dem Besuch der Fellenbergschen Erziehungsanstalt in Hofwyl, eines nach reformpädagogischen Gesichtspunkten geleiteten Schweizer Internats<sup>4</sup>, zunächst in Göttingen. Im Sommer 1820 wurde er an der Universität Würzburg zum Doktor der Medizin promoviert, hat jedoch nie als Arzt praktiziert.

Hubers nachfolgendes Lebensjahrzehnt war gekennzeichnet durch ausgedehnte Reisen und eine umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit. Im Frühjahr 1821 reiste er über Paris nach Spanien, wo er sich seit dem Herbst 1821 für rund anderthalb Jahre aufhielt. Über Portugal, Hamburg, Edinburgh und London kehrte er bis zum Sommer 1824 nach Deutschland zurück. Hier hielt er sich in Göttingen, Augsburg und München auf. Nach einem erneuten Abstecher nach Paris und London blieb er von Sommer 1826 bis Sommer 1828 in Göttingen. Danach ging er noch einmal für ein paar Monate als Reisebegleiter eines Patriziersohns nach Italien. Die in den 1820er Jahren im Ausland gewonnenen Erfahrungen haben Hubers Weltsticht geprägt.

---

*ihrer Stellung zu Staat und Gesellschaft. Untersucht auf Grund ihrer nachgelassenen Briefe aus den Jahren 1804-29.* Weimar, 1937; Magdalene Heuser (Hg.). *Therese Huber. Romane und Erzählungen.* Hildesheim u.a.: Olms, 1989ff.; Magdalene Heuser/Petra Wulbusch (Hg.). *Therese Huber. Briefe.* Tübingen: Niemeyer, 1999 ff; Petra Wulbusch. *Therese Huber und Emil von Herder. Zum Geschlechterdiskurs um 1800.* Tübingen: Niemeyer, 2005 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte Bd. 124). Ihr Nachlass befindet sich in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen; darin Briefe an V. A. Huber bes. in Cod. Ms. Th. Huber 8, 1016-1052A und 1019A sowie Cod. Ms. Th. Huber 12, 35-143.

- 3 Vgl. Haas. *V. A. Huber, S. Imanuel* (wie Anm. 1), S. 63ff.: „Huber als Sproß der ‚Bildungsaristokratie‘“.
- 4 Philipp Emanuel von Fellenberg (1771-1844), Agronom und Sozialpädagoge, gründete und leitete eine Erziehungs- und Bildungsanstalt in Hofwyl im Kanton Bern, die einen weltweiten Ruf erlangte. Vgl. Kurt Guggisberg. *Philipp Emanuel Fellenberg und sein Erziehungsstaat.* Bern: Peter Lang, 1953.

Insbesondere entschloss er sich endgültig zur Absage an den Arztberuf und zum Versuch, als freier Schriftsteller zu leben.

## II.

Schon seit 1821 hatte er kurze Beiträge in Cottas *Morgenblatt für gebildete Stände*<sup>5</sup> veröffentlicht.<sup>6</sup> Zu Gute kam ihm dabei wohl der Einfluss seiner Mutter, die bis 1823/24 die Redaktion des *Morgenblatts* inne hatte.<sup>7</sup> Nach ersten Jugendgedichten<sup>8</sup> spezialisierte er sich auf episodische Reiseberich-

- 5 Literatur zum *Morgenblatt*: Frieda Höfle. *Cottas Morgenblatt für gebildete Stände und seine Stellung zur Literatur und zur literarischen Kritik*. Diss. phil. München 1937; Sabine Peek. „Cottas Morgenblatt für gebildete Stände. Seine Entwicklung und Bedeutung unter der Redaktion der Brüder Hauff (1827-1865)“. *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* 42 (1965): S. 947-1064; Susanne Fischer. „Wilhelm Hauffs Korrespondenz mit Autoren, Verlegern und Herausgebern. Aspekte sozialer Tauschbeziehungen im literarischen Leben um 1825“. *Archiv für Buchgeschichte* 37 (1992): S. 99-165; Bernhard Fischer. „Das Morgenblatt für gebildete Stände/gebildete Leser (1807-1865). *Retrospektive Erschließung von Zeitschriften und Zeitungen. Beiträge des Weimarer Kolloquiums Herzogin Anna Amalia Bibliothek, 25. bis 27. September 1996*. Hg. M. Knoche/R. Tghart. Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut, 1997. S. 67-73; Britta Behmer. „*Such is life here in America*.“ *Die Amerikaberichterstattung des Morgenblatt für gebildete Stände*. Diss. phil. München 2002; zur Verortung innerhalb des Verlags Liselotte Lohrer. *Cotta. Geschichte eines Verlages (1659-1959)*. Stuttgart: Cotta, 1959; Maria Fehling/Herbert Schiller (Hg.). *Briefe an Cotta*. 3 Bde., Stuttgart, Berlin: Cotta, 1925-1934.
- 6 Einzelnachweise (nicht immer ganz genau) in Bernhard Fischer. *Morgenblatt für gebildete Stände/gebildete Leser 1807-1865. Register der Honorarempfänger/Autoren und Kollationsprotokolle. Nach dem Redaktionsexemplar im Cotta-Archiv (Stiftung „Stuttgarter Zeitung“)*. Hg. im Auftrag des Deutschen Literaturarchivs. München: K G. Saur, 2000. S. 311f.
- 7 Vgl. Andrea Hahn/Bernhard Fischer (Bearb.). „*Alles ... von mir!*“ *Therese Huber (1764-1829) Schriftstellerin und Redakteurin*. Marbach: Deutsche Schillergesellschaft, 1993 (Marbacher Magazin 65); Bernhard Fischer. „Cottas Morgenblatt für gebildete Stände 1807 bis 1823 und die Mitarbeit Therese Hubers“. *Archiv für Buchgeschichte* 43 (1995): S. 203-239.
- 8 *Morgenblatt* 1821, Nr. 48, S. 191 „Liebesklage“ und Nr. 97, S. 385 „Resurrexit Dominus“. Vgl. Ulrich Simon (Hg.). *Titelgedichte des Cotta'schen Morgenblattes für gebildete Stände*. 2 Bde. Stuttgart: Cotta, 1987.

te<sup>9</sup>, beginnend mit den für die damalige Zeit neuartigen „Guckkastenbildern“ aus Paris. Seinen Wegstationen entsprechend folgte auf Frankreich bald *Allerley aus Spanien*.<sup>10</sup> Später verarbeitete er seine Reiseerfahrungen zu den viel gelesenen und übersetzten<sup>11</sup> *Skizzen aus Spanien* (Bd. 1 Göttingen 1828, Bd. 2 und 3 Bremen 1833).

Nach Hubers Rückkehr nach Deutschland kamen diese Beiträge an ihr natürliches Ende. Nach den „mageren Jahren“ 1824 und 1825 steigerte sich Hubers Produktivität im *Morgenblatt* zwar wieder quantitativ, doch konnte er sich mit historischen Reminiszenzen, Literaturkritiken, Übersetzungen, eigenen oder fremden Gedichten und Volksliedern auf die Dauer kein eigenes Thema erschließen. Nur seine „Briefe aus Schottland“<sup>12</sup> strahlen noch einmal die alte Lebendigkeit eines authentischen Augenzeugenberichts aus. Mit Recht bestand er für seine Korrespondententätigkeit auf dem Aufenthalt vor Ort. Als Cotta die Reisekosten für Paris nicht tragen wollte, überwarf er sich endgültig mit dem Verleger.<sup>13</sup> Nach 1827 dauerte sein ohnehin spannungsreiches Verhältnis zum *Morgenblatt* nicht länger an.<sup>14</sup>

9 Aus chronologischen Gründen nicht berücksichtigt von Guntram Zürn. *Reisebeschreibungen Italiens und Frankreichs im Morgenblatt für gebildete Stände (1830-1850)*. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang, 2008 (Europäische Hochschulschriften Reihe 18. Vergleichende Literaturwissenschaft 119).

10 Vgl. Elvers. *Viktor Aimé Huber* (wie Anm. 1). Bd. 1, S. 205ff. Literatur: Werner Brüggemann. *Die Spanienberichte des 18. und 19. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für die Formung und Wandlung des deutschen Spanienbildes*. Münster: Aschendorff, 1956 (Spanische Forschungen der Görresgesellschaft. Erste Reihe: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens, Bd. 12.), S. 1-146 (darin zu Huber S. 93-99).

11 Weniger bekannt ist vielleicht der Hinweis auf eine Bemerkung in Mary Wollstonecraft-Shelleys *Notes and Prometheus Unbound*: „But at this time a book, Scenes of Spanish life, translated by Lieutenant Crawford [recte: Craufurd H.K.] from the German of Dr. Huber of Rostock [2 Bd., London 1837] fell into my hands. The account of the triumph of the priests and the servile, after the French Invasion of Spain [...]“ Mary Wollstonecraft-Shelley. *Poetical Works*. Hg. Thomas Hutchinson. London: Oxford University Press, 1967, S. 273.

12 *Morgenblatt* 1825, Nr. 214-225.

13 Vgl. Elvers. *Viktor Aimé Huber* (wie Anm. 1). Bd. 1, S. 281ff.

14 Erst nach langer Pause erschienen noch zwei Beiträge im *Morgenblatt* 1836, Nr. 220 (Kbl. Nr. 73), Nr. 222 (Kbl. Nr. 74) und 1838, Nr. 234 (Kbl. 77).

## III.

Bei seinen Aufenthalten in Paris war er durch die alten Freunde seiner Eltern, namentlich Benjamin Constant, der zeitweilig im Göttinger Exil gelebt hatte<sup>15</sup>, in die Kreise der Führer der liberalen Opposition eingeführt worden.<sup>16</sup> Dieser Umstand, zusammen mit seinem jugendlichem Alter, legt die Frage nahe, ob die nachfolgende Stelle aus Immermanns *Epigonen* nicht auf Huber abzielt:

So ein junger Mensch von heute steht im vierundzwanzigsten Jahre fertig da, alles ward ihm leicht und mundrecht gemacht, im Fluge hat er den Schaum von der Oberfläche der Dinge abgeschöpft. Daß der Mensch erst durch Erfahrung ernster Arbeit und Not zu irgendeiner Erkenntnis gelangen kann, daß man durch das Kleine sich lange Jahre hindurchwinden muß, bevor man das Größere zu verstehen imstande ist, daß nur das wahrhaft besessen wird, was errungen, ermüht und erlitten wurde, wer möchte dergleichen Dinge jetzt aussprechen? Die wohlfeilen Kommunikationsmittel fördern den jungen Weisen in reißender Schnelligkeit durch alle Lande, er ist durch den Vatikan gestrichen, nun ward er ein Kunstkenner, er hat den Tunnel angesehn, seitdem versteht er sich auf Mechanik. Benjamin Constant sprach mit ihm ein paar höfliche Worte – der Politiker war ausgebrütet. Bescheidenheit, Gehorsam, Unterordnung, Zweifel an der eignen Unfehlbarkeit sind ihm Ammenmärchen, Großmuttereschwächen. Überall und nirgends zu Hause, kehrt er zurück

- 
- 15 Literatur: Bärbel Bendach und Otto Olzien (Bearb.). *Benjamin Constant und Niedersachsen. Ausstellung in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen vom 24. Mai bis 18. Juni 1982*. Göttingen: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek, 1982; Otto Olzien. „Benjamin Constant, Göttingen et la Bibliothèque universitaire“. *Annalen Benjamin Constant* 3 (1983): S. 123ff. und 4 (1984); S. 182; Holger Krahnke. „Benjamin Constant und Georg Sartorius. Der französische Liberale aus der Sicht eines Göttinger Universitätsprofessors“. *Annalen Benjamin Constant* 26 (2002): S. 151-166; Denis Thouard. „Benjamin Constant und die ‚Göttinger Schule‘“. *Die Wissenschaft vom Menschen in Göttingen um 1800. Wissenschaftliche Praktiken, institutionelle Geographie, europäische Netzwerke*. Hg. Hans Erich Bödeker/Philippe Büttgen/Michel Espagne. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 2008 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte; Bd, 237). S. 101-123.
- 16 Vgl. Elvers. *Victor Aimé Huber* (wie Anm. 1). Bd. 1, S. 289ff. Die Beziehung muss nicht übermäßig eng gewesen sein. Vgl. Briefe aus Paris vom 24.7. und 18.8.1826 (Nachlass Bd. 4, Bl. 56/57).

ins Vaterland, ein Riese an Sicherheit, der aber bei jedem Schritte ausgleitet, kluge Reden hält er über gute Lebensart [...].<sup>17</sup>

Als Äußerung Hubers über Immermann finde ich nur eine nicht unkritische Anzeige seines Dramas *Friedrich der Zweite* in der *Foreign Quarterly Review*<sup>18</sup> sowie ein knappes Lob dieses historischen Trauerspiels im Rahmen einer Sammelrezension.<sup>19</sup>

#### IV.

An die Stelle des *Morgenblatts* traten seit 1827 die *Göttinger Gelehrten Anzeigen* (GGA).<sup>20</sup> Auch Hubers sonstige Publikationen<sup>21</sup> und seine berufsbedingten Ortswechsel änderten daran nichts. In Göttingen selbst konnte oder wollte er sich nicht etablieren. Im Oktober 1828 trat er eine gut dotierte Stelle als Geschichts- und Sprachlehrer an der Handelsschule in Bremen (und später am dortigen Gymnasium) an. In diese Zeit fallen der Tod der Mutter (15.6.1829) und seine Heirat mit der Senatorentochter Auguste

- 
- 17 Karl Immermann. *Die Epigonen. Familienmemoiren in neun Büchern 1823-1835*. Nach der Erstausgabe von 1836 ... Hg. Peter Hasubek. München: Winkler, 1981, S. 43f.
- 18 Bd. 4, London 1829, S. 661-664.
- 19 *The Foreign Review* 3, London 1829. S. 250. Vgl. Elvers. *Viktor Aimé Huber* (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 297-298.
- 20 Literatur: Heinrich Albert Oppermann. *Die Göttinger gelehrten Anzeigen während einer hundertjährigen Wirksamkeit für Philosophie, schöne Literatur, Politik und Geschichte*. Hannover: Kius, 1844; Gustav Roethe. „Göttingische Zeitungen von gelehrten Sachen“. *Festschrift zur Feier des hundertfünfzigjährigen Bestehens der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Beiträge zur Gelehrtengeschichte Göttingens*. Berlin: Weidmann, 1901. S. 567-688. Register: Oscar Fambach. *Die Mitarbeiter der Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1769-1836. Nach dem mit den Beischriften von Reuß versehenen Exemplar der Universitätsbibliothek Tübingen bearbeitet und herausgegeben*. Tübingen: Universitätsbibliothek, 1976.
- 21 Er hatte ein Angebot als Korrespondent der *Times* und schrieb z.B. für F. A. Brockhaus und für Cottas *Neue allgemeine politische Annalen* (vgl. Nachlass Bd. 1, B1. 35, 47, 67 und 69). Vgl. auch Elvers. *Viktor Aimé Huber* (wie Anm. 1). Bd. 1, S. 307. Eine Bibliographie dieser verstreuten Gelegenheitschriften gibt es m. W. nicht.

Klugkist (7.3.1830). Zum Sommersemester 1833 erhielt er eine Professur an der Universität Rostock. Mit dem Wintersemester 1836 wechselte er an die Marburger Hochschule. Erst mit dem Antritt einer neu gegründeten Professur für abendländische Sprachen an der Universität Berlin zum Herbst 1843 scheint er seine Rezensententätigkeit für die GGA eingestellt zu haben.<sup>22</sup>

Vorteilhaft war zweifellos seine Verwandtschaft mit dem Herausgeber A. H. L. Heeren<sup>23</sup> (1760-1842). Dennoch musste auch Huber sich erst „hochdienen“. Gewiss ist die Auswahl der Bücher, die einem Rezensenten zur Besprechung zugeteilt werden, in gewissem Ausmaß willkürlich und hängt nicht allein vom Interesse des Kritikers ab. Vorbehaltlich dieser Einschränkung lassen sich Hubers Artikel für die GGA als Versuche deuten, sich in der Welt zurechtzufinden. In dem Bestreben, sich zu orientieren, sieht er sich sozusagen auf dem gesamten Globus um und deckt einen großen Teil der Länder dieser Erde ab.

Seine Rezensionen – seit 1829 mit dem Kürzel V.A.H. gekennzeichnet – erstreckten sich auf Bücher über England, Frankreich, Belgien, Spanien, Portugal, Südamerika, Afrika, Australien, den Fernen Osten und den Orient, Italien, die Schweiz, ganz selten auch Deutschland.

Sein Spezialgebiet bildeten Reiseberichte in englischer Sprache, in denen oft genug bloße Schilderungen der geologischen Beschaffenheit, Flora und Fauna vorkommen. Ein weiterer Teil seiner Anzeigen ist Werken der Literatur gewidmet. Thematisch bedingt hatte hier nur beschränkt Gelegenheit, seine politischen Ansichten mitzuteilen. Das änderte sich erst mit der Julirevolution von 1830. Nunmehr nehmen Hubers Besprechungen von Schriften zur Zeitgeschichte einen weitaus größeren Raum ein. Diese sei

[...] um so wichtiger je mehr die Gegenwart es bedarf an die nächste Vergangenheit erinnert zu werden, wie wenig Hoffnung auch da seyn mag, daß sie die Lehren dieser Vergangenheit benutzen und den viel härteren, womit die Zukunft droht, entgegen wird.<sup>24</sup>

22 Ein genauer Nachweis ist nicht leicht zu führen, da es für die spätere Zeit kein Namensregister der GGA gibt.

23 Vgl. Christoph Becker-Schaum/Arnold Herrmann. *Ludwig Heeren. Ein Beitrag zur Geschichte der Geschichtswissenschaft zwischen Aufklärung und Historismus*. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang, 1993 (Europäische Hochschulschriften. Reihe III. Geschichte und ihre Hilfswissenschaften. Bd. 551).

24 GGA 1832, S. 1410.

Hubers Beiträge in den GGA überstiegen nun nicht selten bei weitem das Ausmaß einer gewöhnlichen Rezension. Heeren ließ zwar einem anfragenden Interessenten ausrichten, „daß die Gelehrten Anzeigen vermieden, Partheifragen der Gegenwart zu berühren und dadurch Anstoss zu geben“. Der Übermittler fand „freilich, dass diese politische Unpartheilichkeit keineswegs so streng beobachtet wird, wo es darauf ankommt, einem Lieblings-Recensenten freien Lauf zu lassen“<sup>25</sup>, eine Bemerkung, die durchaus auf V. A. Huber gemünzt sein könnte.

Seine beiden mit Abstand längsten Anzeigen konzentrieren sich auf die jüngste Vergangenheit der wichtigsten europäischen Großmächte, England und Frankreich. Dazu nutzte Huber die Gelegenheit, zwei Publikationen zur jüngsten Zeitgeschichte ausgiebig anzuzeigen.

## V.

Besonders ausführlich besprach Huber im Jahre 1831 Stapletons Biographie des 1827 verstorbenen englischen Politikers George Canning.<sup>26</sup> In der Ereignisgeschichte folgte Huber ganz seinem Gewährsmann, kritisierte aber seine Bewertungen. Stapleton hatte dem Gegenstand seiner Lebensbeschreibung höchstes Lob gezollt; von dessen Standpunkt aus gesehen fand Huber wenig daran auszusetzen.<sup>27</sup> Er beanstandete aber die unhinterfragte Übernahme dieser Wertungen durch die deutschen Liberalen und nutzte die überlange

---

25 Carl Otfried Müller an Jan Rudolf Thorbecke, Göttingen, den 17. Januar 1836. Zit. n. *De Briefwisseling van J. R. Thorbecke*. Hg. G. J. Hooykaas. Bd. 2: 1833-1836. Den Haag: Instituut voor Nederlands Geschiedenis, 1979 (Rijks Geschiedkundige Publicaties. Kleine Serie 47). Nr. 388, S. 405-407, hier S. 406.

26 August Granville Stapleton. *The political life of the right hon. George Canning [...]*. 3 Bde. London: Longman, Rees, Orme, Brown and Green, 1831, rezensiert in GGA 1831, S. 1609-1679 und 1849-1879. Literatur zu Canning: Sir Charles Petrie. *George Canning*. London: Eyre & Spottiswoode 1932; P. J. V. Rolo, *George Canning. Three Biographical Studies*. London: Harper & Row, 1965; Wendy Hinde. *George Canning*. London: Collins, 1973. Peter Dixon. *Canning. Politician and Statesman*. London: Weidenfeld & Nicolson, 1976; Stephen M. Lee. *George Canning and Liberal Toryism, 1801-1827*. Woodbridge: Boydell & Brewer, 2008.

27 GGA 1831, S. 1611.

Anzeige zu einer „Generalabrechnung“ mit ihrem Idol<sup>28</sup> – eine Position, die sich in seinem Inneren schon seit langen Jahren vorbereitet hatte.<sup>29</sup>

Hubers Kritik konzentriert sich auf zwei Aspekte, denen die beiden Teile der Rezension entsprechen.<sup>30</sup> Erstens habe Canning in der Außenpolitik zwar die Interessen Großbritanniens verfolgt; diese müssten aber mit den Interessen des übrigen Europas keineswegs übereinstimmen. Insbesondere habe er sich nicht von den Grundsätzen des Liberalismus leiten lassen.<sup>31</sup> Zum zweiten erschöpfe sich Cannings innenpolitischer Liberalismus weitgehend in leeren Deklamationen, denen keine oder gar „entgegengesetzte“ Taten folgten.

Huber zitierte die Behauptung seines Biographen, dass Wohlfahrt und Stabilität Großbritanniens und der Welt übereinstimmten, und referierte wörtlich dessen Schlüssel zu Cannings (Außen-) Politik: im Sinne eines Gleichgewichts der Kräfte das jeweils schwächere Prinzip zu unterstützen und daher wenigstens zur Zeit den Liberalismus zu begünstigen.<sup>32</sup> Anschließend stellte er voller Sarkasmus die rhetorische Frage:

Sollen wir etwa in dem Zustand von Spanien und Portugal seit 1823 ein Bild desjenigen Glückes anderer Nationen sehen, worauf Canning Englands Glück gründen wollte? Ist es etwa die Stabilität der Regierungen von Portugal und Spanien seit 1823 welche er durch die Stabilität Großbritannien garantieren wollte? Würde etwa durch die Einführung des absurdesten, brutalsten (nur durch periodische Ausbrüche der völligen Anarchie modifizierten) Despotismus in Spanien und Portugal das Gleichgewicht der Principien erhalten? Das schwächere liberale Princip begünstigt?<sup>33</sup>

Die Verbitterung über das Geschehen auf der iberischen Halbinsel ist unübersehbar. Nicht von ungefähr lässt er seine Kritik an Canning mit diesen Vorgängen beginnen, rühren sie doch an ein traumatisches Erlebnis seiner

---

28 Vgl. GGA 1831, S. 1611ff.

29 Vgl. Nachlass Bd. 1, Bl. 44 (Brief Göttingen 7.3.1828), B1. 51/52 (18.1.1828) und Bl. 65 (19.11.1827).

30 GGA 1831, S. 1609-1679 und 1849-1879.

31 Literatur: Harold Temperley. *The Foreign Policy of Canning 1822-1827. England, the Holy-Alliance, and the New World*. London: G. Bell and Sons, 1925, bes. S. 35-49 und 447-475.

32 GGA 1831, S. 1623.

33 GGA 1831, S. 1625f. (Hervorhebungen von Huber).

Jugendjahre. Im Jahr 1821 hatte er als begeisterter Anhänger der Liberalen, der Exaltados, einem besonders radikalen Corps der Madrider Bürgerwehr angehört.<sup>34</sup> „Daß bald nach seinem Fortgang aus Spanien die ganze constitutionelle Herrlichkeit in Folge des Einmarsches der Franzosen, den H. für unmöglich gehalten hatte, ohne ernsten Kampf zusammenbrach, gehörte zu seinen bittersten Lebenserfahrungen.“<sup>35</sup> In seiner Rezension kam er immer wieder darauf zurück. Seine Kritik an Canning besteht hauptsächlich in dem Vorwurf, die französische Invasion in Spanien zugelassen zu haben.<sup>36</sup>

Auch die Unabhängigkeit der spanischen Kolonien habe unter der französischen Invasion gelitten. Ihre Loslösung vom Mutterland wäre laut Huber unter weit günstigeren Umständen erfolgt, wenn England Art und Zeitpunkt rechtzeitig klug gewählt hätte.<sup>37</sup> So blieben Cannings Bemühungen, seinen einmal begangenen Fehler von 1823 wieder gutzumachen<sup>38</sup>, bei halbherzigen Versuchen stehen. Das Scheitern seiner Politik auch nach dem Maßstab des wohlverstandenen Eigeninteresses Englands habe sein Tod nur verdeckt, jedoch nicht verhindert.<sup>39</sup>

---

34 Vgl. Elvers. *Viktor Aimé Huber* (wie Anm. 1). Bd. 1, S. 209.

35 ADB Bd. 13, S. 250f. (R. Elvers).

36 Temperley. *Foreign Policy of Canning* (wie Anm. 31), S. 75-99. Leider nicht zugänglich war mir Charles Alexandre Geoffroy de Grandmaison. *L'Expédition française en Espagne*. Paris: Les Petits-fils de Plon et Nourrit, 1928.

37 GGA 1831, S. 1633ff. Literatur: Temperley. *Foreign Policy of Canning* (wie Anm. 31). S. 100-186; C. K. Webster (Hg.). *Britain and the Independence of Latin America*. 2 Bde. London, New York, Toronto: Oxford University Press, 1938. Vgl. auch M. Fernandez Almagro. *La emancipacion de America y su reflejo e la conciencia Espanola*. Madrid: Hispánica, 1944. Vgl. auch z. B. Tulio Halperin Donghi. *Historia contemporanea de America latina*. Madrid: Alianza, 1986. S. 81ff. Zu den wenigen deutschen Historikern, die sich mit der jüngsten Vergangenheit Lateinamerikas befassten, gehörte Gervinus. Vgl. Ernst Schulin. „Zeitgeschichtsschreibung im 19. Jahrhundert.“ *Festschrift für Hermann Heimpel zum 70. Geburtstag am 19. September 1971*. Bd. 1. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1971 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 36/1). S. 102-139; ders. *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geschichtswissenschaft und historischem Denken*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1979. S. 65-96.

38 GGA 1831, S. 1649.

39 GGA 1831, S. 1668-1671.

Auch die irische Frage betrachtete Canning vor allem unter außenpolitischen Gesichtspunkten und beantwortete sie daher 1812 anders als 1816. Da England nach dem Sieg über Napoleon auf die Unterstützung Irlands notfalls verzichten konnte, musste Canning seine Lippenbekenntnisse zur Emanzipation der Katholiken nunmehr bloß der guten Form halber abgeben. Überhaupt herrschte gerade in seiner Innenpolitik das rhetorische Element vor, da den edelmütigen Worten keine Taten folgten. In dieser wie in anderen Angelegenheiten konnte Canning sicher sein, von seinen konservativeren Ministerkollegen überstimmt zu werden. Vielmehr stütze er gerade durch eine abweichende, aber folgenlose Mindermeinung mit seinem Rednertalent die herrschende Tory-Regierung<sup>40</sup> und hätte deswegen besser aus dem Kabinett austreten sollen. Davon weit entfernt, billigte er im Gegenteil sogar ausdrücklich die repressiven *six acts* Castlereaghs, und lehnte soziale oder politische Reformen aller Art entschieden ab.<sup>41</sup>

Vielleicht den rühmlichsten Teil von Cannings politischer Laufbahn<sup>42</sup> bildete die Wiederherstellung der Geldwertstabilität nach der inflationären Ausgabe von Papierbanknoten. In dieser Frage habe er entschieden und zu Recht die Partei der „Bullionisten“ ergriffen<sup>43</sup>; das Hauptverdienst gebühre freilich seinem Mentor<sup>44</sup> Huskison<sup>45</sup>.

Den englischen Sklavenhandel hatte Canning zwar, zusammen mit Wilberforce, abgeschafft, den Handel mit Sklaven auf Schiffen anderer Staaten, namentlich Frankreichs, aber nicht unterbinden können. Eine Verbesserung ihrer Behandlung in Westindien allein vom guten Willen der dortigen Pflan-

---

40 GGA 1831, S. 1859 und 1863.

41 GGA 1831, S. 1860-1863.

42 GGA 1831, S. 1871.

43 Literatur: Boyd Hilton. *Corn, Cash, Commerce. The Economic Policies of the Tory Governments 1815-1830*. Oxford: The University Press, 1977. Speziell zur Geldpolitik: Jacob H. Hollander. „The Development of the Theory of Money from Adam Smith to David Ricardo“. *Quarterly Journal of Economics* 25 (1911): S. 429-470; Jacob Viner. *Studies in the Theory of International Trade*. London: Harper & Brothers, 1937 (Nachdruck 1955), S. 119-217; T. S. Ashton/R.S. Sayers (Hg.). *Papers in English Monetary History*. Oxford: Oxford University Press, 1953; Frank Whitson Fetter. *Development of British Monetary Orthodoxy 1797-1875*. Cambridge/ Mass.: Harvard University Press, 1965; ders. *The Economist in Parliament: 1780-1868*. Durham/N. C.: Duke University Press, 1980. S. 88ff.; D. P. O'Brien. *The Classical Economists*. Oxford: Clarendon, 1975. S. 140-169.

zer zu erwarten, sei doch wohl recht naiv.<sup>46</sup> Die betrachteten Punkte zusammenfassend endet die Rezension mit der Aufforderung:

Nach dieser aus dem vorliegenden Werke eines sachkundigen Bewunderers von Canning – wenn auch nicht in dessen Sinne geschöpften Uebersicht seiner politischen Wirksamkeit, überlassen wir es nun dem Leser und künftigen weitem Untersuchungen, zu entscheiden in wiefern Canning die Stelle gebührt, die er in der öffentlichen Meinung des Liberalismus erhalten hat – in wiefern ihm der bescheidene Ruhm zukömmt (sic), auf den er selbst bey einer Gelegenheit Anspruch machte, indem er sich darstellt: als den siegreichen Anwald (sic) der Negersclaven, der unterdrückten Katholiken, der Liberalen in Portugal und Spanien, der unterdrückten spanischen Colonien, und der für ihre Freyheit kämpfenden Griechen!<sup>47</sup>

## VI.

Wir kommen damit zu Frankreich. Huber besprach die *Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la Branche aînée des Bourbons. Par un homme d'état* (10 Bände, Paris 1831-1832)<sup>48</sup>, welche die Zeit von 1814 bis 1830 behandelt.<sup>49</sup> Als ihren Verfasser machte er, während allgemein

---

44 GGA 1831, S. 1864-1868.

45 GGA 1831, S. 1868-1871.

46 GGA 1831, S. 1874-1878.

47 GGA 1831, S. 1879.

48 GA 1832, S. 1409-1432 und 1481-1525; 1835, 169-200, 209-240, 281-319, 1409-1440, 1481-1504 und 1529-1584.

49 Literatur: G. Bertier de Sauvigny. *La Restauration*. Paris: Flammarion, 1955; Rudolf von Thadden. *Restauration und Napoleonisches Erbe. Der Verwaltungszentralismus als politisches Problem in Frankreich (1814-1830)*. Wiesbaden: Steiner, 1972 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz Bd. 63); Andre Jardin/Andre-Jean Tudesq. *La France des notables*. 2 Bde., Paris: Seuil, 1973 (Histoire nouvelle de la France contemporain, Bd. 6 und 7); Gudrun Gersmann/Hubertus Kohle (Hg.). *Frankreich 1815-1830. Trauma oder Utopie? Die Gesellschaft der Restauration und das Erbe der Revolution*. Stuttgart: Steiner, 1993.

der frühere französische Minister Decazes genannt wurde<sup>50</sup>, zutreffend den Journalisten und Historiker Jean Baptiste Capefigue<sup>51</sup> (1802-1872) aus.<sup>52</sup>

Die Stärke des viel schreibenden Capefigue sei ohne Frage die Zeitgeschichte. Im Unterschied zu diesem suchte Huber über den Reiz der Anekdoten und individuellen Umstände hinaus zu gelangen und allgemeine Entwicklungen aufzuzeigen.<sup>53</sup> In der politischen Wertung urteilte er eher liberal als konservativ.

In den Jahren nach 1815 bildete sich in Frankreich ein Regierungssystem heraus, das zwar zunächst auf der Anhänglichkeit an den König beruhte, aber, da Ludwig XVIII. mit der parlamentarischen Mehrheit regierte, in eine konstitutionelle Monarchie überging. Mit der Verfassung richtig umzugehen mussten alle erst lernen. Auswüchse der Pressefreiheit seien allen Parteien, nicht nur den Liberalen zuzuschreiben.<sup>54</sup> Schilderungen angeblicher Verschwörungen jetzt oder später spielte Huber herunter, ohne sie ganz abzustreiten. Anschaulich schilderte er das politische Leben jener Tage. Um 1815 habe es in Frankreich vier Parteien gegeben: die Ultras, Liberalen oder Patrioten, Napoleonisten und Republikaner. Dabei war er sich bewusst, teilweise moderne Terminologie (konservativ, äußerste Linke) zu verwenden. Die infolge der Wahlen von 1819 gestärkte linke Opposition beschrieb er aus eigener Erfahrung so:

Der Ruf, die Bedeutung der meisten dieser Männer ist allerdings auf eine lächerliche Weise übertrieben und entstellt worden; indessen waren unter ihnen einige von so unbezweifelten sehr bedeutenden und mannigfaltigen,

---

50 GGA 1832, S. 1409f.

51 Literatur: Heinz-Otto Sieburg, *Deutschland und Frankreich in der Geschichtsschreibung des neunzehnten Jahrhunderts*. Wiesbaden: Steiner, 1954 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz Bd. 2); Stanley Mellon. *The Political Uses of History. A Study of Historians in the French Restoration*. Stanford/Cal.: Stanford University Press, 1958; Peter Stadler. *Geschichtsschreibung und historisches Denken in Frankreich 1789-1871*. Zürich: Berichthaus, 1958 (zu Capefigue ebd., S. 281-283); Nicolas Johannes Maarsen. *De Strijd om de Revolutie in de Restauratie. En onderzoek naar vorstellingen van politici omtrent de revolutie en de betekenis van dese voorstellingen voor hun politiek gedrag*. Assen: Van Gorcum, 1976.

52 GGA 1835, S. 170f.

53 GGA 1836, S. 1462.

54 GGA 1835, S. 282-284 und 1573-1575.

und vielseitigen politischen Fähigkeiten, daß sie schon völlig hinreichten jeder Opposition (in welcher Zeit, bey welchem Volk man sie auch suchen mag) einen hohen Grad von Glanz, Gewicht und Einfluß zu sichern. Die Fehler und Schwächen von der andern Seite trugen dann freylich dazu bey auch die unbedeutendern Gestalten der Opposition zu heben und in ein vortheilhafteres Licht zu stellen. Bey der (allerdings sehr zu rechtfertigenden) Lauheit des Verf. gegen Berühmtheiten aller Art, muß die Achtung, welche auch er dem General Foy, nicht nur als einem der bedeutendsten Redner, sondern auch als einem der sehr wenigen edlen, reinen, politischen und Privatcharactere der Opposition, und in der That aller Partheyen zollt, um so unverdächtiger erscheinen. Mit Recht sieht er in ihm einen würdigen Gegner eines Richelieu und Deserre. Was Lafayette und Manuel betrifft, so will uns nach den Erinnerungen, die wir als Augen- und Ohrenzeugen aus jener Zeit haben, bedünken, als schlüge der Verf. ihre Fähigkeiten (besonders die des letzteren) zu gering an. Doch geben wir zu, daß der erste seinen Einfluß größtentheils seine Antecedentien, letzterer der kindischen Wuth seiner Gegner verdankte. Der Beredsamkeit, dem Geiste eines Benjamin Constant, Royer Colard (sic), Casimir Perrier gibt er gebührende Anerkennung.<sup>55</sup>

Der Scheitelpunkt des „rechten“ Regime Villèle, von dem Huber aufgrund seines eigenen Erlebens wenig hielt, fiel ungefähr mit dem Tod Louis XVIII. und dem Regierungsantritt Karls X. zusammen.<sup>56</sup> Zum Verhängnis wurde ihm, dass die Geldmacht und der „Industrialismus“ von ihm abrückten; auch ein Pairsschub konnte ihn nicht mehr retten.<sup>57</sup>

Obwohl sich darüber streiten ließe, ob man dem König verfassungswidriges Handeln vorwerfen könnte<sup>58</sup>, waren doch der liberale Zeitgeist und das Misstrauen gegenüber dem zu Intrigen neigenden, sich mit Staatsstreichgedanken tragenden Monarchen so weit fortgeschritten<sup>59</sup>, dass er mit den „vier Ordonnanzen“ vom 25. Juli 1830 leichtfertig und unvorbereitet auf seine Popularität vertrauend, politischen Selbstmord beging. Da Capefigue die Chronologie der Krise nicht über die Ordonnanzen hinaus fortsetzt, geht auch Huber nicht darüber hinaus. Im Übrigen versichert er, eine Verallgemeinerung seiner Analysen auf andere Länder sei nicht intendiert.

---

55 GGA 1835, S. 234f.

56 GGA 1835, S. 1415f.

57 GGA 1835, S. 1545ff.

58 Vgl. GGA 1835, S. 1575 und Nachlass Bd. 1, Bl. 124 (ca. 1826).

59 Vgl. Nachlass Bd. 1, Bl. 52 (Göttingen 18.1.1828).

Bey dieser so weit verbreiteten leidigen Sucht Alles zu generalisieren, dürfte es nicht überflüssig seyn, noch einmal zu bemerken, daß wir mit nichten generalisieren, und die dem ganzen Verlauf dieser Betrachtungen lediglich von dem constitutionellen Leben in Frankreich reden. Ob und in wiefern unsre Bemerkungen auch anderwärts ihre Anwendung finden, geht uns hier nicht an; wir machen die Anwendung nicht.<sup>60</sup>

## VII.

Es war schon anlässlich der Canning-Rezension angeklungen, dass Huber in England zahlreiche Missstände sah. Umso mehr mußte ihn die Auffassung des preußischen Professors Friedrich von Raumer<sup>61</sup> befremden, über die er sich in einer eigenen Publikation lustig machte. In seinen *Beiträge[n] zur Kritik der neuesten Literatur. Erstes Heft. Ueber : Fr. v. Raumer's England im Jahr 1835* (Rostock 1837)<sup>62</sup> nahm er zunächst einige professorale Eigenheiten des „Vielschreibers“ Raumer aufs Korn. Dieser sei ein Büchergelehrter:

Eine gewisse pedantische Dürre, eine gewisse schulmeisterliche Schwerfälligkeit erlaubt es ihm selten die Masse des Stoffes, der Einzelheiten (sic) zu bewältigen, ohne ihren lebendigen tiefen und allgemeinen Zusammenhang zu zerreißen oder zu verrenken. (S. 53)

Der viel gereiste Huber, der die englischen Verhältnisse aus eigener Anschauung kannte, fragte sarkastisch:

Warum sich der Verfasser eigentlich die Mühe gegeben hat nach England zu reisen um dort Schriften zu exzerpieren die er doch ohne Zweifel in Berlin mit mehr Muße und Bequemlichkeit benutzen konnte? Und diesen letzten Punkt kann der wohlwollende Leser um so weniger übersehen, da aus manchen Äußerungen des Verfassers hervorgeht, daß diese Reise nach England ihm als Resultat eines sehr kühnen Entschlusses und als ein bedenkliches Wagstück erscheint; freilich vermag nicht jeder einzusehen, was einen deutschen Professor, sofern Lust, Bedürfnis, Geld, Urlaub bei ihm zusammentreffen, abhalten könnte, nach London zu reisen. (S. 6)

60 GGA 1835, S. 1410, Anm. \*.

61 Friedrich Ludwig Georg von Raumer (1791-1843). Literatur: Werner Friedrich. *Friedrich von Raumer als Historiker und Politiker*. Diss. phil. Leipzig 1930.

62 Vgl. Elvers. *Viktor Aimé Huber* (wie Anm. 1). Bd. 2, S. 62f.

Besser wäre es gewesen, sich zu Hause durch Lektüre vorzubereiten (S. 8). So bringe er wenig Neues und traue dem (gebildeten) Publikum zu wenig zu (S. 1ff.). Wo er sich nicht auf angelesene Nachrichten, sondern auf eigene Beobachtungen stütze, werde der Blick auch bei ihm, wie bei anderen Reisenden, durch Aufenthalte im Kreis der Notabilitäten getrübt (S. 7).

Raumers grundsätzlicher Fehler bestehe in einem allzu positiven Bild seines Gastlandes. In Bezug auf die „herrschende Gegenwart“ sei laut Raumer „ein irgend erheblicher Grad von materieller Noth in England durchaus nicht vorhanden“ (S. 12). Dagegen wundert sich Huber, wie die kürzlich erfolgte Verbesserung des englischen Armenwesens in so kurzer Zeit eine völlige Beseitigung aller Mängel habe ermöglichen können (S. 13ff.). Was Raumer zum Erhalt der geschlechtlichen Moral vorschlage, sei ein ausgesprochenes „Kleinstadtargument“, das für Deutschland passe, weil dort jeder jeden beaufsichtige, aber nicht in London (S. 15).

Huber, der sein Leben bisher hauptsächlich außerhalb Preußens zugebracht hatte<sup>63</sup>, war von einer proborussischen Schwärmerei weit entfernt<sup>64</sup> und kommentierte bissig:

Ziemlich neu dagegen dürfte manchem Leser die Ansicht von dem Preußischen Zollsystem sein, welche der Verfasser mit wahrer Begeisterung predigt: daß dasselbe nämlich nichts sei als die großartigste Verwirklichung der einzig richtigen Grundsätze der unbedingtesten Handelsfreiheit. [...] Dies gilt zunächst den Hansestädten, welche in ihrem beschränkten Krämergeist seit vier Jahrhunderten wähen am besten zu wissen, was ihnen frommt, und von keiner Seite, sogar nicht von der Hauptstadt der Intelligenz aus, in solchen Dingen Rath und Zurechtweisung verborgen. Und doch verspricht Herr von Raumer Hamburg zum teutschen London zu machen! (S. 19f.)

Raumer hatte sogar versucht, eine Parallele zwischen England und Preußen zu konstruieren (S. 29ff.). Wenn das Vereinigte Königreich aber mit der grundverschiedenen preußischen Monarchie gleichgesetzt werden solle, spiele Raumer mit falschen Karten (S. 95). Eine Parallelisierung sei ebenso unberechtigt, als wolle man ein Theaterstück von Raupach mit einer griechischen Tragödie vergleichen (S. 26f.).

---

63 In Hannover, Bern, Schwaben, Bayern, Bremen, Mecklenburg, Hessen und im Ausland.

64 GGA 1831, S. 1632.

Von den angeblichen Rechten der Krone mache sich Raumer falsche Vorstellungen (S. 70). Was er als monarchisches Element ansehe, sei mehr äußerlich und die Engländer weit entfernt, sich hierüber süßen Täuschungen hinzugeben (S. 47ff.). Er unterschätze die Elastizität und Zähigkeit der englischen Verfassung, die nicht in den Formen, sondern den lebendigen Elementen zu suchen sei (S. 51ff.). Schon wegen des alles entscheidenden Steuerverweigerungsrechts (43ff.) sei sie nicht monarchisch, sondern vielmehr repräsentativ (S. 55f.). Hinzu komme die öffentliche Meinung (S. 58).

Raumer überraschte mit der Erklärung: „Die Radikalen (mit Ausnahme weniger böser) wollen weiter gar nichts als was wir in Preußen schon seit dreißig Jahren von der Gnade und Weisheit des Königs erhalten haben.“ (S. 71, wörtlich aus Raumer). Den Radikalen preußische Neigungen zu unterstellen, sei zwar nicht ganz abwegig, da sie z.T. mehr Zentralisation usw. haben wollen (S. 71). Aber ihnen gehe es doch im wesentlichen um ganz anderes, z.B. Sprech-, Schreib- und Wahlfreiheit (S. 71f.). Zu ihren geistigen Wurzeln gehöre Bentham (besonders in der Oberklasse), aber auch viele andere Quellen; mehr als gewöhnlich seien sie mit der Französischen Revolution vermischt (S. 73f.). Raumer meinte, materielles Elend sei die einzige Gefahr. Dies ist laut Huber falsch: Vielmehr würde Revolution die Reaktion hervorrufen! Dies wüßten die Radikalen selbst am besten (S. 77/78). Im Gegenteil werde der fleißige, ordentlich verheiratete glücklich Arbeitende der entschiedenste Republikaner sein (S. 79).

Die anglikanische Episkopalkirche (S. 85ff.) kämpfe um Sein und Nichtsein, was ihr nicht zu verdenken sei. Die praktische Bedeutung der 39 Artikel (S. 92f.) sei die Abwehr der ihr von Katholiken, Presbyterianern, Unitariern drohenden Gefahren (S. 91f.). Die Tories wollten die alten schwerfälligen Schlüssel beibehalten, eben weil sie nicht so leicht nachzumachen seien (S. 94). Schalkhaft legte Huber der englischen Staatskirche als mögliche Antwort auf Raumer nahe:

Sie dürfte z. B. in Beziehung auf die Lehre dem Verf. (nach ihrer etwas derben Weise) rund heraus zu erklären: „mit all deinen gelegentlichen Phrasen eines historisch-philosophisch-ästhetisch-gemüthlichen Christenthums bist du doch mitnichten der Mann, dem wir es überlassen mögen, zu entscheiden, was in unserer Lehre wesentlich, was unwesentlich ist.“

Sogar der Verdacht auf Pantheismus oder Atheismus könne gegen ihn laut werden! (S. 89) Überhaupt machte Huber sich einen Spaß daraus, Raumer selbst als „Radikalen“ darzustellen:

Solche jeder Art von Wahrheit Hohn sprechende Behauptungen, mit der naivsten Zuversicht ausgesprochen und zur Grundlage beliebiger Raisonnements gemacht, sind wir zwar seit längerer Zeit von gewissen Seiten her gewohnt genug; aber wie der Verf. unter diese Propheten kömmt (sic), begreifen wir nicht. So viel nur können wir leider uns nicht verbergen, dass er hier Anlage zeigt, auf diesem Gebiet mit Menzel, Heine, Börne, Marbach, Gutzkow, Wienbarg und wie die Sterne der neuen Schule in all ihren sich unter einander anspeienden und zerreißenden und lobhudelnden Fractionen heißen mögen, in die Schranken zu treten.<sup>65</sup> (S. 85)

Huber, der übrigens Raumers *Geschichte der Hohenstauffen und ihrer Zeit* (6 Bde., Leipzig 1825) einigermaßen wohlwollend rezensiert hatte<sup>66</sup>, war sich bewusst, dass er mit seiner scharfen Kritik von der überwiegend positiven Aufnahme der Raumer'schen Statistik abwich. Sein Verriss scheint jedenfalls Wirkung gezeigt zu haben, denn als Gegenstück brachte der Brockhaus-Verlag eine Auswahl überwiegend freundlicher *Kritiken des Werkes von Friedrich von Raumer, England im Jahre 1835 aus der Morning Chronicle, den Times, dem Dublin Review, Foreign quarterly Review und Edinburgh Review* (Leipzig 1837) heraus. Und Raumer selbst brachte für eine „Zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage“ (3 Bde., Leipzig 1842) das Material konzentrierter zur Geltung, ohne allerdings von seiner „rosigen“ Ansicht Englands abzugehen.

## VIII.

Die Raumer-Rezension war, wohl wegen ihrer Überlänge, als Separatdruck erschienen. Daneben nutzte Huber weiterhin die traditionellen publizistischen Kanäle.<sup>67</sup> Besondere Präferenzen für bestimmte Presseorgane sind

65 Das Zitat wirft nebenbei ein bezeichnendes Licht auf Hubers Stellung zum jungen Deutschland.

66 *The Foreign Quarterly Review* 4. London 1829. S. 559-597. Meine Zuschreibung ist ein Indizienbeweis: Der Rezensent besprach auch Immermanns „Friedrich II“ (ebd., S. 662); diese Anzeige stammt wahrscheinlich von Huber.

67 Vgl. Elvers. *Viktor Aimé Huber* (wie Anm. 1). Bd. 2, S. 62f.

dabei nicht auszumachen. Noch einmal verwendete Huber die GGA für eine (als solche gekennzeichnete) Selbstanzeige seines Buchs über die englische Hochschulgeschichte<sup>68</sup>, doch ist diese lange Rezension weniger Besprechung als trockene Inhaltsangabe.<sup>69</sup>

Dass er danach (soweit bekannt) nichts mehr zu den Göttinger Blättern beitrug, dürfte z.T. mit dem Tod Heerens (1842), aber auch damit zusammenhängen, dass ihm seit 1845 in halboffizieller Stellung als Redakteur der neuen Zeitschrift *Janus. Jahrbücher deutscher Gesinnung, Bildung und That* ein eigenes Periodikum zur Verfügung stand.<sup>70</sup> Die 1840er Jahre verbrachte er vorwiegend in Berlin, wo er sich jedoch weder vor noch nach der Märzrevolution durchsetzen konnte. 1851 legte er seine Berliner Universitätsprofessur nieder und zog sich nach Wernigerode im Harz zurück; dort starb er am 19. Juli 1869. Gegenwärtig wird er vor allem als christlicher Sozialreformer gewürdigt.<sup>71</sup>

## IX.

Zusammenfassend lässt sich sagen:

Hubers Rezensionen für die *Göttinger Gelehrten Anzeigen* bilden ein Durchgangsstadium seiner theoretischen und praktischen Entwicklung ab. Noch war sein sozialpolitischer Standpunkt darin nicht ausgereift, doch dokumentieren sie anschaulich eine Stufe auf dem Weg zu seinen späteren Einsichten: den Überzeugungen vom eingeschränkten Wert konstitutioneller Bestrebungen, der überragenden Bedeutung der sozialen Frage und eines tätigen (protestantischen) Christentums.

---

68 V.A. Huber. *Die englischen Universitäten; eine Vorarbeit zur englischen Literaturgeschichte*. 2 Bde., Kassel: Krieger, 1839 und 1840.

69 GGA 1840, S. 241-272. Vgl. Elvers. *Viktor Aimé Huber* (wie Anm. 1). Bd. 2, S. 59ff.

70 Darin z.B. eine anonyme Rezension Hubers von Friedrich Engels. *Die Lage der arbeitenden Klassen in England* in *Janus* Bd. 1, 1845, 2. Hälfte, S. 387-389.

71 S.o. Teile der in Anm. 44 genannten Literatur.



Harald Bader (Dortmund)

## Die Stettiner *Börsen-Nachrichten der Ostsee*

Eine liberale Zeitung Pommerns

### Einleitung

In der deutschen Erinnerungskultur nimmt Pommern einen minderen Rang ein, Ostpreußen und Schlesien sind prominenter vertreten. Auch deren städtische Zentren Königsberg und Breslau werden eher hervorgehoben als Stettin, das angesichts ländlich geprägter Vertreibungsliteratur randständig behandelt wird. So wird Pommern insgesamt vor 1945 als konservativ und rückständig gezeichnet, vergleichbar dem heutigen Bild des bei Deutschland verbliebenen Vorpommern. Dass die frühere Provinzhauptstadt große wirtschaftliche Bedeutung hatte, sich mehr nach Berlin als nach Osten orientierte und dabei auch kulturell und publizistisch modern war, ist ein wenig gewürdigtes Phänomen. Das ist auch Konsequenz einer im 19. Jahrhundert borussophil und obrigkeitlich ausgerichteten, gezielten Geschichtspolitik, wovon die bis heute maßgeblichen Werke des Historikers Martin Wehrmann Zeugnis ablegen.<sup>1</sup> Auf die Konstruktion einer pommerschen Identität zum Zwecke der Herrschaftslegitimation ab 1815, mit dem chauvinistischen Höhepunkt während des NS-Regimes, wurde erst spät hingewiesen: „Der Identitätsdiskurs war in den Regionen restaurativ angelegt.“<sup>2</sup>

Folge dieses Geschichtsbildes ist, dass andere Traditionslinien marginalisiert werden. Insbesondere dort, wo eine Teildisziplin wie die Pressegeschichte ohnehin rückläufig ist. Dabei stünde reichhaltiges Material zur Verfügung, das den Vergleich mit anderen deutschen Ländern bzw. preußischen Provinzen nicht zu scheuen braucht. Die hier vorgestellten *Börsen-Nachrichten der Ostsee*, später *Ostsee-Zeitung*, sind nicht nur als historische Quelle, sondern auch als Erkenntnisgegenstand selbst von Bedeutung. Ihre Gesinnung war liberal, den Zwängen der Zensur zum Trotz. Dass sie sich quer zum offiziellen Bild vom konservativen, antidemokratischen Pommern stellt,

- 
- 1 Martin Wehrmann. *Geschichte von Pommern*. 2. Aufl. Gotha: Perthes, 1919/1921. Martin Wehrmann. *Geschichte der Stadt Stettin*. Stettin: Saunier, 1911.
  - 2 Kyra T. Inachin. *Nationalstaat und regionale Selbstbehauptung. Die preußische Provinz Pommern 1815-1945*. Bremen: Edition Temmen, 2005. S. 354.

wurde 1935 deutlich, als im gerade etablierten NS-Regime der hundertste Jahrestag ihrer Gründung begangen wurde.

In die erwünschte Richtung der deutschen Geschichte, die in Adolf Hitler Bestimmung und Schlusspunkt gefunden haben sollte, passte die Zeitung nicht. Das konnte in der Sonderbeilage auch (noch) thematisiert werden:

Vielfach ist mir in den letzten Wochen vorgehalten worden, es sei doch klug, an diesen Geist einer Vorgängerin heute nicht mehr zu erinnern. [...] Sehen wir aber die Persönlichkeiten, so dürfen wir ihre politische Arbeit nicht nach dem werten, was uns heute Maßstab unserer Arbeit ist, sondern wir haben sie zu werten nach ihrem Charakter und ihrer Gesinnung.<sup>3</sup>

Um einer liberalen und kosmopolitischen Zeitung gedenken zu können, musste dann im Verlauf des Artikels der positive Bezug zur Heimat und zum Schriftleitergesetz hergestellt werden – wo doch der Zeitung, zumindest in ihren frühen Jahrzehnten, Heimattümelei fernlag und sie beständig gegen Beschränkungen der Pressefreiheit gekämpft hatte. In der ersten Nummer der *Börsen-Nachrichten* schrieb ihr Gründer, Adolf Altvater, von der „Morgenröthe einer bessern Zukunft“ und der „wahren Gemeinnützigkeit“<sup>4</sup>. Nimmt man dies zum Maßstab, ging Stettin nicht erst 1945, sondern schon 1933 verloren. Die *Börsen-Nachrichten* hatten während der deutschen Einigungsbestrebungen vor nationaler Hybris früh gewarnt:

Ist aber auf dem Wege einer volkstümlichen Organisation und der Oeffentlichkeit ein wahres und tiefes Nationalgefühl in Deutschland geschaffen und gekräftigt worden, so muß man sich auch auf der anderen Seite sorgfältig hüten, daß man den anderen Nationen gegenüber nicht das Bewußtseyn einer allgemeinen humanen Civilisation verliere und im Uebermuth sie vernunftwidrig kränke oder Ungerechtigkeiten gegen sie begehe, die mit den Grundsätzen eines aufgeklärten und billigen Völkerrechts unvereinbar sind. Wie im gewöhnlichen Leben, so straft und rächt sich auch unter Nationen jede Ungerechtigkeit von selbst.<sup>5</sup>

---

3 [Gerhard] Farwick. „Die ‚Ostsee-Zeitung‘ im Wandel der Zeit“. *100 Jahre Ostsee-Zeitung. Sonderbeilage des „Stettiner General-Anzeiger“ zum 100jährigen Bestehen der mit ihm verbundenen Ostsee-Zeitung*. Stettin, 15.6.1935.

4 *Börsen-Nachrichten*, Nr. 1, 14.8.1835.

5 *Börsen-Nachrichten*, Nr. 6, 19.1.1844.

## Gründung

Bis 1835 gab es in Stettin nur eine einzige Zeitung, die *Königlich privilegirt Stettiner Zeitung* aus dem Verlag Effenbart Erben, die seit 1755 unter wechselnden Namen erschien und von A. H. G. Effenbart redigiert wurde. Zunächst kam sie dreimal wöchentlich heraus, ab 1848 täglich, dann als *Königlich privilegirte Stettinische Zeitung*. Das Blatt war königstreu und bevorzugte den Bericht. Der Medienrevolution von 1848 stand sie hilflos gegenüber. Sie ging 1860 ein.<sup>6</sup> Die publizistischen Bedürfnisse des wachsenden Bürgertums erfüllte sie nicht, und die ab 1830 unruhiger werdenden Zeiten verlangten nach einer neuen Stimme, nicht nur aus politischen, sondern auch aus wirtschaftlichen Gründen. So war es der Kaufmann Adolf Altvater, der den Oberpräsidenten von Bonin um die Erlaubnis ersuchte, eine Zeitung herauszugeben. Die *Börsen-Nachrichten der Ostsee, Allgemeines Journal für Schiffahrt, Handel und Industrie jeder Art* durften allerdings „Politik, Staatsverwaltung, Religion und neue Tagesgeschichte“<sup>7</sup> nicht behandeln. So war die Beschränkung auf die Wirtschaft presserechtlich erzwungen, aber dennoch nahm die neue Zeitung eine Vorreiterrolle ein, denn der ökonomische Fokus war seinerzeit im Deutschen Bund unterentwickelt. In vielen Städten war es die Kaufmannschaft, die sich gegen Wirtschaftsberichterstattung stemmte, sodass sich ein eigentlicher Handelsteil vielerorts erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte, oft noch später.<sup>8</sup> Mit ihrem Eintreten für Freihandel und Eisenbahnen nahmen die *Börsen-Nachrichten* eine Haltung ein, die auf zahlreiche Widerstände stieß und ihrer Zeit voraus war. Gegen die Konzessions- und Zensurbestimmungen führten die *Börsen-Nachrichten* einen beharrlichen Kampf. Oft musste der Rezipient zwischen den Zeilen lesen oder die Andeutungen im Geiste fortführen. Es fand sich dann zuweilen der vordergründig unproblematische historische Vergleich:

- 
- 6 Martin Wehrmann. *Die pommerschen Zeitungen und Zeitschriften in alter und neuer Zeit*. Hg. Gesellschaft für Zeitungskunde und Buchdruck in Pommern. Pyritz: Bake, 1936. S. 70.
  - 7 Zit. n. Käthe Schrey: „Das Werden der ‚Ostsee-Zeitung‘. 100 Jahre Ostsee-Zeitung. Sonderbeilage des ‚Stettiner General-Anzeiger‘ zum 100jährigen Bestehen der mit ihm verbundenen Ostsee-Zeitung. Stettin, 15.6.1935.
  - 8 Vgl. Bernhard Scholten. *Der Handelsteil der deutschen Zeitungen im 19. Jahrhundert. Eine volkswirtschaftliche Studie als Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens*. Ibbenbüren: Scholten, 1910. S. 17-35.

Eine bekannte Handelszeitung äußerte vor kurzem, daß sie nur „durch eine einfache Darstellung der Dinge, wie sie wirklich sind, nicht aber durch Raisonsnements, wie sie seyn könnten und seyn sollten“ glaubte wahren Nutzen stiften zu können! – Mit anderen Worten heißt dies soviel, daß man beim Alten stehen zu bleiben wünscht, und mit Recht läßt sich daraus folgern, daß, wenn man seit Karl dem Großen bis jetzt stets demselben Grundsatzte gehuldigt hätte, man auch heute noch in Karls des Großen Zeiten leben oder in den beliebten Zustand der Chinesen verfallen seyn würde. Karl der Große dachte übrigens nicht so, sondern führte seiner Zeit sehr kräftige, eindringliche Raisonsnements über Dinge, wie sie seyn sollten oder seyn könnten, und brachte dadurch sein Zeitalter auf eine weit höhere, vorher nicht gehante Stufe. Man wird uns der Mühe überheben, jenes Argument über eine einfache Darstellung noch weiter zu erörtern; jeder denkende Mann findet einen hinreichenden Kommentar dazu in sich selbst, besonders, wenn man sich die Mühe geben will, gewisse bezügliche Vergleichen anzustellen.<sup>9</sup>

Dabei nutzte die Zeitung die Argumentation, dass Wirtschafts-, Verwaltungs- und Politikfragen untrennbar zusammengehören, hinzu trat die liberale Überzeugung, dass ökonomischer und gesellschaftlicher Fortschritt auch Öffentlichkeit auf allen Ebenen benötigen. Darum wurde die Forderung nach Öffentlichkeit, die Pressefreiheit einschließt, mit den wirtschaftlichen Bestrebungen verknüpft, um so die journalistischen Grenzen zu überwinden:

Nur die Bedingung muß bei allen größeren industriellen Unternehmungen jetziger Zeit vorherrschend bleiben, daß in Verbindung mit liberalen Grundsätzen und Vermeidung aller prädominirenden, zu sehr an den beschränkten Wirkungskreis der Feudal-Aristokratie erinnernden Gedanken, die möglichste Öffentlichkeit vorherrsche, einem jeden Alles möglichst klar und zugänglich sei. Jedes Dunkle, mit Egoismus, Stolz und Dünkel gepaart, kann nur sehr wenig noch für sich, für das Allgemeine gar nichts mehr erreichen!<sup>10</sup>

Nun wird man annehmen können, dass das grundsätzliche Ansinnen der Zeitung den Behörden nicht verborgen blieb. Allerdings hat man auf offizieller Seite den Nutzen des Blattes erkannt. Zwar kam es zu zahlreichen Eingriffen, dennoch trat die Regierung den *Börsen-Nachrichten* gegenüber mit vorsichtigem Wohlwollen auf, zumindest bis zur Reaktion ab 1849. So

9 *Börsen-Nachrichten*, Nr. 2, 4.1.1836.

10 *Börsen-Nachrichten*, Nr. 6, 18.1.1836. In Nr. 105, 30.12.1836, machte diese Verbindung die Überschrift „Oeffentlichkeit in Gewerbesachen“ deutlich.

schrrieb das Stettiner Oberpräsidium der Provinz Pommern am 17. November 1845 an das Innenministerium:

Das Amt eines Lokal-Censors für die hiesige Stadt erfordert, insbesondere auf den Redakteur der Börsen-Nachrichten, einen taktvollen Mann von besonderer Gesinnungstüchtigkeit, der einerseits den radikalen Bestrebungen desselben mit Festigkeit und Consequenz entgegenzutreten versteht, andererseits aber dem Aufschwunge dieses sonst mit aner kennenswerter Umsicht geleiteten Blattes durch Ängstlichkeit und Pedanterie nicht hinderlich ist.<sup>11</sup>

Zu weit durfte die Kritik natürlich nicht gehen. So nahmen im Laufe des Vormärz vordergründig allgemein gehaltene Betrachtungen zu, aus denen konkrete Schlüsse gezogen werden konnten. Häufig wurde, direkt oder indirekt, auf das englische Vorbild verwiesen. Ein Leitartikel bspw. erörterte „Kraft und Kraftlosigkeit“ und beklagte die Rückständigkeit:

Und doch, wäre dieser Zustand überall gleichmäßig vorherrschend, der menschliche Geist würde sich zu trösten wissen. Daß dieses aber nicht der Fall ist, kann es Jemand verkennen, der nicht durch die beschränkte Brille eines Ortes, einer Gegend, eines Landes sieht? [...] Die individuellen Richtungen (nicht selten zugleich stark in Gemächlichkeit und Lethargie befangen) haben stets zum Verderben geführt und werden auch ferner dahin führen.<sup>12</sup>

Der Verlag Hessenland, in dem die *Börsen-Nachrichten* erschienen, war wie diese innovationsfreudig: 1841 führte er die Stereotypie, 1843 die Schnellpresse in Pommern ein. Zwar kamen die *Börsen-Nachrichten* zunächst nur zweimal wöchentlich heraus, aber wegen der häufigen, an verschiedenen Tagen gedruckten Beilagen hatten sie schon vorher den Charakter einer Tageszeitung.<sup>13</sup>

---

11 Zit. n. Gregorz Kucharczyk. „Zensoren und Zensorenamt. Studien über Aspekte der Zensurpraxis um 1848“. *Kommunikation und Medien in Preußen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert*. Hg. Bernd Sösemann. Stuttgart: Steiner, 2002. S. 421-435.

12 *Börsen-Nachrichten*, Nr. 6, 21.1.1839.

13 Einen Überblick zur pommerschen Pressegeschichte gibt Werner Bake. „Vom pommerschen Zeitungswesen. Eine Studie mit Anschauungsmaterial durch 300 Jahre“. *Die deutsche Zeitung. Ihr Werden, Wesen und Wirken. Sonderausgabe des Zeitungs-Verlages zur Eröffnung der Internationalen Presseausstellung „Pressa“, Köln, 12. Mai*. Köln: Zeitungs-Verlag, 1928. S. 42-56.

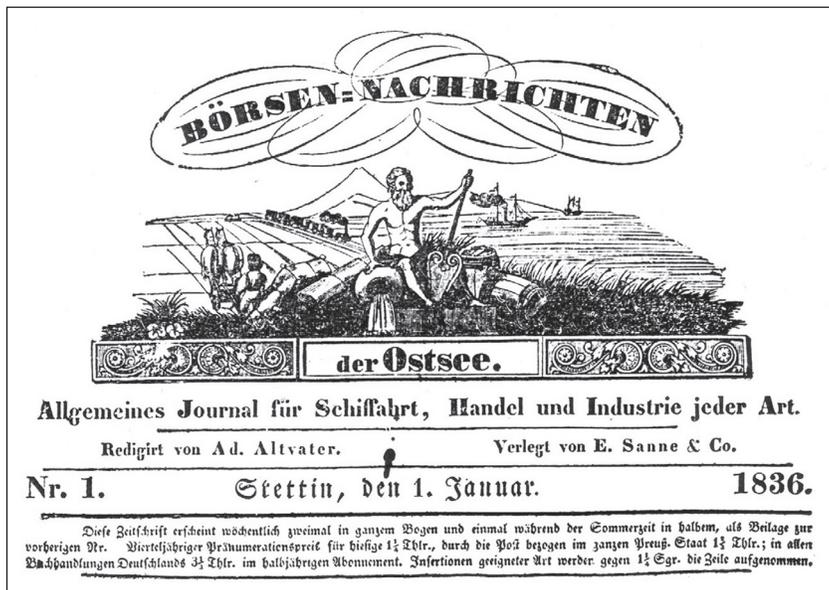


Abb.: Kopf der *Börsen-Nachrichten der Ostsee*, Stettin.

## Tendenz

Seit ihrer Gründung verfolgte die Zeitung ein klassisch liberales Programm, das wenig Kompromisse kannte. Selbst Friedrich List wurde publizistisch bekämpft, weil er marktwirtschaftliche Prinzipien protektionistisch aufweichen wollte. Nationale Sichtweisen waren dem Blatt eher fremd. Im Vordergrund stand die wirtschaftliche Entwicklung, die dem Wohl der gesamten Menschheit dienen sollte. Die Zeitung hob das „Humanitäts-Prinzip des verständigen Liberalismus“ hervor und führte weiter aus: „Aber von der gemachten, forcirten Nationalität unserer ‚Nationalen‘ und Romantiker des ‚Deutschthums‘ wollen wir nichts wissen!“<sup>14</sup> Zwar befürwortete die Zeitung die deutsche Einheit, wenn auch notgedrungen vorsichtig als Angleichung der Rechtsordnung, sah sie aber als Vorstufe eines geeinten Europas: Am Beispiel der USA brachte sie einen historischen Vergleich von Griechenland

<sup>14</sup> *Börsen-Nachrichten*, Nr. 8, 26.1.1844.

(als Analogie zu Europa) und Rom (als Analogie zu den Vereinigten Staaten) und fragte: „Was im Kleinen damals spielte, könnte es sich nicht im größeren Maßstabe, vor dem die Staaten des Europäischen Continents wie Cantönlis aussehen, wiederholen?“<sup>15</sup> Die sich ankündigende Hegemonie der Neuen Welt sahen die *Börsen-Nachrichten* damit voraus. Sie schrieben daher auch ausführlich über die deutsche Auswanderung nach Übersee, deren Ursachen sie in der Stagnation insbesondere des ländlichen Preußen erkannten (und in der sie die Möglichkeit sahen, „nicht nur Bürger, sondern Theilhaber an der souverainen Gewalt des Staates, nicht nur Theilhaber, sondern wirkliche Staatslenker und Regenten“<sup>16</sup> zu werden). Erst mit der Märzrevolution nahm die nationale Perspektive zu und z.B. die vorherige Polenfreundlichkeit ab, wegen der Posenfrage.

Dem aufkommenden kommunistischen Gedankengut standen die *Börsen-Nachrichten* sehr skeptisch gegenüber, in einer Klarheit, die sich nach den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts bedrückend liest. Mit den frühsozialistischen Experimenten eines Fourier, Saint-Simon oder Owen war sie schnell fertig:

Die meisten solcher philanthropischen Vorschläge sind ausgezeichnet und einleuchtend in der Theorie, scheitern aber aus einem doppelten Grunde in der Ausführung: theils deshalb, weil sie die individuelle Freiheit ganz vernichten, theils deshalb, weil bei größerer Ausdehnung die pünktliche Befolgung und genaue Kontrollirung der aufgestellten Grundsätze rein unmöglich wird.<sup>17</sup>

Allerdings fehlte es an Einsicht, was die Lebensumstände der ärmeren Schichten betraf. Die irische Hungersnot wurde einseitig als Folge von Überbevölkerung und Fehlernährung interpretiert, die europäische Hungersnot als Folge der Agrarkrise 1846/1847 sei Folge zu einengender Wirtschaftspolitik. Der freihändlerischen Haltung zuliebe stellte sich die Zeitung Ausfuhrverboten von Lebensmitteln oder dem Verbot des Schnapsbrennens (um Weizen und Kartoffeln nicht zu vergeuden) entgegen. Das freie Spiel

15 *Börsen-Nachrichten*, Nr. 4, 14.1.1848.

16 *Börsen-Nachrichten*, 5. Beilage zu Nr. 80, 5./7.10.1846.

17 *Börsen-Nachrichten*, Nr. 12, 8.2.1841. In Nr. 13, 12.2.1841, wird resümiert: „Viele dieser Weltverbesserer sind Phantasten, die, von einer unhaltbaren Prämisse ausgehend, ein dem Anscheine nach ganz consequentes Gebäude ausführen, dem aber zum Glücke der Menschheit weiter nichts als die praktische Ausführbarkeit fehlt.“

des Marktes werde die Unterversorgung schon beheben, und gegen den Pauperismus helfe am ehesten schrankenloses Unternehmertum.<sup>18</sup> Den Arbeitern, die sich im Oktober 1846 wegen der Teuerung der Lebensmittel an die Redaktion wandten, wurde entgegengehalten: „Eben so aber, daß sie wegen der Zukunft sich keine übertriebenen Sorgen machen und mit uns auf Den vertrauen werden, der über alle wacht.“<sup>19</sup> Gottvertrauen allerdings hat die Hungertoten 1847 nicht verhindert (in Stettin kam es zur „Kartoffelrevolution“), und dass die sonst agnostische Zeitung hier transzendiert, ist befremdlicher Zynismus. Entsprechend führten die *Börsen-Nachrichten* einen Federkrieg gegen schutzzöllnerische Zeitungen im ganzen Bundesgebiet. Von 1848 bis 1850 war Julius Faucher, einer der wichtigsten Manchester-Liberalen, Redakteur in Stettin.<sup>20</sup> Der Besuch Richard Cobdens, des führenden englischen Freihändlers (Faucher wurde später zeitweise sein Sekretär<sup>21</sup>), 1847 in Stettin war ein gesellschaftliches Ereignis. Redakteur Altvater brachte bei Cobdens Empfang den mutigen Toast aus,

der Pressefreiheit zu gedenken, dieses großen Hebels, durch welchen alle wohlthätigen Reformen in England durchgesetzt seien, und auf die Erfüllung dieses Wunsches nach derselben in Deutschland anzustoßen.<sup>22</sup>

Das Zeitungswesen nahm einen wichtigen Platz in der Berichterstattung ein, wobei sich ökonomische und politische Fragen mischten, in den 1840er-Jahren mit zunehmender Schärfe. Mehrfach wurde gegen „Verlegereinflußkrankheit“ und „Eigentümerrücksichtenausatz“ angeschrieben, gegen die Zensur sowieso, aber auch gegen Einmischungen überhaupt. Das Ideal redaktioneller Unabhängigkeit verbiete „der Redaktion eines Tagesblattes dergleichen [Controlle und Einsprache eines Anderen] aufzwingen zu wollen. Sie allein ist verantwortlich, und sie allein muß wissen, was sie zu thun hat!“<sup>23</sup>

---

18 Ähnlich wurde schon beim schlesischen Weberaufstand argumentiert, vgl. *Börsen-Nachrichten*, Nr. 55, 8.7.1844.

19 *Börsen-Nachrichten*, 1. Beilage zu Nr. 79, 2.10.1846.

20 Gegen Fauchers Anstellung hatte sich sogar Innenminister von Bodelschwingh ausgesprochen.

21 Vgl. Frederic J. Fransen. *The Free Trade of Ideas: Spreading the Classical Liberal Gospel of Richard Cobden and the Anti-Corn Law League*. International Centre for Economic Research, Working Paper No. 36, 2002.

22 *Börsen-Nachrichten*, Nr. 64, 9.8.1847.

23 *Börsen-Nachrichten*, 5. Beilage zu Nr. 55, 29.4.1844.

Hier wird ein publizistisches Selbstverständnis deutlich, das sich erst viel später allgemein durchsetzen sollte (und heute wieder bedroht erscheint).

## Revolution

Seit den letzten 24 Stunden sind wir in eine neue Welt getreten und haben eine geschichtliche Phase durchlebt, wie sie oft Jahrhunderte nicht bringt, aber leider unter Schmerzen, Wehen und Opfern, die zu schildern und beschreiben wir nur mit zitternder Hand vermögen.<sup>24</sup>

So hieß es unter dem Eindruck der Berliner Märzereignisse, als die Revolution nach Preußen kam. Für Stettin bedeutete die neue Freiheit eine Medienrevolution. Die *Börsen-Nachrichten* nannten sich ab April *Ostsee-Zeitung* mit dem Motto „Fleiß, Bildung, Freiheit“. Im Mai trat ein neues Blatt in den publizistischen Wettbewerb ein, die konservative *Norddeutsche Zeitung*, die aus Berlin unterstützt wurde, ohne so behäbig wie die *Königlich privilegierte Stettinische Zeitung* zu sein. Von den übrigen Titeln sind meist nur Aktennotizen oder einzelne Exemplare erhalten. Auch die Gründung des später größten pommerschen Blattes, des *Generalanzeigers*, fällt ins „tolle Jahr“. *Norddeutsche* und *Ostsee-Zeitung* erschienen bald zweimal täglich.

Zeitungslayout und -inhalt erweiterten sich. Die durchgehende Paginierung wurde aufgegeben, Korrespondenten berichteten ausführlich aus den politischen Brennpunkten, Lokal- und Provinzberichterstattung wurden ausgebaut. Leserbriefe trafen häufig ein, es entstand eine Debattenkultur auf hohem Niveau – allerdings nahmen auch Polemiken zu, bis hin zu persönlichen Beleidigungen. Unter dem Wiedererstarken der Gegenrevolution entwickelte sich das Blatt nach links. Der oktroyierten preußischen Verfassung und den Unionsplänen des Königs begegnete die *Ostsee-Zeitung* ablehnend, sie hatte auf die Paulskirche gehofft. Dem journalistischen Modernisierungsschub setzte die reaktionäre Pressepolitik ein jähes Ende. Adolf Altwater verließ Stettin schon im Sommer 1848 und ging nach Frankfurt am Main, bis 1852 gab es rasante Personalwechsel (die Redaktionsleiter Maron, Tiessen und Grieben mussten auf politischen Druck hin ausscheiden). Otto Wolff führte die Zeitung von 1852 bis 1884 zunächst wieder mit dem Schwerpunkt Wirtschaft die repressiven Jahre bis zum „Neuen Kurs“ überwintert.

---

24 *Börsen-Nachrichten*, Nr. 25, 25.3.1848.

Vorzensur und Intelligenzzwang blieben zwar abgeschafft – aber vor allem, weil die neuen Methoden wirksamer waren. Stettin hat die Medienvielfalt der Märzrevolution nie wieder erreicht.<sup>25</sup>

## Presseprozesse

Mit der Einrichtung des Oberzensurgerichts ging der preußische Staat zum Justizsystem über. Dabei waren die Zensurmaßnahmen nicht nur repressiv, denn die *Börsen-Nachrichten der Ostsee* galten auch in amtlichen Kreisen als hervorragend redigiertes Blatt. Selbst das Mainzer Informationsbüro, Metternichs Spitzelorganisation, kannte ihren Wert – ein „Konfident“ hielt sie 1847 „bei weitem für das beste Handelsorgan in dem östlichen Teil der preußischen Monarchie“<sup>26</sup>. Die produktive Rolle, die das Blatt für die wirtschaftliche Entwicklung des wenig entwickelten Pommern spielte, erklärt, warum es grundsätzlich befürwortet wurde. Der Provinziallandtag lehnte zwar 1843 eine Beschwerde der *Börsen-Nachrichten* ab, bemängelte aber die Zensurinstruktion als ungenau.<sup>27</sup> 1841 war die Konzession für Wirtschaftsberichterstattung erweitert worden, nun durften auch Staatsverwaltung und Tagesgeschichte behandelt werden, später aber wurde seitens der Zensur wieder auf Einhaltung der ursprünglichen Bedingungen gedrungen. In einer Entscheidung vom 16. August 1843, in der eine Beschwerde Altvaters zurückgewiesen wurde, hieß es zu dieser grundsätzlichen Frage:

Zwar hat der Staats-Anwalt der Beschwerde den Prinzipal-Einwand entgegen gestellt, daß die beiden in Rede stehenden Artikel, ganz abgesehen von der Frage, ob dieselben an und für sich, ihrem Inhalte nach, zulässig seien oder

25 Zu den Auseinandersetzungen zwischen den drei Zeitungen der Revolutionszeit vgl. Harald Bader. „Zu Stettiner Tageszeitungen zwischen Revolution und Reaktion (1847-1850)“. *Baltische Studien*. N.F. Bd. 93, 2007: S. 193-208.

26 Zit. n. Frank Thomas Hofer. *Pressepolitik und Polizeistaat Metternichs. Die Überwachung von Presse und politischer Öffentlichkeit in Deutschland und den Nachbarstaaten durch das Mainzer Informationsbüro (1833-1848)*. München: K. G. Saur, 1983. S. 180.

27 Vgl. Werner Schubert. *Preußen im Vormärz. Die Verhandlungen der Provinziallandtage von Brandenburg, Pommern, Posen, Sachsen und Schlesien sowie – im Anhang – von Ostpreußen, Westfalen und der Rheinprovinz (1841-1845)*. Frankfurt/M.: Peter Lang, 1999. S. 146.

nicht, – ihrem Gegenstande nach die Grenzen der dem Beschwerdeführer ertheilten Concession überschreiten. Es kann jedoch für den vorliegenden Fall dahingestellt bleiben, ob dieser Einwand begründet ist, da, auch wenn die Concession nicht für überschritten zu erachten wäre, die Versagung der Druck-Erlaubnis für die von dem Censor gestrichenen Stellen durch den Inhalt der letzteren vollkommen gerechtfertigt erscheint.<sup>28</sup>

Später (21. September 1843) rückte das Gericht von dieser Nachsicht ab:

Nach Inhalt der über die Konzessionirung der Börsen-Nachrichten der Ostsee an den Redakteur ergangenen Ober-Präsidial-Erlasse vom 15ten Juni 1835 und 13ten Juli 1841 sollen in diesem Blatte nur Gegenstände zur Erörterung gezogen werden, welche sich auf Handel, Schifffahrt, kaufmännische und landwirthschaftliche Industrie, auch in gewissem Maaße auf die Staatsverwaltung und Tagesgeschichte beziehen. Alles dagegen, was religiöse und kirchliche Dinge oder die Politik betrifft, soll von dem Wirkungskreise des gedachten Blattes ausgeschlossen bleiben. Der vorhin bezeichnete Aufsatz ist den politischen Zeitungs-Artikeln beizuzählen, indem er eine mit der Verfassung des Deutschen Bundes in Verbindung stehende Maaßregel der Diskussion unterzieht. Derselbe überschreitet daher die den Börsen-Nachrichten konzessionsmäßig angewiesenen Grenzen, so daß die von dem Redakteur dieses Blattes gegen die erfolgte Versagung der Druck-Erlaubnis eingelegte Beschwerde, wie geschehen, als unbegründet zurückgewiesen werden mußte.<sup>29</sup>

Tatsächlich äußerten sich die *Börsen-Nachrichten* häufig über allgemeine politische Fragen, nicht immer in der gesetzlich vorgeschriebenen bescheidenen Art und wohlmeinenden Absicht – sie passierten die Zensur nach Urteil des Zensors, der die Konzession nicht immer beachtete:

Erlaubt man aber dem Bürger keine Theilnahme an den Staats-Angelegenheiten, so wird er natürlich kein höheres Interesse, als sein eigenes kennen, in seine individuellen Verhältnisse sich versenken, und an die Gesammtheit, die ihn zurückstößt, selten denken. [...] Soll aber eine aktive Liebe zum Vaterlande geweckt werden, so müssen solche öffentliche Institutionen nicht allein in's Volksleben eingeführt werden, sondern die Nation muß auch Zeit haben, die Güte derselben kennen zu lernen und zu verehren. Es ist schon viel zu viel Zeit

---

28 Oberpräsidium Nr. 128, Bd. 3. Staatsarchiv Münster, Bl. 17. Die Akten sind dort gedruckt vorhanden.

29 Oberpräsidium, Bl. 45.

unbenutzt geblieben und verloren gegangen, und wir dürfen nicht säumen, diesen Weg einzuschlagen. [...] So sehr man auch die periodische Presse verkannt und geschmäht hat, so groß ihre Fehlgriffe und Indiskretionen gewesen seyn mögen, nachrühmen muß man ihr dennoch, daß sie bis jetzt beinahe nur die einzige Potenz war, welche das schlummernde Gefühl der Nationalpflichten und der Vaterlandsliebe in Deutschland geweckt und wach erhalten hat.<sup>30</sup>

Besonders ärgerlich für die Lokalzensoren war es, wenn das Gericht Druckerelaubnisse erteilte, da die Zeitungen die genehmigten Texte meist auf der ersten Seite abdruckten, ein Brauch, der den (erfolglosen) Zorn des Innenministers von Arnim nach sich zog.<sup>31</sup> Dem Leser wurde zwar ein langes Gedächtnis abgefordert, doch die *Börsen-Nachrichten* wollten auf diesen Triumph nicht verzichten, auch wenn zwischen Lokalzensur und nachträglichem Abdruck trotz der Nähe zu Berlin durchaus ein halbes Jahr vergehen konnte (auch wegen der mangelnden personellen Ausstattung des Gerichts). So werden zunächst gestrichene Passagen aus Nr. 104 von 1843 im Mai 1844 auf der Titelseite nachgereicht.<sup>32</sup>

Im Juli 1847 befand sich das Blatt in einer schweren Krise. In außerordentlich großer Schrift (etwa der des Zeitungskopfes) teilte das Blatt den Lesern mit: „Wir finden uns veranlaßt, uns einstweilen der raisonnirenden Artikel ganz zu enthalten. Den Grund davon werden wir Jedem, der sich dafür interessirt, gerne mittheilen. d. R.“<sup>33</sup> Diese Mitteilung scheint große Aufregung sowohl in Stettin als auch außerhalb verursacht zu haben. Drei Nummern später setzte die Zeitung fort:

Auf Veranlassung der in Nr. 55 d. Bl. abgegebenen Erklärung sind, abgesehen von denen aus unserem Orte, eine Menge Erkundigungen auch von außerhalb bei uns eingegangen. Letzteren kann natürlich nur schriftlich genügt werden, und bitten wir, da dies Zeit kostet, um Entschuldigung, wenn es theilweise weniger prompt geschieht, als es der Sache nach nöthig wäre und wir es unse-  
rerseits auszuführen wünschten. Im Uebrigen danken wir recht sehr für die uns auch bei dieser Gelegenheit bewiesene Theilnahme und überlassen uns

---

30 *Börsen-Nachrichten*, Nr. 6., 19.1.1844.

31 Vgl. Benjamin Schleyer, *Friedrich Wilhelm Bornemann (1798-1864). Eine Juristenkarriere im Preußen des 19. Jahrhunderts*. Frankfurt/M.: Peter Lang, 2006. S. 87f.

32 *Börsen-Nachrichten*, Nr. 41, 20.5.1844.

33 *Börsen-Nachrichten*, Nr. 55, 9.7.1847.

zugleich der Hoffnung, der in Rede stehende „Grund“ werde überhaupt bald wegfallen.<sup>34</sup>

Die Zeitung war also daran interessiert, den Grund ihrer politischen Enthaltsamkeit zu verbreiten, konnte dies aber nicht in den eigenen Spalten tun, sondern gab die Hintergrundinformationen mündlich oder brieflich weiter. Dass der „Grund“ bald „wegfallen“ möge, lässt sich als Verspottung der Zensur lesen. Der Fall erregte in der liberalen Presse Deutschlands gewisses Aufsehen, was die *Börsen-Nachrichten* zu einer Erwiderung veranlasste:

Folgendes findet sich in der Heidelberger Deutschen Zeitung: „Die in Stettin erscheinenden ‚Börsen-Nachrichten der Ostsee‘ zeigen an, daß sie genöthigt sind, sich für die Zukunft einstweilen aller raisonnirenden Artikel zu enthalten. [...] Dieser Grund scheint kein anderer zu sein als eine geschärfte Censur. Da die Concession der ‚Nachrichten‘ eigentlich nur auf Mittheilungen für Handelsgegenstände lautet, so sind dem Journale schon längst Schwierigkeiten gemacht worden.“ [...] Es ist entweder sehr nachlässig oder nicht sehr freundschaftlich, unsere Erklärung, daß wir zur Suspendierung der qu. Artikel uns veranlaßt fänden, so wieder zu geben, als ob wir zur Aufgabe derselben gezwungen seien [...] d. R.<sup>35</sup>

Auf die Konzessionsbedingungen ging die Zeitung nicht weiter ein, behauptete aber Unabhängigkeit und verteidigte damit ungewollt die Zensur. Sie wiederum wollte die Unruhe beenden und musste dafür beschränkt aufklären. So erschien in der nächsten Ausgabe ein Artikel mit der Überschrift „Laut Erkenntniß des Königl. Ober-Censurgerichts. (ursprünglich für unsere Nr. 54 bestimmt)“, der die Existenz von Schützengilden unter ökonomischen Gesichtspunkten heftig kritisierte.<sup>36</sup> Die Zeitung schaltete also die Berliner Behörde ein und damit die lokalen Zensoren aus. Ab August erschienen wieder räsionierende Artikel, die lokale Zensur scheint verunsichert worden zu sein, denn die Redaktion teilte ihren Lesern, wie im gesamen Fall auf der ersten Seite, im Bewusstsein der eigenen Stärke mit:

---

34 *Börsen-Nachrichten*, Nr. 58, 19.7.1847.

35 *Börsen-Nachrichten*, Nr. 59, 23.7.1847.

36 *Börsen-Nachrichten*, Nr. 60, 26.7.1847. Über das Schützenwesen hieß es: „Uniform, Paradeartiges und dergleichen besticht auch heute noch den Deutschen gewaltig und führt ihn gar leicht zu allerhand komischen Nachäffungen und auf falsche Wege.“ (Nr. 87, 29.10.1847).

Das Schweigen, welches die Redaction d. Bl. eine zeitlang zu beobachten sich veranlaßt sah, legt ihr jetzt, bei Wiederaufnahme ihrer Thätigkeit, zu welcher sie durch die feste Hoffnung bestimmt wird, fortan auf ihrem Wege etwas weniger Dornen zu finden, die Verpflichtung auf, den Interessen, zu deren Vertretung sie sich berufen fühlt, wenn möglich, einen noch stärkeren Eifer zu widmen, als sie früher bereits kundgab.<sup>37</sup>

Wie groß seinerzeit die Unterstützung für den Fortbestand der politischen Meinungsfreude der liberalen Zeitung gewesen ist, trug diese im März 1848, in der Schwebephase zwischen der Freistellung der Zensuraufhebung im Bund und der formellen Abschaffung in Preußen, nach. Demnach bedauerten am 26. Juli 1847 rund 80 Stettiner Unternehmer in einer Erklärung die inhaltliche Einschränkung der *Börsen-Nachrichten*, zugleich die künstliche Trennung durch die Konzession für Wirtschaftsberichterstattung ablehnend: „Zwischen Politik und Handel läßt sich bei der Besprechung von Tagesfragen jetzt keine Grenzlinie mehr ziehen.“ Die unteren Behörden gingen inhaltlich gar nicht darauf ein, sondern verfügten obrigkeitlich: „Damit muß es sein Bewenden haben.“<sup>38</sup> Dieser Fall illustriert, wie das Einschreiten der Zensurbehörde größeren Schaden verursacht als verhütet hat.

Dass die Abschaffung der Vorzensur nicht mit Pressefreiheit verwechselt werden darf, belegt das redaktionelle Geschehen der *Ostsee-Zeitung* vom Juni 1850. Nach harten Angriffen auf die neue Presseverordnung vom 5. Juni und Kritik am verfassungswidrigen Verhalten des Monarchen teilte sie den Lesern am 17. Juni, in der Formulierung den Vorgängen von 1847 ähnlich, mit:

Zu den rein politischen Ereignissen wird sie sich fortan nur referierend verhalten, und in der Besprechung handelspolitischer, landwirthschaftlicher und gewerblicher Fragen, in der Wahrung der materiellen Interessen der Ostsee-Provinzen, in der Bekämpfung des Socialismus in jeder Form und auf jedem Gebiete, ihre Hauptaufgabe sehen. Unsere Leser werden die Gründe zu würdigen wissen, welche die Redaktion veranlassen, sich diese Beschränkungen aufzuerlegen.<sup>39</sup>

Wie drei Jahre zuvor scheute sich das Blatt, Näheres abzdrukken. Was geschehen ist, erschließt sich aus den folgenden Ausgaben. Die Krise war so

---

37 *Börsen-Nachrichten*, Nr. 66, 16.8.1847.

38 *Börsen-Nachrichten*, Nr. 21, 13.3.1848.

39 *Ostsee-Zeitung*, Nr. 138, 17.6.1850.

tief, dass die Redaktion versichern musste, der Fortbestand des Blattes sei gewährleistet.<sup>40</sup> Notgedrungen fand ein Eigentümer- und Chefredakteurswechsel statt. Eduard Tiessen legte die Redaktion nieder, Franz Hessenland übernahm die Zeitung und teilte zugleich mit, dass politisch rasonnierende Artikel entfallen und die Postämter Bestellungen annehmen.<sup>41</sup> Der Zeitung war also der Postvertrieb entzogen worden, was angesichts der weiten Verbreitung über Stettin hinaus existenzbedrohend gewesen ist. Dass der Debit wieder gestattet sei, teilte das Königliche Postamt später mit.<sup>42</sup> Die Zeitung blieb der neuen Linie treu, aber nicht, ohne sich vom bisherigen Kurs würdevoll zu verabschieden, sich dabei zugleich der *Norddeutschen Zeitung* erwehrend, die eine kryptodemokratische Tendenz unterstellte:

Wenn wir uns zu den politischen Ereignissen nur referierend verhalten: Wo bleibt da die uns beigemessene Vertretung der demokratischen Prinzipien in bisheriger Weise? [...] Unser Blatt verliert allerdings in dem bisherigen Redakteur, Herren Tiessen, seinen bewährten Leiter und einen der entschiedensten Vorkämpfer des freien Verkehrs. Wir beklagen das.<sup>43</sup>

Das neue Presserecht stellte also in diesem Fall eine ökonomische Gefahr dar, mit der verglichen sich die Zensurauseinandersetzung von 1847 milde ausnahm. Dort ging es um konkrete Inhalte, hier um Tendenzen und Personen, die geopfert werden mussten, um die Zeitung zu retten. Der disziplinierende Effekt hielt im jüngeren Fall länger an. Der Verzicht auf Rasonnement wurde zum journalistischen Programm, zum Berufsethos unter Zwang. Mit dem Eigentümerwechsel zu Hessenland 1850 nahm die Meinungsfreude der *Ostsee-Zeitung* rapide ab und sank sogar unter das Niveau von 1847. Sie brachte fast ausschließlich Berichte und die Wirtschaft betreffende Aufsätze, was sie ihren Lesern so darlegte:

Die „Ostseezeitung“ mit den „Börsennachrichten der Ostsee“ wird auch im nächsten Quartal nach denselben Grundsätzen redigirt werden, welche sie im letzten Semester befolgt hat. Wie sie sich bisher in ihrem politischen Theil den Tagesereignissen gegenüber einfach referierend verhalten hat, wird sie sich auch fernerhin der politischen Raisonnements enthalten und jede etwa aus

---

40 *Ostsee-Zeitung*, Nr. 143, 22.6.1850.

41 *Ostsee-Zeitung*, Nr. 146, 26.6.1850.

42 *Ostsee-Zeitung*, Nr. 147, 27.6.1850.

43 *Ostsee-Zeitung*, Nr. 150, 1.7.1850.

den Thatsachen zu ziehende Schlußfolgerung ihren Lesern selbst überlassen; ihre Hauptaufgaben aber wird sie wie bisher in der Vertretung der Interessen des Handels, der Gewerbe und der Landwirthschaft in den Ostseeprovinzen erblicken und, von tüchtigen Mitarbeitern unterstützt, zu erfüllen suchen.<sup>44</sup>

Dabei berief sie sich auf ihr ursprüngliches handelspolitisches Programm bei Gründung des Blattes.<sup>45</sup> Die konservative Konkurrenz kommentierte die Not der *Ostsee-Zeitung* hämisch.<sup>46</sup> In den Jahren bis zum „Neuen Kurs“ entwickelte sich das Feuilleton, zusammen mit der wachsenden Kultur der Stadt. Nach mehreren Fusionen verschwand die Zeitung im 20. Jahrhundert. Mit dem Verbot des sozialdemokratischen *Völkboten* 1933 verstummte die freie Presse Pommerns überhaupt.

Die *Börsen-Nachrichten der Ostsee/Ostsee-Zeitung* waren eine der wichtigsten publizistischen Stimmen Pommerns und Preußens. Ihre liberale Haltung und ihr Mut angesichts widriger Umstände machen deutlich, was Journalismus leisten konnte – und leisten sollte. In der publizistischen Konkurrenzsituation während der Medienrevolution 1848/49 war das weltoffene, fortschrittsfreundliche, die alte sogenannte Unparteilichkeit bekämpfende, freiheitliche Blatt führend; es wurde erst unter polizeilichem Druck aufgehoben. Stofffülle und argumentative Kraft der *Börsen-Nachrichten* ringen noch heute Respekt ab.

---

44 *Ostsee-Zeitung*, Nr. 289/2, 10.12.1850.

45 *Ostsee-Zeitung*, Nr. 281/2, 30.11.1850.

46 Dort hieß es u.a. über die *Ostsee-Zeitung* „Das Blatt wird die demokratischen Prinzipien nach wie vor vertreten, doch unter dem drohenden Postdebitsverbot sich akkomodiren.“ (*Norddeutsche Zeitung*, Nr. 293/Mittag, 27.6.1850).

Jadwiga Sucharzewska (Breslau)

## Die Bewegung um Ronge und die schlesische Presse des Vormärz

Ein Teil der deutschen, ein Teil der preußischen Presse ergeht sich in mannigfachen Anpreisungen eines Schreibens, das offen und unmittelbar zur Empörung aufruft, und preußische Censoren gestatten das Unwesen, und preußische Censoren lassen den Artikel sogar abdrucken.<sup>1</sup>

So emphatisch reagierte das *Schlesische Kirchenblatt* auf den ersten Abdruck des offenen Schreibens, das von dem suspendierten Priester Johannes Ronge an Bischof Arnoldi gerichtet wurde, der in Trier die seit dem Jahre 1800 nicht mehr veranstaltete Ausstellung des „heiligen Rocks Christi“ wieder ins Leben rief. Das ursprünglich am 13. Oktober 1844 in den liberalen *Sächsischen Vaterlandsblättern* erschienene Schreiben, in dem der Adressat als „Tetzel des 19. Jahrhunderts“<sup>2</sup> bezeichnet wurde, fand unvergleichlich große Resonanz. Ein regelrechter „Pressekrieg um Ronge“ brach aus, in dessen Verlauf immer wieder die Instanz der Zensur angerufen wurde. Zum einen im Tenor des oben angeführten Zitats, zum anderen verbunden mit mehr oder weniger offenen Forderungen nach größerem Handlungsspielraum für die Presse. In den folgenden Ausführungen soll der Frage nachgegangen werden, welche Partei in dieser Auseinandersetzung den Widersacher übertönte.

Schon das Ausmaß des „Rongeschen Tumults“<sup>3</sup> lässt vermuten, dass die Frage der Pressefreiheit nur einer der dabei zur Sprache gebrachten Aspekte ist. Nach Werner Bein fungierte die Rongesche Bewegung als „ein Rückhalt für die demokratisch-freiheitliche Bewegung“ und „Sammelbecken für die Kräfte, die sich nach der Revolution von 1848 eigenständig artikulieren

- 
- 1 *Beilage zum Schlesischen Kirchenblatt* 1844. Nr. 46: S. 2. Den Präzedenzfall schuf der Laubaner *Wöchentliche Anzeiger*, der am 2. November 1844 dem umstürzlerischen „Trierschen Brief“ seine Spalten öffnete (Nr. 44. S. 245-248).
  - 2 Johannes Ronge. „Urtheil eines katholischen Priesters über den heiligen Rock zu Trier“. Ders. *Rechtfertigung*. 4. Auflage. Jena: Frommann, 1844. S. 47.
  - 3 *Die hohe Bedeutung des hl. Rockes Jesu Christi zu Trier, zur Rechtfertigung der Verehrung desselben. Ein Büchlein für alle Stände, für Stadt und Land*, von einem Priester zu Aschaffenburg. Würzburg: Voigt & Mocker, 1846. S. 16.

konnten.<sup>4</sup> Ronges Auftritt wurde von den einen als charakteristisch für die „Windbeutelperiode für Deutschland“<sup>5</sup> gebrandmarkt, von den anderen als „ein neues Ostern“, ein die „Auferstehung der Nation ankündigender Frühling“<sup>6</sup> gepriesen. Mein Anliegen lag darin, nachzuvollziehen, welche demokratisch-freiheitlichen Bestrebungen die Veröffentlichung von Ronges Artikel ausgelöst und gefördert hat und auf welche Weise es trotz aller Meinungskontrolle in die schlesische Presse eingedrungen ist.

Die Komplexität der kirchlichen Verhältnisse Schlesiens darf nicht außer Acht gelassen werden. Sie war nämlich für die von den Behörden der Provinz betriebene Pressepolitik von nicht geringer Bedeutung, wovon die Tatsache zeugt, dass der Breslauer Oberpräsident Merckel 1843 dringend die Ernennung von theologischen Sonderzensoren erbat, obwohl alle Fachzensur laut der neuen Gesetzgebung vom 1. Juni 1843 aufgehört hatte.<sup>7</sup> Auch der Werdegang des rebellischen Autors des „Trierschen Briefes“ wurde von dieser konfessionell bedingten „Gärung“ maßgeblich mitgeprägt. In diesem Zusammenhang erhebt sich die Frage, ob Ronge als Rädelsführer oder lediglich als „Anzünder“ dieser Vorwegname der Revolution vom Jahre 1848 anzusehen ist.

Die im vormärzlichen Preußen geltende Regel, nach der Erfolg im Kampfe gegen den Presszwang auf der „Wahl des richtigen Druckorts, genauer gesagt: des richtigen Zensors“<sup>8</sup> beruhte, hat auch Ronge dazu veranlasst, seinen Brief in den *Sächsischen Vaterlandsblättern* veröffentlichen zu lassen. Doch auch die mildere Zensurpraxis in Sachsen betrachtete er als Bedrohung. In seiner

---

4 Werner Bein. „Restauration und Revolution. Grundzüge der politischen Geschichte Schlesiens 1815-1848“. *Restauration, Vormärz und Revolution*. Hg. Werner Bein. Würzburg: Stiftung Kulturwerk Schlesien, 1985. S. 38.

5 *Beiträge zu einer Charakteristik der neuen deutsch-katholischen Kirche in Abfertigung eines gewissen Literaten und Zeitungs-Correspondenten von einem Breslauer Bürger. Nebst einer kurzen Beleuchtung von Herrn Ronge's Flugschriften. Neue und doch alte Feinde*. Grünberg: Fr., Weiß, 1846, S. 22.

6 *Vorwärts! An die protestantischen Geistlichen Deutschlands. Von einem ihrer Amtsgenossen im Königreiche Sachsen*. Altenburg: Schnuphasesche Buchhandlung, 1845. S. 4.

7 Vgl. Willy Klawitter. *Geschichte der Zensur in Schlesien*. Breslau: Maruschke und Berendt, 1934. S. 257.

8 Wolfram Siemann. „Ideenschmuggel. Probleme der Meinungskontrolle und das Los deutscher Zensoren im 19. Jahrhundert“. *Historische Zeitschrift* 245 (1987): S. 87.

*Rechtfertigung* gesteht er, vor der Veröffentlichung seines Aufsatzes „wegen der Druckerlaubnis“ „gezittert“ zu haben<sup>9</sup>. Um jegliche Beanstandungen seitens der Zensur zu vermeiden, sandte er das umstürzlerische Schreiben zuerst zur Prüfung an einen befreundeten Literaten in Breslau, Otto Linderer, der es danach an Robert Blum, den Redakteur der *Sächsischen Vaterlandsblätter* weiterleitete.<sup>10</sup> Der Artikel „Urtheil eines katholischen Priesters über den heiligen Rock zu Trier“ erschien am 13. Oktober 1844 in der Nummer 164 dieser Zeitung – und das, wie Ronge voller Freude an Blum schrieb „ohne den geringsten Zensurstrich“<sup>11</sup>.

Die seit 1841 in Leipzig bei Reclam „weitgehend unzensiert“<sup>12</sup> erscheinenden *Sächsischen Vaterlandsblätter* hatten einen breiten Abonnementkreis und waren eine der meistgelesenen Zeitungen in Schlesien.<sup>13</sup> Sie spielten eine kaum zu überschätzende Rolle als Sprachrohr der oppositionellen Bewegung, die u.a. in den Petitionen von 1843 radikale Forderungen (darunter eine allgemeine Pressefreiheit) gestellt hatte.<sup>14</sup> Viele schlesische Schriftsteller liberaler Gesinnung waren feste Mitarbeiter dieser Zeitung, darunter Graf Eduard Reichenbach, „einer der radikalsten Wortführer in Schlesien“<sup>15</sup>, dessen Haus im Kreis Neisse zum „Heim aller Entgleisten in vormärzlicher Zeit“<sup>16</sup> wurde. Es kann also kaum verwundern, dass die schlesischen Behör-

9 Ronge. *Rechtfertigung*. (wie Anm. 2). S. 39.

10 Hanns J. Christiani. *Johannes Ronges Werdegang bis zu seiner Exkommunikation. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschkatholizismus*. Berlin: Arthur Collignon 1924. S. 21. Von der engen Zusammenarbeit Ronges mit Lindner, der selbst einst von der Zensur verfolgt wurde – vgl. Klawitter. *Geschichte* (wie Anm. 7). S. 236 –, zeugt auch Lindeners Broschüre *Teophrastus Paracelsus als Bekämpfer des Pabstthums. Mitgetheilt und seinem Freunde Johannes Ronge gewidmet*. Leipzig: Koehler, 1845.

11 Zit. n. Christiani *Werdegang* (wie Anm. 10). S. 42.

12 Bein. *Restauration und Revolution* (wie Anm. 4). S. 9.

13 Klawitter. *Geschichte* (wie Anm. 7). S. 205.

14 Vgl. dazu: Anna Stroka. „Theodor Paurus Kampf gegen die Unvernunft in Neisse um die Zeit des Vormärz“. *Neisse. Kulturalität und Regionalität*. Hg. Wojciech Kunicki/Monika Witt. Nysa: Oficyna Wydawnicza PWSZ w Nysie, 2004. S. 49; Heinrich Wendt. „Oberpräsident von Merckel als Vertrauensmann der Breslauer Bürgerschaft“. *Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens* 53 (1919) H. 2. S.129.

15 Klawitter. *Geschichte* (wie Anm. 7). S. 253.

16 Ebd. S. 254. Auch Ronge hat dort Asyl gefunden. Vgl. Ronge. *Rechtfertigung* (wie Anm. 2). S. 39.

den, die Zeitschrift stets im Visier behaltend, wiederholt Beschwerden gegen die eigenwillige Redaktion bei der sächsischen Regierung einlegten. Da dies nichts einbrachte, beantragte der preußische Innenminister Arnim beim König ein Verbot der Zeitung für Schlesien. Sein Gesuch argumentierte:

Was E. Kgl. M. Censoren aus den inländischen Blättern an verleumderischen und gehässigen Artikeln zurückgewiesen, das fand meistens in jenen Blättern die Aufnahme, und insbesondere von Schlesien aus wurden sie hierzu fast regelmässig benutzt.<sup>17</sup>

Am 14. März 1845, lange nachdem Ronge „seine Bombe aus dem Mörser der ‚Sächsischen Vaterlandsblätter‘ geworfen hatte“<sup>18</sup>, kam das Verbot zustande.<sup>19</sup> Die Veröffentlichung in den „bekanntesten skandalstüchtigen“<sup>20</sup> *Sächsischen Vaterlandsblättern* bahnte dem „Trierschen Brief“ den Weg in die Heimat seines Verfassers. Die Veröffentlichung des umstürzlerischen Schreibens in der lokalen Presse schien zunächst wegen der Zensurverhältnisse nicht in Frage zu kommen, doch die beispiellose Nachfrage hat zu einer paradoxen Situation geführt: Abdrucke des Rongeschen Briefes, „in Breslauer Bier- und Kaffehäusern massenweise feilgeboten“, waren „in aller Händen und bildeten das Tagesgespräch“<sup>21</sup>. Die *Schlesische Chronik* vom 3. November 1844 berichtete aus Breslau:

Ein einziger Katholik kauft 1000 Exemplare, um sie unter seine Glaubensgenossen zu verbreiten, damit sie inne werden sollen, wie die Hierarchie das arme Volk, statt aus den Banden des Aberglaubens zu befreien, dreifach fester umstrickt; es dann bequem ausbeutet und zu ihren Zwecken benutzt. Reclam ließ 50000 Exemplare drucken, und gleichwohl gehen noch täglich neue Bestellungen ein.<sup>22</sup>

17 Ebd. S. 242f.

18 „Herr Domprediger Förster und die schlesische Presse“. *Schlesisches Kirchenblatt* Nr. 51. 21.12.1844. S. 402.

19 *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*. Nr. 37. 22.4.1845. S. 413.

20 Stephan Strzybny. *Die Kapläne der Breslauer Diözese und ihr ehemaliger Amtsgenosse*. Regensburg: Manz, 1845. S. 11.

21 *Schlesisches Kirchenblatt*. Nr. 46. 16.11.1844. S. 366.

22 *Schlesische Chronik* Nr. 88. 5.11.1844. S. 382. Einen Beleg für diese imponierenden Auflagezahlen liefert der Aufruf eines Buchhändlers (mit „Spondäus“ unterzeichnet) im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, der seine Zunftgenossen, die Ronges Brief „in Tausenden von Exemplaren abgedruckt und

Schon wenn man in Betracht zieht, dass die *Schlesische* und die *Breslauer Zeitung*, die größten „einheimischen“ Periodika der Provinz, 1845 3000 bzw. 4000 Stück druckten<sup>23</sup>, verdient das Schreiben durchaus, eine „Bombe“ genannt zu werden. In erster Linie wegen der Reichweite der „Detonationswelle“: Wie eine anonyme Broschüre berichtete, fand Ronges Brief „nicht allein über das ganze deutsche Vaterland, sondern auch über die Grenzen desselben hinaus“<sup>24</sup> Verbreitung. Zum anderen wegen seiner inhaltlichen „Sprengkraft“. Die Breslauer Bürger wurden von dem Schreiben dermaßen „electricirt“<sup>25</sup>, dass sie einerseits an dem um Ronge entfachten Pressekrieg aktiv teilnahmen, andererseits aber in eine „Gegenöffentlichkeit“<sup>26</sup> flüchteten, um ihren Standpunkt zu demonstrieren. Wie ein Zeitzeuge schrieb, glich Breslau „dem Krater eines Vulkans, aus welchem die glühende Lava weithin ausgeschleudert wurde“<sup>27</sup>.

Es liegt auf der Hand, dass die lokale Presse von dieser „Eruption“ nicht verschont bleiben konnte, und es erhebt sich die Frage, wie es vor Ronges Auftreten um das Revolutionspotential in schlesischen Blättern bestellt war. Leopold Müller, Presseforscher und Zeitzeuge zugleich, sprach es ihr schroff ab. In seinem 1842 veröffentlichten Artikel „Censur und inländische Presse“ beschuldigte er die „einheimischen“ Zeitungen des Mangels an Ausdruckskraft und eigener Identität.<sup>28</sup> Er war der Ansicht, dass schlesische Zeitungen Zensurrestriktionen als Vorwand für all ihre Unzulänglichkeiten nutzten:

---

abgesetzt haben“, ermahnte, dem Autor auch „ein verhältnismäßiges Honorar“ zu gewährleisten. Ebd. 3. 10.1.1845. S. 26.

23 Vgl. Klawitter. *Geschichte* (wie Anm. 7). S. 240.

24 *Johannes Ronge's Leben nebst den seine Degradation und Excommunication veranlaßten Aufsätzen: „Rom und das Breslauer Domcapitel“ und „Urtheil eines katholischen Priesters über den heiligen Rock zu Trier“*. Ein Beitrag zur Geschichte der Gegenwart. Jena: Luden, 1845. S. 26f.

25 Ferdinand Kampe. *Geschichte der religiösen Bewegung der neueren Zeit*. Bd. 2. Leipzig: Wigand, 1852. S. 79.

26 Wolfram Siemann. „Von der offenen zur mittelbaren Kontrolle. Die Wandel in der deutschen Preßgesetzgebung und Zensurpraxis des 19. Jahrhunderts“. *„Unmoralisch an sich.....“ Zensur im 18. und 19. Jahrhundert*. Hg. Herbert G. Göpfert/Erdmann Weyrauch. Wiesbaden: Harrasowitz, 1988. S. 306.

27 Kampe. *Geschichte der religiösen Bewegung* (wie Anm. 25). S. 79.

28 *Schlesische Chronik*. 8.10.1842.

Ist es nicht eine Schmach, dass unsere Blätter die das meiste Aufsehen erregenden Artikel aus fremden Zeitungen entlehnen und sich nicht wenig auf die Courage einbilden, dieselben „durch die Zensur gebracht zu haben“, trotzdem diese durch das Imprimatur, welches sie ihnen erteilt, gewissermaßen zur Selbstproduktion auffordert.<sup>29</sup>

Die Reaktion auf den „Trierschen Brief“ erschüttert diese These. Um diesen „durch die Zensur zu bringen“, mussten die beiden größten schlesischen Zeitungen – nach wiederholten Einsprüchen des lokalen Zensors – beim Oberzensurgericht Beschwerde einlegen. Ihre Bemühungen wurden erst Anfang Dezember 1844 von Erfolg gekrönt, was Müller später damit erklärt, dass zu dieser Zeit die Rongesche Bewegung „von der Regierung begünstigt wurde“<sup>30</sup>. Als ein Jahr später „die Zügel der Zensur immer schärfer angezogen wurden“<sup>31</sup>, erwies sich die „Schlesierin“ als konsequenter, da sie sowohl mit der Zensurbehörde als auch mit der „loyalen bis servilen“ „Breslauerin“ in Konflikt geriet.<sup>32</sup> Zur Geburtsstunde der Bewegung um Ronge aber meldeten die beiden „Zeitungsschwestern“ einstimmig die wachsende Popularität des Rongeschen Briefes im In- und Ausland. Schon am 26.10.1844 berichtete die *Breslauer Zeitung* über einen in der *Vossischen Zeitung* abgedruckten „höchst lesenswerten Aufsatz eines katholischen Priesters“, der „achtungswerthe Freimuth“ unter Beweis gestellt habe.<sup>33</sup> Dem Bericht wurde ein vielsagender Kommentar beigefügt: „Möge der genannte Aufsatz viele Leser finden!“<sup>34</sup> Am 18.11.1844 schrieb sie über „Hunderttausende von Abdrucken“ durch angesehenen Zeitungen in ganz Deutschland.<sup>35</sup> Die Leser der „Breslauerin“ konnten erfahren, dass Ronges Schreiben auch in Frankreich<sup>36</sup> und in der Schweiz „einen reißenden Absatz findet“<sup>37</sup>. Die *Schlesische Zeitung* beschränkte sich nicht auf Berichte vom „unermessli-

---

29 Ebd. S. 67.

30 Leonard Müller. *Die Breslauer politische Presse von 1742-1861. Nebst einem Überblick über die Dekade 1861- 1871*. Breslau: Goerlich & Coch, 1908. S. 71.

31 Klawitter. *Geschichte* (wie Anm. 7). S. 233.

32 Leonhard Müller. *Geschichte der Breslauer Zeitungen von 1742-1871*. Breslau: von Grosse & Co, 1907. S. 30, 32.

33 Nr. 252. S. 2166.

34 Ebd.

35 Nr. 271. S. 2323.

36 Nr. 292. S. 2514.

37 Nr. 293. S. 2526.

chen Aufsehen“, das der Triersche Brief in „ganz Deutschland gemacht hat“ und von zahlreichen, „meist von Katholiken“ unterzeichneten „Schreiben der Anerkennung und des Dankes für seine zur rechten Zeit gesprochene Worte“<sup>38</sup>, sondern war auch bestrebt, ihren Lesern die Persönlichkeit des rebellischen Kaplans näher zu bringen. Am 23.11.1844 veröffentlichte sie einen Brief von „einem achtbaren Bankier“ aus Breslau. Durch dessen „lange schon erwünschte Erklärung über die Person und Stellung Ronges, und die eigentlichen Ursachen seiner Absetzung“ wollte die Redaktion „weiteren Verletzungen an dem tadellosen Wandel jenes nach Wahrheit und Reinheit seines Glaubens strebenden katholischen Geistlichen“ vorbeugen.<sup>39</sup>

Das vormals passive Leseublikum bestimmte den Ton der Presse nun wesentlich mit. Das *Schlesische Kirchenblatt*, das sich als die „einzige katholische Stimme“<sup>40</sup> der schlesischen Presse betrachtete, berichtete zwar, es seien so zahlreiche „aufklärende und beurteilende“<sup>41</sup> Beiträge über Ronge eingegangen, dass sie auf lange Zeit Stoff für die Zeitung böten, doch der salbungsvolle Stil dieser Aufsätze lässt ihre Autoren eher in Kreisen der schlesischen Geistlichkeit vermuten. Es kann daher nicht verwundern, dass „mehrere katholische Bürger“ ihren Protest gegen das „lieblose und rücksichtslose Verfahren, das bei Verbreitung des Briefes hier stattgefunden“<sup>42</sup>, in der „profanen“ Presse veröffentlichten. Eine entsprechende, am 5.11.1844 in der *Breslauer Zeitung*<sup>43</sup> erschienene Erklärung wurde am nächsten Tage von der „Schlesierin“ nachgedruckt. Obwohl sie ihre Spalten dem Protest öffnete, machte letztere aus ihrem Standpunkt allerdings keinen Hehl, indem sie ausgiebig Fragezeichen einstreute:

Der famose bekannte Artikel des Herrn Johannes Ronge in den „Sächsischen Vaterlandsblättern“ wird, abgedruckt hier in den Bierhäusern öffentlich zum Verkauf ausgeben. Wenn wir es (?) selbst von der Lieblosigkeit und Rücksichtslosigkeit gegen uns dabei absehen wollen, so möchten wir doch wissen, in wie fern sich (??) dieses Verfahren gegen (???) die Censur-Instruction rech-

---

38 Nr. 278. S. 2390.

39 Nr. 276. S. 2364.

40 Nr. 45 vom 9.11.1844. S. 354.

41 Nr. 46 16.11.1844. S. 368.

42 *Schlesische Zeitung* 1844. Nr. 265. S. 2276.

43 Nr. 260. S. 2230.

fertigt, da eine solche Sprache, wie sie der gedachte Artikel führt, wohl mehr geeignet sein dürfte, den confessionellen Frieden zu stören, als zu fördern.<sup>44</sup>

Dieser „Kritik in Fragezeichen“ folgt ein kritischer Kommentar, dessen Autor (der als „Katholik“ unterzeichnet) „mehren katholischen Bürgern“ zum einen Unkenntnis der „Censur-Instruction“ vorwirft, zum anderen ihre „Hülferufe nach Zensur“ darauf zurückführt, dass sie „keine andere Waffe haben“<sup>45</sup>.

Nachdem beiden schlesischen Zeitungen gestattet worden war, den Brief Ronges zu drucken, begann die entscheidende Etappe dieses Pressekrieges, währenddessen die Zensurfrage immer wieder zur Diskussion gestellt wurde. In der *Schlesischen Zeitung* erschien das umstürzlerische Schreiben am 9.12.1844<sup>46</sup>, in der *Breslauer Zeitung* am 14.12.1844.<sup>47</sup> Da der für beide zuständige Lokalsensor, Regierungsrat Schoenfeld, der „letzte und berüchtigtste aller schlesischen Zensoren“<sup>48</sup>, die Druckerlaubnis beharrlich versagt hatte, führten die beiden Redaktionen Beschwerde beim Oberzensurgericht, das den Abdruck schließlich gestattete. Die Zeitungen argumentierten, dass das Schreiben sogar von der in der „fast durchaus katholischen Provinz erscheinenden“ *Posener Zeitung* nachgedruckt wurde.<sup>49</sup> Ronge-Gegner seien privilegiert, z.B. habe das *Schlesische Kirchenblatt* „mehrere Invectiven gegen die Person des Verfassers“ gebracht, und es würde „eine von einem Schüler abgefasste Gegenschrift des Rongeschen Briefes in allen Gassen angeboten“<sup>50</sup>. Es ist bezeichnend, dass sich die *Breslauer Zeitung* schon am 7.11.1844 – als sie noch von der lokalen Zensur am Abdruck des Rongeschen Schreibens gehindert war – voller Hoffnung auf den „Areopagus der Presse“<sup>51</sup>, wie sie das Oberzensurgericht nannte, berief. Sie schenkte dessen Beschluss vom 6.11.1844, einen kurz nach der Veröffentlichung konfiszierten Gedichtband von Carl Beck betreffend, viel Aufmerksamkeit. Der Band war, bis auf zwei als „staatsgefährlich“ verworfene Gedichte, erlaubt worden. Die „Breslauerin“ maß diesem Ereignis bahnbrechende Bedeutung bei:

44 Nr. 261, S. 2238.

45 Ebd.

46 Nr. 289, S. 2483.

47 Nr. 294, S. 2533.

48 Klawitter. *Geschichte* (wie Anm. 7). S. 231.

49 Vgl. *Schlesische Zeitung*. 1844. S. 2483; *Breslauer Zeitung* 1844. S. 2533.

50 *Schlesische Zeitung*. 1844. S. 2483.

51 Nr. 262, S. 2247.

Es ist ein Sieg der Überzeugung, dass das Ober-Censur-Gericht [...] in unserer Zeit nicht unter so strenge Zwangsbefehle gestellt worden, dass seine schützende und rettende Macht nur noch ein Schein, wie man von manchen Seiten zu zischen anfang; der Sieg, dass selbst bei der oppositionellen Richtung das Werthvolle sich Anerkennung von seiten seiner Gegner erzwingt.<sup>52</sup>

Der dank des Oberzensurgerichts gewonnene Kampf gegen die lokale Zensur, eins der wichtigsten Gefechte des um die „Triersche Angelegenheit“ entfachten Pressekriegs, ließ die beiden schlesischen Zeitungen noch mehr Mut schöpfen. Aus dem folgenden Kommentar der „Schlesierin“ kann man Hoffnung auf einen größeren Handlungsspielraum für die Presse herauslesen:

Nun es ist zwar allgemein bekannt und auch aus der Natur des Censur-Instituts ganz erklärlich, daß ein Censor sich an die Ansichten seines oder seiner Collegen nicht zu kehren brauche, indem er dabei auf die individuelle Auffassung eines zu censurierenden Aufsatzes ankommt, aber nicht so leicht ist die Vereinigung eines Censurstrichs mit dem freigebenden „Von Rechts Wegen“ eines Urtheils des Ober-Censurgerichts. [...] Diese Entscheidung des Hohen Ober-Censurgerichts ist keine unwichtige, indem sie als Präjudiz für alle die Fälle dienen kann, wo die Presse das Verfahren eines Censors in irgend einer speziellen Angelegenheit besprechen will.<sup>53</sup>

Das „Taufwetter“ erwies sich jedoch als kurzfristig. Die Verordnung vom 14.3.1845, mit der Friedrich Wilhelm IV. das Verbot der *Sächsischen Vaterlandsblätter* für Preußen genehmigte, enthielt eine wichtige Neuregelung, derzufolge Debitsverbote gegen alle innerhalb des Deutschen Bundes erscheinenden Zeitschriften, sofern diese „die Gegenstände der Politik aufnehmen oder auch nur gelegentlich in das Gebiet der Politik übergreifen“, nicht mehr dem Oberzensurgericht, sondern dem Innenminister übertragen wurden.<sup>54</sup> Die Bewegung um Ronge wurde von der preußischen Regierung als Bedrohung für die staatliche Ordnung anerkannt, was zu einem „ganz geheimen“<sup>55</sup> Zensurerlass vom 16. August 1845 führte. Von nun an sollte die Zensur bei die „kirchliche Bewegung“ in Schlesien betreffenden Artikeln „mit peinlicher Strenge verharren“ und alles streichen, „was Angriffe auf

---

52 Ebd.

53 Nr. 289, S. 2483.

54 *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Nr. 37 vom 22.4.1845, S. 413.

55 Klawitter, *Geschichte* (wie Anm. 7), S. 261.

andere Glaubensparteien enthielt und die Konfessionen unter einander und gegen die Regierung aufreizen könnte“<sup>56</sup>.

Der durch den königlichen Erlass bezweckte Waffenstillstand wurde gebrochen, als der reformfreundliche Breslauer Fürstbischof Graf Seldnitzky vom Papst zum Rücktritt aufgefordert worden war und das „harte Ringen um den erledigten Bischofstuhl“<sup>57</sup> begonnen hatte. Nachdem sich das zersplitterte Domkapitel – nicht ohne Intervention der Regierung – auf die Wahl Joseph Knauers einigte, eines, wie Ronge selbst einräumte, gemäßigten, humanen, vielleicht gar „freisinnigen Mannes“<sup>58</sup>, hatte der Papst mit der Bestätigung seiner Wahl anderthalb Jahre gezögert, bis zum 27.1.1843. Diese unter katholischen Geistlichen der Breslauer Diözese heftig kritisierte Verzögerung nahm der „von der Schmach der zunehmenden Finsterniß ergriffene“<sup>59</sup> Ronge zum Anlass, zum ersten Mal öffentlich aufzutreten. Sein Aufsatz „Rom und das Breslauer Domkapitel“ erschien am 15.11.1842 in der Nr. 135 der *Sächsischen Vaterlandsblätter*. Als ein Jahr später vom Trierschen Bischof Arnoldi eine Ausstellung „des heiligen Rockes Christi“ veranstaltet wurde, sah sich der am 30.1.1843 wegen des oben genannten Artikels suspendierte Kaplan veranlasst, zum zweiten Mal sein *votum separatum* abzugeben. Ursprünglich wollte er es nur bei einer Broschüre gegen diese „lange vorbereitete, prunkende Ostentation der Hierarchie“ bewenden lassen.<sup>60</sup> Als er aber aus einem in den *Sächsischen Vaterlandsblättern* am 21.9.1844 veröffentlichten Artikel erfuhr, dass binnen eines Monats über 500.000 Wallfahrer nach Trier gekommen waren<sup>61</sup>, soll er sich entschlossen haben, ein offenes Schreiben an Arnoldi zu verfassen und es in demselben Blatte, dem „Flaggschiff“ der liberalen Presse im Vormärz, zu veröffentlichen.

Domprediger Heinrich Foerster griff in seiner am 10.11.1844 gehaltenen Predigt *Der Feind kommt, wenn die Leute schlafen* Ronge und seine Anhänger an, da deren „Zügellosigkeit nicht der Kirche, sondern dem Staate

---

56 Ebd.

57 Christiani. *Werdegang* (wie Anm. 10 ). S. 29.

58 Ronge, *Rechtfertigung* (wie Anm. 2). S. 18.

59 Ebd.

60 Christiani. *Werdegang* (wie Anm. 10 ). S. 41.

61 Ebd. Von August bis Oktober 1844 sollen es „weit mehr als eine Million“ gewesen sein. Vgl. Johannes Wallmann. *Kirchengeschichte Deutschlands sei der Reformation*. 6. Aufl. Tübingen: Mohr, Siebeck, 2006. S. 244.

zum Schaden gereichen werde“<sup>62</sup>. Seine „auf vielseitiges und dringendes Begehren“ gedruckte Predig fand eine beispiellose Verbreitung: Im Laufe von 14 Tagen erlebte sie zehn Auflagen.<sup>63</sup> Dennoch stammte ein beträchtlicher Teil der Zeitungs- und Broschüren- Literatur, die für Ronge Partei nahm, von katholischen Laien.<sup>64</sup> Das enorme Interesse der Leserschaft blieb bestehen, so dass – wie der Korrespondent der *Schlesischen Zeitung* bissig bemerkte – die Buchhändler „das beste Zeugnis für die Wunderkraft der Trierschen Reliquie“<sup>65</sup> ablegen könnten.

Außer dem *Schlesischen Kirchenblatt*, das, wie der Korrespondent der *Breslauer Zeitung* zugespitzt formulierte, „sein Votum für das Votum von Millionen katholischen Schlesier“ ausgab und diese „nach Böcken und Schafen“ sonderte<sup>66</sup>, ist kaum ein Presseorgan für Förster in die Schranken getreten. Das „Sündenregister“<sup>67</sup>, das dieser der „schlechten Presse“ vorhielt, stachelte die Opposition zum Gegenangriff an. Laut Christiani habe Ronge angesichts des enormen Erfolgs seines Briefes erst dank der „sehr unerwünschten Nebenwirkung der Försterischen Predigt“<sup>68</sup> die „Reformfreunde“<sup>69</sup> um sich versammelt, was die Gründung der deutsch-christlichen Kirche in Gang setzte.<sup>70</sup> Es ist daher verständlich, dass die nächsten Veröffentlichungen der Ronge-Gegner den Autor des „Trierschen Briefes“ zu diffamieren versuchten. Der Domkapitular Ritter, Ronges Intimfeind<sup>71</sup>, beteuerte, er hätte „wegen des Libells des Privat-Lehrers von Laurahütte kein Wort verlo-

62 [Heinrich Förster]. *Cardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock*. Ein Lebensbild. Von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle. Breslau: Manz, 1859. S. 146.

63 Vgl. Klawitter, *Geschichte* (wie Anm. 7). S. 259.

64 Vgl. dazu: *Der Feind kam, da die Leute schliefen. Eine predigt Herrn Dombherrn Foerster und allen katholischen Priestern zu Verherzigung, von einem römisch-katholischen Laien*. Hirschberg. 1845. S. 11.

65 *Schlesische Zeitung*. Nr. 297. 17.12.1844. S. 2568.

66 *Breslauer Zeitung*. Nr. 271. 18.11.1844. S. 2323.

67 *Breslauer Zeitung*. Nr. 289. 6.12.1844. S. 2481.

68 Christiani. *Johannes Ronges Werdegang*. (wie Anm. 10). S. 50.

69 Vgl. *Für christkatholisches Leben. Materialien zur Geschichte der christkatholischen Kirche*. Hg. Ottomar Behnsch. Bd. 1. Breslau: Schulz & Comp., 1844. S. 2.

70 Am 12.1.1845 gründete Ronge eine landesweit verbreitete allgemeine Kirche.

71 Ritter, Bistumsverweser zur Zeit des ersten Auftretens von Ronge, soll den Rebellen auf eine inhumane Weise „inquiriert“ haben. Vgl. Ronge. *Rechtfertigung* (wie Anm. 2). S. 17, 21.

ren“, wenn die „im französischen Solde stehende“ Presse es nicht „zu einem Ereignis gestempelt hätte“<sup>72</sup>. Und Johann Baptista Baltzer, Professor an der katholischen-theologischen Fakultät zu Breslau, „die größte Stütze des hiesigen Ultramontanismus“<sup>73</sup>, behauptete, Ronge sei lediglich ein „gefeierter Strohhalm“, „von einer Partei gemissbrauchtes Werkzeug“<sup>74</sup>, während Graf von Reichenbach der tatsächliche Autor des Schreibens an Arnoldi sei.<sup>75</sup>

Nicht mehr Ronge selbst, sondern die sich seiner Person (oder gar nur seines Namens) bedienende „schlechte“ Presse wurde zur Zielscheibe der kirchlichen Partei. In seiner Aufsehen erregenden Broschüre *Preßfreiheit und Censur mit Rücksicht auf die Trierer Wallfahrt und den doppelten Anklagezustand der schlesischen Tagespresse. Ein Wort für unsere Zeit* bezichtigte Baltzer die schlesische „Tagesliteratur“ vor allem dessen, dass sie die Karlsbader Beschlüsse auf „eine unglaubliche Weise übertrete“<sup>76</sup>. Zwar kritisiert er nicht *expressis verbis* das Urteil des Oberzensurgerichts, kraft dessen der „leidenschaftliche und im unanständigen Ton geschriebene“<sup>77</sup> Rongesche Brief trotz des Einspruchs des örtlichen Zensors gedruckt werden durfte<sup>78</sup>, doch er führt Artikel VI. der Censur-Instruction vom 31. I. 1843 an, gegen die das Schreiben verstoßen habe.<sup>79</sup>

Auf dem Gebiet der Religion begangene „Preßvergehen“ sollten seiner Meinung nach von einer speziellen Kommission geahndet werden. Da Preußen ein „paritätischer Staat“ ist, sollte dieses Organ zur Hälfte aus Katholiken, zur Hälfte aus Protestanten bestehen.<sup>80</sup> Dieser Vorschlag stieß auf heftige Kritik. August Sermau, ein bekannter Breslauer Literat, schrieb, dieser

---

72 Joseph Ignaz Ritter. *Über die Verehrung der Reliquien und besonders des heil. Rockes in Trier. Eine Vorlesung veranlasst durch ein Schreiben des Herrn Johannes Ronge*. Breslau: Aderholz, 1845. S. 16.

73 Ottomar Behnsch. *Die Schlesische Presse, ein Dorn im Auge der Ultramontanen, nachgewiesen an dem jüngsten Libell des Fuerstbischöflichen Consistorialrathes Dr. J. B. Baltzer*. Breslau: Korn, 1845. S. 5.

74 Ebd. S. 54.

75 Ebd.

76 Johann Baptista Baltzer. *Preßfreiheit und Censur mit Rücksicht auf die Trierer Wallfahrt und den doppelten Anklagezustand der schlesischen Tagespresse*. Breslau: Aderholz, 1845. S. 9.

77 Ebd. S. 47.

78 Ebd.

79 Ebd., S. 50.

80 Baltzer. *Preßfreiheit* (wie Anm. 76). S. 7.

von Baltzer verlangten „Pressefreiheit“ würde er sogar die „russische Zensur“ vorziehen.<sup>81</sup> Nach Sermau zeugt das „Baltzersche Pressgesetz“ davon, dass die Kirche „das Heil der Welt nur von der Rückkehr glücklicher Zustände des Mittelalters“<sup>82</sup> erhofft. Schon die Ausstellung des „Heiligen Rockes“ selbst, mit der „die Bildung des 19. Jahrhunderts aufs Unerwarteste beschämt“<sup>83</sup> würde, ist ihm Beleg dafür.

Wie Polyphem [...] alltäglich am Eingange der Höhle jedes Haupt seiner Herde von unten bis oben betastete, ob der Schlaupkopf Ulysses sich nicht als Contrebande in Gottes freie Welt hinausschmuggelte, also hat sich der Consistorialrath Dr. Baltzer vor die Pforten des Ultramontanismus positirt und untersucht jeden Gedankenfetthammel, den die Tagespresse einliefert, ob nicht in diesem dichten Pelze eine gemeingefährliche Idee stecke, oder eine gefräßige Motte, welche die Grundpfeiler der bestehenden Ordnung zernagen könnte.<sup>84</sup>

Weder Baltzer noch andere Ronge-Gegner konnten mit der „profanen“ Presse Schritt halten. Angesichts der ungehinderten Entwicklung der „deutsch-christlichen“ Kirche, die ohne Befürwortung von liberalen Blättern nicht hätte zustande kommen können, mussten sie klein beigeben. „Was doch jetzt ein Rudel von Zeitungs-Literaten und Zeitungs-Correspondenten Alles vermag!“<sup>85</sup> schrieb 1846 ein als „Breslauer Bürger“ unterzeichnender Broschürenautor, indem er diese „neugebackene“ Kirche als „Schoßkind“ der „schlechten Presse“<sup>86</sup> darstellte.

Die kirchliche Presse prangerte den Umstand an, dass ihre liberale Konkurrenz, auf dem Gebiet der Religion von Zensur unbehelligt, sich nun auf dieses Feld verlegte, um politische, revolutionäre Inhalte zu behandeln. Das *Schlesische Kirchenblatt* schrieb:

81 August Semrau. *Eilf Kapitel gegen Professor Dr. J. B. Baltzer oder die „gute“ Presse auf dem Armensünderbänkchen*. 5. Aufl. Breslau: Graß, Barth u. Comp., 1845. S. 7.

82 Ebd. S. 16.

83 Ebd.

84 Ebd. S. 4.

85 B. Ernst. *Beiträge zu einer Charakteristik der neuen deutsch-katholischen Kirche in Abfertigung eines gewissen Literaten und Zeitungs-Correspondenten. Nebst einer kurzen Beleuchtung von Herrn Ronge's Flugschriftchen: Neue und doch alte Feinde*. Grünberg: Weiß, 1846.

86 Ebd.

Unsere aufstrebende, ihrer völkerbewegenden Kraft vollkommen kundige Tagesspresse hat sich, weil sie das ihrer Tätigkeit und ihrem Streben entsprechende Terrain im politischen Gebiete noch nicht erlangen konnte, seit einiger Zeit mit aller Gewalt auf das religiöse Gebiet geworfen, wo ihr gegenwärtig ein freier Raum zur Bekämpfung des Bestehenden gegeben ist.<sup>87</sup>

Es liegt auf der Hand, dass es „im politischen Gebiete“ jener Zeit zwei wichtige verdrängte Themenbereiche gab: Das 1835 verbotene Junge Deutschland und den im Juni 1844 in Schlesien ausgebrochenen Weberaufstand. Letzterer ist als absolutes Tabu anzusehen, da, so Klawitter, „die Regierung das übliche Mittel ergriff, nichts darüber in die Zeitungen gelangen zu lassen“<sup>88</sup>, so dass über das aufregendste Ereignis jener Tage in Schlesien „nicht Ernsthaftes geschrieben werden durfte, während es in ganz Deutschland und über seine Grenzen hinaus Aufsehen machte und fremde Zeitungen sich damit beschäftigten.“<sup>89</sup>

Inwiefern ist die im Weberaufstand zum Vorschein kommende „soziale Frage“ in der vorläufig ohne Zensurstriche geführten Polemik um Ronge zur Sprache gekommen? Schon die ersten Sätze von Ronges Brief lassen erkennen, dass Baltzer nicht ganz falsch lag, als er dem Autor „communistic Tendency“ unterstellte.<sup>90</sup> Das von Ronge geschilderte „geistige Profil“ der Trierer Wallfahrer bestätigt das soziale Engagement des rebellischen Priesters: „Die meisten dieser Tausende sind aus niedrigeren Volksklassen, ohnehin in großer Armuth, gedrückt, unwissend, stumpf, abergläubig.“<sup>91</sup> Nach Ronge wurden sie „der Bebauung ihrer Felder“ oder „ihrem Gewerbe“ von der Kirche „entschlagen“, wodurch sie noch größerer Armut anheim fielen. Direkte Kritik am Staat, der diese „Ausbeutung des crassesten Aberglaubens“<sup>92</sup> duldet, findet man in der schlesischen Presse im Gegensatz zur sächsischen<sup>93</sup> kaum, was die oben angeführte These des *Schlesischen Kirchenblattes* bestätigt.

87 „Bemerkungen eines Zeitungslesers“, *Beilage zum Schlesischen Kirchenblatt* Nr. 15. 1845. S. 207.

88 Klawitter, *Geschichte* (wie Anm. 7). S. 244.

89 Ebd. S. 246.

90 Vgl. Baltzer, *Preßfreiheit* (wie Anm. 76). S. 22.

91 Ronge, *Rechtfertigung* (wie Anm. 2). S. 45.

92 *Heil. Rock-Album. Eine Zusammenstellung der wichtigsten Aktenstücke, Briefe, Adressen, Berichte und Zeitungsartikel über die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier*. Leipzig: Mayer und Wigand. S. 36.

93 Die *Sächsischen Vaterlandsblätter* liefern mehre Beispiele solcher Kritik. In der Nummer vom 12.9.1844 ist zu lesen: „Wir müssen gestehen, wir hätten im Jahre

Auch der Wille zu deutscher Einheit und politischer Emanzipation sind in Ronges Botschaft durchaus zu finden. Schon in seinem ersten Aufsatz „Rom und das Breslauer Domcapitel“ schrieb er:

Wir wissen in Deutschland, und zwar wissen es fast alle Schulknaben, daß nächst der Thyrannei der Könige, die Rom ergebene, lüderliche und faule Geistlichkeit den besten Theil daran trägt, weshalb sich diese schöne Nation so blutig zerfleischt.<sup>94</sup>

So kann es nicht verwundern, dass von der von Ronge begründeten Kirche mehr oder weniger offen erwartet wurde, das seit der Reformation gespaltene deutsche Volk „zur Einheit und zur Kraft zurückzuführen“<sup>95</sup>.

Im Falle der Rongeschen Doktrin war das Politische vom Religiösen nicht zu trennen, und in diesem Sinne war die deutsch-katholische Kirche tatsächlich als das Trojanische Pferd anzusehen, das zum Niedergang der alten Ordnung beitrug. Es ist bezeichnend, dass eine der für die neue Kirche wichtigsten Persönlichkeiten, Robert Blum, während der Revolutionskämpfe 1848 verhaftet und hingerichtet, geradezu als Märtyrer der deutsch-christlichen Kirche starb.<sup>96</sup> Dieses revolutionäre Potenzial versuchten die Ronge-Gegner ans Licht zu bringen. Ronges Brief wurde von ihnen als „Ausfluss jungdeutscher Gesinnung“<sup>97</sup>, der Autor selbst dagegen als „flotter Bursche“, der statt zu studieren „triviale Freiheitslieder“<sup>98</sup> fertigte, „dem Fechtboden zueilte“<sup>99</sup>

---

1810 nicht mehr für möglich erachtet, was im Jahre 1844 geschah, nachdem Preußen mittlerweile Besitz von den Rheinprovinzen genommen hat, und wir erblicken in der ganzen Trier'schen Feierlichkeit nur eine unendlich weit ausgehende Concession [...]. Der Staat braucht durchaus nicht die Religion in *der* Weise frei zu lassen, dass er sich große Auszüge *außerhalb* der gottesdienstlichen Gebäude gefallen lässt. In Frankreich sind *gesetzlich* die Processionen *verboten*, wiewohl wir erleben, dass man sogar *officielle* Assistenz bei denselben zu erzwingen weiß, weil man gewisse dämonische Kräfte befriedigen will und nicht zum Kampfe herausfordern mag.“ *Heil. Rock-Album* (wie Anm. 92). S. 36.

94 Zit. nach: Ronge. *Rechtfertigung* (wie Anm. 2). S. 19.

95 Dr. Jachmann. *Das Verhältnis des Protestantismus zu der neuen deutschen Kirche*. Leipzig: Goetz, 1845. S. 14.

96 Kampe. *Geschichte der religiösen Bewegung* (wie Anm. 25). S. 92.

97 Beilage zum „Schlesischen Kirchenblatt“ Nr. 46. 16.11.1844. S. 2.

98 Strzybny. *Kapläne* (wie Anm. 20). S. 6.

99 Ebd. S. 9.

und „das deutsche Burschentum tief einsog, das ihn nun einem rächenden Dämon gleich verfolgt“<sup>100</sup>. Schon als Kaplan in Grottkau soll Ronge – wie ein als „ehemaliger Kommilitone“ unterzeichnender Broschürenautor berichtete – den „Burschen durch Rapier und langes Haar wieder haben aufleben lassen“<sup>101</sup>. Dieser „moderne Vigilantius und das Idol der Lichtmänner“<sup>102</sup> habe auch – was Förster als eines seiner schwersten Verbrechen hervorhob – während seiner Lehrtätigkeit in der Laurahütte seine Zöglinge Herweghs Gedichte auswendig lernen lassen.<sup>103</sup>

Es steht außer Zweifel, dass Ronge im „Musterstaat Preußen“<sup>104</sup> zur Ikone der Freiheitsbestrebungen geworden ist. Die Debatte in der schlesischen Heimat Ronges fällt unter die von Wolfram Siemann hergeleitete Kategorie der „außerliterarischen Ersatzhandlungen“: „Wo der politische Druck auf der Pressefreiheit besonders schwer lastet, schafft sich das Bedürfnis nach freierer Mitteilung einige neue Formen, die teilweise das literarische Medium verlassen.“<sup>105</sup> Im Fall Ronge nahm dieses Bedürfnis verschiedenste Formen an, so erfreute sich das Bildnis des rebellischen Kaplans größter Beliebtheit. Am 23.11.1844, noch bevor das Oberzensurgericht den Abdruck seines Textes genehmigte, beschrieb die *Schlesische Zeitung* das neu erschienene Porträt von Ronge, das als eine Art „Platzhalter“ für dessen Schreiben anzusehen ist, im Detail:

So eben ist das Bildnis des katholischen Priesters Johannes Ronge, nach der Natur gezeichnet von Hermann Stein, im Verlage von August Schulz und Comp. erschienen. Das Porträt ist sprechend ähnlich, vorzüglich der milde

---

100 Ebd.

101 Johannes Ronge, *der Kämpfer für Licht und Wahrheit im Neunzehnten Jahrhundert. Biographische Mitteilungen von dessen Studienzeit bis zur Gegenwart. Der Wahrheit getreu Seinen vielen Freunden und Anhängern übergeben von einem ehemaligen Kommilitonen*. Breslau: Günther, 1845.

102 Mauritius Moritz. *Die Verehrung heiliger Reliquien und Bilder und das Wallfahren nach der Lehre der katholischen Kirche. Mit besonderer Rücksicht auf Ronge's Brief an den Hochwürdigsten Bischof Arnoldi von Trier*. Aschaffenburg: Pergay, 1845. S. 52. Das *Schlesische Kirchenblatt* hat diesen Aufsatz sehr geschätzt. Vgl. *Außerordentliche Beilage zum Schlesischen Kirchenblatte* 1844. Nr. 49.

103 [Förster]. *Melchior von Diepenbrock* (wie Anm. 62). S. 142.

104 Heinrich Houben. *Der gefesselte Biedermeier. Literatur, Kultur, Zensur in der guten, alten Zeit*. Leipzig 1924. S. 135.

105 Siemann. Kontrolle. (wie Anm. 26). S. 305.

und doch feste Ausdruck der Augen treffend wieder gegeben. Der Künstler hat seinen Gegenstand nicht nur bloß körperlich, sondern auch geistig aufgefasst.<sup>106</sup>

Im Lichte dieser affirmativen Beschreibung ist die entschiedene Reaktion der „Schlesierin“ angesichts der so genannten „Lyster’schen Mystifikation“ verständlich. Sowohl J. P. Lysers Broschüre *Deutschland und Johannes Ronge. Ein ernstes Wort zu rechter Zeit*<sup>107</sup> als auch das ihr beiliegende Bildnis Ronges wurden als Fälschung gebrandmarkt.<sup>108</sup> Diese Warnung sollte ausdrücklich nicht für Breslau gelten, „wo Herr Ronge theils in Person, theils durch das wohlgetroffenen Portrait des Litographen H. Stein genugsam bekannt“<sup>109</sup> wäre. Es ist bezeichnend, dass – abgesehen von dem Bildnis selbst, an dem das Blatt nur „de[n] pfäffische[n] Zug ums Auge“ zu bemängeln hatte – die eigentliche Botschaft Lysers, der keineswegs gegen Ronge selbst, sondern gegen „übermäßige Vergöttlichung“ seiner Person auftrat, in der schlesischen Presse keine nennenswerte Reaktion hervorrief. In Leipzig dagegen, wo Ronges Tat „nachhaltigste“, „fast ins Grotoske überschlagende“ Begeisterung entfacht haben soll<sup>110</sup>, wurde die „Lysersche Mystifikation“ zum Skandal, infolgedessen Lyser die Stadt verlassen musste. In Leipzig zierte die Abbildung von Ronges Kopfs Ketten, Knöpfe und sogar Schokolade.<sup>111</sup> Die Breslauer ließen es bei „Trinkbechern mit Maß“<sup>112</sup> und „Ronge-Zigarren“ mit – wie die Werbung in der *Breslauer Zeitung*<sup>113</sup> versprach – „dem Wohlgetroffenen Bildnis Ronges“ bewenden. Das letztere Produkt wurde auch in Leipzig verkauft, wo man – wie der Hallenser Professor Karl Witte in seiner in Breslau veröffentlichten Broschüre voller Ironie schrieb – Gefahr laufe, dass „die Damen bald ‚Toques a la Ronge‘ tragen würden“<sup>114</sup>.

---

106 *Schlesische Zeitung* Nr. 276. 23.11.1844. S. 2366.

107 Leipzig: Pönicke und Sohn, 1844.

108 Beilage zur „*Schlesischen Zeitung*“ Nr. 295. 16.12.1844, S. 2549.

109 Ebd.

110 Friedrich Hirth, *Johann Peter Lyser. Der Dichter, Maler, Musiker*. München, Leipzig: Georg Müller, 1911. S. 390.

111 Ebd. S. 391.

112 *Schlesisches Kirchenblatt* 1844. Nr. 50. S. 396.

113 Vgl. Nr. 295. 16.12.1844. S. 2559.

114 Karl Witte, *Der heilige Rock, Ronge und Czarski*. Breslau: Max u. Comp, 1845. S. 15.

Die Frage, ob diese „popkulturartige“ Ronge-Verehrung als eine mit „außerliterarischen Ersatzmitteln“ praktizierte Widerstandsform gegen die Meinungskontrolle angesehen werden kann, muss hier offen bleiben. Solchen Charakter wiesen dagegen ohne Zweifel die von Bürgern veranstalteten Geldsammlungen für Ronge auf, über die beide Breslauer Zeitungen ausführlich berichteten. Am 5.11.1844 veröffentlichte die *Breslauer Zeitung* eine Korrespondenz von Carl Emmanuel Stanjek, einem Breslauer Bürger, der über eine Geldsammlung, die Katholiken und Protestanten, „mit Inhalt und Tendenz des Briefes auf's Innigste einverstanden“, veranstaltet hatten, um den „wackeren Kämpfer für die Wahrheit materiell einigermaßen sicher zu stellen“<sup>115</sup>.

Dass infolge der „Trierischen Angelegenheit“ das im Volke schlummernde revolutionäre Potential zum Vorschein kam, steht außer Zweifel. Wie war es aber in dieser Vorwegnahme der Revolution von 1848 um Ronge selbst bestellt? Ist er als Anführer anzusehen? Seine Berufung sah er darin, wie er in seiner *Rechtfertigung* schrieb, „das Volk zur Freiheit und Selbständigkeit zu führen“<sup>116</sup>. Er ließ sich ohne Protest als „neuen Luther“ feiern.<sup>117</sup> Der „Intimus“<sup>118</sup> des Rebellen, Ottomar Behnsch, der fester Mitarbeiter der *Schlesischen Zeitung* war, beschrieb Ronge nach seiner ersten Begegnung mit ihm als „einen schüchternen Kaplan, der sich zuerst nicht in seine neue Stellung finden konnte“<sup>119</sup>. „Daß mein Aufsatz solchen Anklang finden würde, wie ich aus den Zeitungen erfahre, habe ich nicht erwartet“<sup>120</sup>, schrieb Ronge am 7.11.1844 an seinen anderen Vertrauten, Otto Linderer. Man kann hier also tatsächlich von einer Symbiose sprechen: Die schlesische „schlechte“ (im Baltzerschen Sinne) Presse hat auf der Woge des „Rongeschen Tumults“ versucht, sich vom Joch der Zensur zu befreien. Ronge, bei all seinem Charisma, hätte seinen „Thesenanschlag“ ohne die zu seiner Seite stehende „Tagesliteratur“ nicht zustande gebracht.

In seinem oben erwähnten, umstrittenen *Ernsten Wort zur rechten Zeit* schrieb Lyser: „Mir graut es vor dem deutschen Enthusiasmus, der so schnell

---

115 S. 2230.

116 Ronge. *Rechtfertigung* (wie Anm. 2). S. 22.

117 Ottomar Behnsch. *Dr. Anton Theiner als Widersacher von Johannes Ronge. Eine Beleuchtung der Verhältnisse Beider zu einander und zu der christkatholischen Gemeinde in Breslau* 5. Aufl. Breslau: Schulz, 1846. S. 3.

118 Christiani. *Werdegang* (wie Anm. 10). S. 62.

119 Kampe. *Geschichte der religiösen Bewegung* (wie Anm. 25). S. 88.

120 Universität Breslau, Handschriftenabteilung. IND /Aut/ 1261.

auffodert, wie es bei Gelegenheit des Becker'schen Rheinliedes der Fall war!<sup>121</sup> Die Ronge-Verehrung würde nach dem Schema ablaufen: „sechs Tage bewundern und am siebenten begraben und vergessen“.<sup>122</sup> Mit diesem Kasandraruf hat Lyser seine Mitbürger unterschätzt, zumindest wenn man das Wahlresultat des Jahres 1848 in Betracht zieht: Keine andere Provinz hat damals so zahlreiche demokratische Abgeordnete gewählt wie Schlesien.<sup>123</sup>

---

121 J. P. Lyser. *Deutschland und Johannes Ronge. Ein ernstes Wort zu rechter Zeit.* Leipzig: Pönicke und Sohn [1844].

122 Ebd.

123 Müller. *Presse* (wie Anm. 30). S. 71.



## II. Weitere Beiträge



Sandra Markewitz (Bielefeld)

## Die Sprache der Anderen

Fanny Lewalds *Jenny*, das Eigene und das Fremde:  
eine sprachkritische Lektüre mit Bacons Idolenlehre

...das dem Diskursiven entgegengesetzte Prinzip solcher [Hölderlinscher Korrespondenzen, seiner Neigung, Zeiten durcheinander zu schütteln, S.M.] Assoziation mahnt an die Reihung grammatischer Glieder. Beides hat Dichtung der Zone des Wahnsinns abgezwungen, in der die Gedankenflucht ebenso gedeiht wie die Bereitschaft Schizophrener, ein jegliches Reales als Zeichen eines Verborgenen zu sehen, mit Bedeutung zu laden.

Adorno, *Parataxis*

Fanny Lewalds Sprache ist auf der Suche. Nach einem Idiom brüchiger, aber unzweifelhafter Evidenz, das verspricht, in der sogenannten Realität ankommen und von ihr sprechen zu können. Als Frau und Jüdin, 1811 in Königsberg geboren, vermittelten ihr die Zeitläufte eine Sicht auf das sprachliche Ausdrucksvermögen, die früh begriff, daß mit den legitimierten Ausdrucksmitteln ein Selbstaussdruck nicht gelingen würde. Ihr Selbst, das der Kreuzungspunkt von Zuschreibungen war, die den Allgemeinbegriffen, unter die ihre Existenz geordnet wurde, nicht freundlich gesonnen waren, konnte sich, wie Wittgenstein es in einem anderen Zusammenhang sagt, „nicht in sie finden“<sup>1</sup>.

Das Findenkönnen ist dem Seindürfen verwandt; wo die kulturelle Überformung das Einzelphänomen nur als Bejahung seiner strukturgebenden Funktionen zuläßt, schließt sich das persönliche Detail von den Ausdrucksmitteln ab, in denen es zu sich kommen könnte. Daß Detailerkennntnis nicht mehr Naherkennntnis ist, sondern das Detail den Betrachter gleichsam blind anschaut, läßt sich auf die Möglichkeit übertragen, den Lebensentwurf der Dichterin des Vormärz zu beschreiben: Fanny Lewalds Roman *Jenny* (1843/1872) kann von seiner Protagonistin nicht bruchlos reden, weil die sprachliche Ausdrucksform ihre Brüche dem Verständigungszweck unter-

---

1 Wittgenstein, Ludwig. *Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914-16, Philosophische Untersuchungen*. Werkausgabe, Band 1. 5. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1989. S. 568 (PU „II“).

ordnet. Sprachliche Kommunikation, die erscheint, hängt dem Störungsfreien an; die unvermeidlichen Mißverständnisse und Fehldeutungen der Sprachbenutzer scheinen zu den gelingenden Kommunikationssituationen nur als Ausnahmen zugelassen zu sein. In diese Situation hinein versucht die Vormärz-Autorin zu sprechen. Ihre Worte suchen einen Ort, den es nicht gibt, den sie schreibend konstituieren muß und doch in dem Wissen, daß keine Reaktionen des etablierten Gefüges ihr freundlich antworten werden. In doppelter Außenseiterposition, als Frau und Jüdin, hängen an ihrer Sprache Wünsche: nach Festigkeit des Ausdrucks, dem Gehörtwerden, dem Blick, der versteht.

Nicht zufällig wird der Roman *Jenny* mit einer Szene „im Spätherbst des Jahres 1832 nach dem Theater“<sup>2</sup> aufgeblendet; die Möglichkeit, in theatraler Inszenierung neue Seiten des Lebens in einem sicheren, eingeführten Kontext zu zeigen, weist voraus auf die Figuren des Romans, die sich, unsicherer, in der Sprache zeigen werden und festgefügte Kontexte der Entstehung sprachlicher Bedeutung gerade verneinen müssen.

Das gewöhnliche Reden über den Theaterbesuch und die konventionelle Huldigung der Schönheit einer Sängerin, deren gesellschaftlich prekäre Stellung ihre Anziehungskraft wie üblich erhöht, stößt bald an die Grenze gesellschaftlicher Zuschreibungen, die die Geste des Kunsturteils nachdrücklich an einen legitimierten Status im sozialen Ganzen binden:

„Apropos von Judengasse, lieber Ferdinand!‘ fiel der Vetter, ein geborner [!] Engländer und erst seit wenig Tagen in dieser Stadt, dem Sprechenden ins Wort, ‚wer war wohl das ganz junge Mädchen in der zweiten Loge rechts von der Bühne? Sie ist offenbar eine Jüdin, aber es ist ein sehr interessantes Gesicht‘, ‚Ich kenne diese Leute nicht‘, antwortete der Gefragte.<sup>3</sup>

Wenig subtil führt die semantische Spur des Wortes „Jüdin“ zu einer Sprache des Ausschlusses und der Distanzierung. Die Protagonistin sei „offenbar“ eine Jüdin, d.h. ihre unbezweifelte Zugehörigkeit liegt deutlich zutage, doch die Formulierung, ihr Gesicht sei „aber“ interessant, gibt Jennys Ferne von den legitimen Zentren des Interesses zu: Für ein Interesse an ihrem Gesicht muß man sich rechtfertigen. Die Antwort des Gefragten verengt dann

2 Lewald, Fanny. *Jenny*. Hg. Ulrike Helmer. 2. Aufl. Frankfurt/M.: Ulrike Helmer Verlag, 1993. S. 7.

3 Ebd., S. 7f.

deutlich die anfangs offene Situation, in der ein Interesse sich aussprach, in die Sprache des Vorurteils: Das „Ich kenne diese Leute nicht“ enthält die soziologisch namhaft gemachte Trennung der angeblickten Gegenstände in *us* und *them*; „diese Leute“ sind nicht Gegenstand eines Mitgeföhls, das ‚unser‘ Mitgeföhls wäre, sondern das Andere, mit dem man ganz selbstverständlich nichts zu tun haben will, um die eigene Ordnung nicht zu gefährden. So steht am Beginn von *Jenny* die beiläufige Nennung der grundsätzlichen Ungerechtigkeit: Die anderen dürfen in der Sprache wie der diese sprechenden Gesellschaft nicht mittun, denn diese Sprache ist wiederum, von den Außenseitern aus gesehen, die der Anderen. Der Ausschluß findet in der Exposition des Buches statt; für die jüdischen Protagonisten wie die Heldin Jenny ist er Bedingung, Begleiterscheinung ihrer Existenz, insofern sie gesellschaftlich beschrieben und beschreibbar ist.

Gipfelpunkt und ebenes Gelände der Ungerechtigkeit zugleich zeigen sich in der Sprache. Man kann zurückgehen in eine Zeit, in der die Beherrschung des Anderen Programm wurde, die Unterwerfung der Natur von den vitalen erkennenden Impulsen wegföhrt und sie in überlieferte Vorurteilsstrukturen überföhrt. Ebenso ergeht es den Außenseitergruppen, deren Gruppenstatus eine Lüge ist: Es gibt keine gemeinsamen Merkmale, nur solche, die in einer schlechten Behandlung bestehen, die sich auf alle angenommenen Mitglieder der Gruppe erstreckt.

Wo nahm die Unterwerfung der Natur, als deren Teil „Frauen“ und „Juden“ gesehen wurden, ihren Anfang? Es gibt die große Markierung Bacon. Philosophisch bannte er die mannigfaltige Natur in den menschlichen Nutzzusammenhang; wer sich untertan macht, was ihn hervor gebracht hat, verneint den eigenen Ursprung (den Ursprung zu nennen schon dazu föhrt sich begrifflich von ihm abzusetzen). Im *Novum Organon* ging es nicht nur darum, die Wissenschaften zu erneuern, sondern das Sprechen selbst, in dem die Wissenschaft scheinbar mühelos zu sich selbst fand – es war der instrumentale Charakter des Wortes, der, wie in Platons *Kratylos*, zählte – einer Untersuchung zu unterziehen, in der die Fallen der Sprache, ihre falschen Konkretionen und räumlich unbefragten Situierungen, benannt wurden: die Lehre von den Idolen. Die *idola*, Trugbilder einer zu selbstverständlichen Sprachverwendung im Banne des Glaubens an den sprachlichen Mittelstatus, halten den menschlichen Verstand (der noch nicht in seiner Qualität als Phantasma aufscheint) gefangen:

Die Idole und falschen Begriffe, welche vom menschlichen Verstand schon Besitz ergriffen haben und tief in ihm wurzeln, halten den Geist der Menschen nicht nur in der Weise in Beschlag, daß der Wahrheit nur mit Mühe ein Zugang offensteht; sondern auch dort, wo der Zugang gegeben und bewilligt worden ist, werden jene selbst bei der Erneuerung der Wissenschaften wiederum auftauchen als eine rechte Last, wenn die Menschen nicht, vor ihnen gewarnt, sich gegen sie nach Möglichkeit schützen.<sup>4</sup>

Die *Warnung* vor den sprachlichen Trugbildern, den Trugbildern der Sprache, weist die Menschen hin auf die Fallstricke in ihren eigenen Ausdrucksvermögen. Die Nähe des sprachlichen Ausdrucks zur Sphäre von Ungerechtigkeit und Ressentiment liegt in den sprachlich uneindeutigen Ausdrucksmitteln selbst: sie sind nicht, was sie versprechen. Wie die Sprache vor sich flieht, indem sie sich ausspricht, wenn Wunsch und Unerfüllbarkeit zusammentreffen, ist der „Zugang“, der der Erkenntnis offensteht, gefährdet. Die Idole sind „eine rechte Last“, man wird nicht froh mit ihnen, sie bedrohen den Kommunikationsvorgang und zwingen den Menschen in eine Schutzanordnung. Welche Idole unterscheidet Bacon?

Vier Arten von solchen Idolen halten den menschlichen Geist gefangen. Ich habe sie der besseren Darstellung wegen mit Namen versehen: die erste Art soll als Idol des Stammes bezeichnet werden; die zweite als Idol der Höhle; die dritte als Idol des Marktes; die vierte als Idol des Theaters.<sup>5</sup>

Bacons Einteilung segmentiert das Untersuchungsfeld in überschaubare Elemente. Entsprechend der Konzentration auf die Trugbilder sprachlichen Ausdrucks im engeren Sinne, im Blick auf eine unausweichliche, mit anderen geteilte Kommunikationssituation, ist besonders die dritte Teilgruppe der Idole von Interesse: die *Idola Fori*. Als Idole des Marktes sprechen sie von dem Ort, an dem Verständigung idealiter, schon räumlich begünstigt, stattfindet: Alle reden im Blick auf den Konsensus, der die Meinungen berücksichtigt, jeden sprechen läßt, Kommunikation zum Fest der Freien und Gleichen werden läßt. Sie enthält ein Versprechen auf Gemeinsamkeit und kommt auch daher: „Es gibt auch Idole infolge des engen Beieinanderseins und der Gemeinschaft des menschlichen Geschlechtes; [...] Die Menschen

4 Vgl. Bacon, Francis. *Neues Organon*. Hg. Wolfgang Krohn. Teilband 1. Lateinisch-Deutsch. Hamburg: Meiner, 1990. S. 100f.

5 Ebd., S. 101.

gesellen sich nämlich mittels der Sprache zueinander; aber die Worte werden den Dingen nach Auffassung der Menge beigeordnet.“<sup>6</sup>

Die „Auffassung der Menge“ prägt nicht nur die signifizierenden Prozesse; zugleich entspringen die ästhetischen Artefakte einem ursprünglich malignen, irreführenden Zuordnungsgeschehen: „Daher knebelt die schlechte und törichte Zuordnung der Worte den Geist auf merkwürdige Art und Weise. [...] die Worte tun dem Verstand offensichtlich Gewalt an und verwirren alles. Sie verführen die Menschen zu leeren und zahllosen Streitigkeiten und Erdichtungen.“<sup>7</sup> Der Verstand muß sich vor den Worten schützen. Die Worte der Kunst sind Ergebnis der falschen Zuordnungen, der Verstand als Passivum erfährt sich in den Worten verletzt, sie sprechen nicht von ihm, nicht von dem, was er zu wissen imstande ist, sie richten ihn zu. Die „Erdichtungen“ stehen mit den „Streitigkeiten“ auf einer Stufe. Sie sind mithin nicht Ausdruck einer im Rätsel erlösenden Kraft, sondern Zeuge des Unglücks, das die Wörter dem Verstand antun. Nur als Verführungsgeste erscheint die Sprache. Die Verführung der fiktiven Anordnung, wie des literarischen Textes, erscheint als doppelte: Der literarische Text, der zur Abkehr vom nichtfiktional Geglaubten verführt, verdankt sich selbst einer grundsätzlichen Verführung, einem Verführtwordensein durch die Sprache. So trägt die Sprache, an Platons Invektiven gegen die Dichter erinnernd, das Siegel der Unwahrheit; wer es öffnet, wer zu reden beginnt, wird den Preis zahlen müssen. Diese grundsätzliche Klärung des Hintergrundes unserer Ausführungen zeigt nicht nur auf die Unsicherheit des Sprachmittels (und die Unsicherheit, die es vermittelt), sondern auf die Notwendigkeit, sprachlichen Ausdruck als Ort zu betrachten, an dem Allianzen geschmiedet werden. Der Machtaspekt ist nicht neu, aber entscheidend, wenn von sprachlichen Äußerungen geredet wird, die gleichsam Relevanzverteilungsanordnungen sind – und den Buchstaben soweit Raum geben, wie ihr Interesse am sprachlichen Austausch als legitim angesehen wird. Vor Bourdieu, Marcuse oder Wittgenstein war Sprache das Feld der Ausdifferenzierung der erlaubten Sozialität. Die Sprache des Vormärz trägt einen auf eine historische Zäsur verweisenden Epochennamen, ist aber in sich heterogen und privilegiert, was die Einheit der Zeit betont, auf die sie sich bezieht, nicht die Widerstände. Lewalds Roman dient damit nicht nur als Beispiel für den Ausdruck des Sprechens von doppelter Außenseiterposition, es erhebt auch

---

6 Ebd., S. 103.

7 Ebd.

Einspruch gegen die gesellschaftliche Ordnung, indem sich zeigt, daß es gegen diese Ordnung, in der alten Sprache, nicht wirkungsvoll Einspruch erheben kann.

Die Fabel des Romans läßt sich über die Liebespaare beschreiben, die sich darin finden oder finden möchten. Sie möchten sich zusammenfinden noch ohne Sprache; die Vor-Urteile jedoch wirken wie magnetische Aufladungen ihrer Wünsche: das legitime Zentrum stößt sie ab. Die Hauptprotagonistin Jenny paßt äußerlich in ein Klischeebild, dem Schönheit zugleich Merkmal einer Zugehörigkeit ist, die pejorativ beurteilt wird. Damit ist ihr Aussehen nicht Individualausdruck, sondern reifizierende und reifizierte Schein-Evidenz. Sie ist ein Bild geworden und wird von anderen als Bild angesehen. Mehr noch als die Gewohnheit, andere nach wenigen Merkmalen zu klassifizieren und sie an diesen auch zu erkennen, hat das Klischeebild eine dunkle Seite: es zeigt, was andere sehen wollen und zeigt anderes nicht. Wen liebt nun Jenny? Zunächst ist sie Tochter, Mittelpunkt der Wünsche, die noch keine Entscheidung fordern:

Die siebzehnjährige, sehr anziehende, sehr eigenwillige und sehr reiche Jüdin Jenny Meier steht als strahlender Mittelpunkt in einem Kreis von Verehrern: neben dem von Jennys Eltern bereits als Bräutigam betrachteten nachdenklichen Joseph ist da der lebensfrohe Maler Erlau, mit dem Jenny eine ‚sprudelnde Leichtigkeit des Geistes‘ teilt und die Fähigkeit, ‚Scherz und Ernst auf wundersame Weise zu mischen‘. Wie Erlau ist auch Gustav Reinhard von Jennys Ausstrahlung beeindruckt, ein ernsthafter protestantischer Jung-Theologe, der Jenny im Haus ihrer Eltern Unterricht erteilt. Schließlich gibt es noch den sympathischen William Hughes, von dem zitierwütigen Stutzer Steinheim ganz zu schweigen. William, der vermögende junge Engländer, ist [...] allerdings schon verplant: als künftiger Gatte seiner sanftmütigen Cousine Clara Horn, einer Schulfreundin Jennys aus christlichem Hause. Clara aber lernt durch einen Zufall Jennys Bruder, den jüdischen Arzt Eduard Meier, kennen [...] Jenny wird den ebenso armen wie ernsten Protestanten Reinhard erwählen, während ihr ärztlicher Bruder [...] zu deren [Claras, S.M.] Hand und Herzen findet.<sup>8</sup>

Die Sprache der Zusammenfassung ist auch die der Verkürzung. Trotzdem sieht man dem Anfang des Romans zu, wie den Anordnungen von Spielsteinen auf einem Spielfeld. Jenny ist Zentrum dieses Geschehens. Ihre Sprache,

---

8 Vgl. Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). Nachwort. S. 254-272, S. 257.

die Sprache Fanny Lewalds, hat eine harte, ungelöste Seite; der Erzählton ringt sich gleichsam einem Unrechtsbewußtsein ab. Dies hat Lewald Urteile eingetragen: Die „deutsche George Sand“<sup>9</sup> habe die Wurzeln „des katholischen Supranaturalismus und eines Deismus“<sup>10</sup> überwunden, dem die französische Dichterin noch anhänge. Bereits in dem gewählten Vergleich liegt ein – üblicher – Ausschluß und eine Verengung des Untersuchungsfeldes: Weibliche Personen wurden mit anderen weiblichen Personen verglichen, sie waren (und sind) dem Vorurteil eigene Art. Daß dies nicht so ist, zeigt die Sensibilität Lewalds sprachlichen Ausdrucksvermögens: Alle Figuren, nicht nur die weiblichen, werden sympathetisch vorgestellt, die geteilte *conditio* ist die gleiche. So hat die Sekundärliteratur auch zu Recht Lewalds Selbstdistanzierung von dem zugeschriebenen Vorbild betont:

So oft auch Personen, welche George Sand und mich in unseren Arbeiten nicht recht gekannt haben müssen, mich mit ihm [Fanny Lewald benutzt absichtlich die männliche Form, um die ganze Dichter-Imago für sich zu reklamieren, nicht nur einen Teil wie in der weiblichen Form, S.M.] zu vergleichen und mich als seinen Nachahmer zu bezeichnen beliebt haben, bin ich dieses letztere doch niemals gewesen und habe es nicht sein können. Dazu waren der Boden, von dem wir beide ausgingen, dazu waren unsere Anlagen und unsere religiösen und sozialen Anschauungen schon viel zu sehr voneinander verschieden. Und wie voll und unbedingt ich seine Meisterschaft auch anerkenne, das Recht, meine Erkenntnis und mein Irren, mein Gelingen und mein Mißlingen mir selbst als mein Eigentum zuzuschreiben, das darf ich nach diesen Bekenntnissen unbedenklich für mich in Anspruch nehmen.<sup>11</sup>

Die Emphase dieser Absetzung von der zugemuteten Referenzfigur ist notwendig: Es geht darum, den eigenen Ausdruck zu schützen und in der Sprache, die die Sprache der Mehrheiten ist, zu bewahren. Daß kaum jemand dem eigenen Ausdruck glaubt, weil, inmitten der scheinbaren Dringlichkeit von Filiationsverhältnissen, nicht an die Möglichkeit eines eigenen Ausdrucks geglaubt wird. Wer keine eigene Ausdrucksform kennt, der kann sie sich bei

9 Vgl. hierzu Schneider, Gabriele. *Vom Zeitroman zum „stylisierten“ Roman: Die Erzählerin Fanny Lewald*. Frankfurt/M. u.a.: Lang, 1993. S. 11ff.

10 Ebd., S. 11.

11 Lewald, Fanny. *Meine Lebensgeschichte*. 3. Abtheilung, Befreiung und Wanderleben. 2. Theil. Berlin, 1862. S. 152; zitiert bei Schneider, Gabriele. *Vom Zeitroman zum „stylisierten“ Roman* (wie Anm. 9). S. 12.

anderen nicht vorstellen. Besonders die Dichterin, der es dazu um die Reflexion, um die Gedanken, geht, hat sich in den Augen der Menge doppelt zu rechtfertigen: Ihre Stimme ist so eigensinnig, dem Recht auf originellen Ausdruck noch das Recht auf Fiktionalisierung dieses Ausdrucks abzufordern. Die *eigene Stimme* braucht jedoch die anderen, die diese Stimme, aus einem Abstand heraus, zugestehen. So ist Lewalds Werk auch die Verteidigung dieses Abstands, an dem sich, in einer Absetzbewegung, die andere zustimmend vollziehen, das Eigene zeigen kann.

Wie bedroht und unwahrscheinlich es ist, lernen die Protagonisten des Romans *Jenny bald*: Der Moment, in dem eine kontingente Gruppenzugehörigkeit als identitätsstiftend und -behindernd erfahren wird, ist unumkehrbar und erschüttert, wie in der Kant-Krise Kleists zu Zeiten der Romantik, als diesem die Relativität der Erkenntnisvermögen aufging, den Menschen und seine Fähigkeit, sich Bilder zu machen. Selbst- und Fremdbilder sind nun, wie man früher gesagt hätte, in schuldhafter Weise verknüpft. Die Schuld ist nicht die des Einzelnen, sondern die Schuld einer Mehrzahl, sofern sie den Einzelnen sich verpflichten will: Sein Ausdrucksbegehren muß um Erlaubnis fragen. So im Fall Eduard Meiers, Jennys Bruder, der den initiatorischen Moment der Feindseligkeit empfindet, als der zuvor als freundlich empfundene Gruppenkörper ihn abstößt:

Eine starke Fassungsgabe und eine große Regsamkeit des Geistes machten, daß er die meisten seiner Mitschüler überflügelte, und erwarben ihm ebenso die Gunst der Lehrer als eine gewisse Herrschaft über seine Gefährten. Von Liebe und Wohlwollen überall umgeben, schien sein Charakter eine große Offenheit zu gewinnen, und er galt für einen fröhlichen, sorglosen Knaben, bis einst in der Schule der Sohn einer gräflichen Familie, mit dem er sich knabenhaft in Riesenplänen für die Zukunft verlor, bedauernd gegen ihn äußerte: ‚Armer Meier, dir hilft ja all dein Lernen nichts, du kannst ja doch nichts werden, weil du nur ein Jude bist.<sup>12</sup>

Es ist, bezeichnenderweise, nicht der Mund eines Feindes, der sich hier äußert, der Mund eines Freundes spricht Selbstverständliches bedauernd aus. Daß Unrecht selbstverständlich wird, gründet in solchen Sprechakten – nicht von den erklärten Feinden, schon von den Freunden kommen die Äußerungen, die den zum Anderen und mit Rechten nicht Belehnten stempeln, der einer Gruppe angehören soll, die es nur im Vorurteil gibt. Lewald hat den

12 Lewald, Fanny. *Jenny* (wie Anm. 2). S. 21.

Mechanismus der Ausgrenzung sehr gut beschrieben: Nicht der Feind, der Freund teilt das Ungeheuerliche, den legitimen Ausschluß des Gleichen, wie etwas Gewöhnliches mit. Daß Eduard dann von der Schule genommen wird, seine Wünsche sich nur noch als adaptive Präferenzen artikulieren können, ist *vieux jeu*. So und nicht anders verfährt die Gesellschaft; als Quasi-Subjekt delegiert sie die Artikulation des Ausschlusses an ihre schwachen Glieder. Daß Freund und Feind sich vermischen, ist vielleicht das deutlichste Merkmal der Ausschluß-Sprache: Man kann nicht mehr vertrauen, alles wird zum Zeichen.

Die erste Erschütterung hat sich in die Sprache geschrieben. Es ist der Moment, in dem die Zuschreibung, jemand gehöre nicht dazu, sich nicht mehr maskiert. Daß es für diesen Moment, in dem die Zuschreibung einer Gruppenzugehörigkeit ein individuelles Ausdrucksverlangen für immer in ihre Bahnen lenkt, keinen Namen gibt, ist nur folgerichtig: Man spricht nicht von dem Unrecht des Ausschlusses, weil er gerade besagt, nicht mehr sprechen zu dürfen. Was bleibt, sind die erlaubten Sätze unter dem Einfluß der Trugbilder des Marktes. Nicht man selbst spricht, vom „Ich“ ganz zu schweigen, sondern eingeschliffene Sitte, *mores*, schlechte Gepflogenheit. Lewald perspektiviert ihren Roman mit der Szene des Ausschlusses von Jennys Bruder Eduard, da dieser ein Muster ist für den Umgang mit den Außenseitern. Die Schriftstellerin, die sieht, wie Jennys Wünsche und ihre Umwelt zusammentreffen, sieht zugleich das strukturelle Moment der Ungerechtigkeit: So geht man mit denen um, die nicht dazugehören, diese besetzen fortan eine wenig privilegierte Stelle im System sprachlicher Beglaubigung – diese ist nun nicht mehr interdependent. Die anderen, das große, sich nun entfernende Bild, werden die Beglaubigungen der Außenseiterfiguren nicht mehr glauben. Diese haben nicht zu definieren, zu beglaubigen, zu erlauben, ihr Status ist der, Zuschreibungen empfangen zu müssen. Nicht zuletzt ist es die aktive Rolle der Heldin Jenny, die ihre Entscheidungen für Menschen, wie unmerklich, prägt. Ihre Reaktionen wollen Handlung, *actio*, sein und das gegebene Vorurteilsgefüge läßt sie als solche nicht zu.

Worin liegt, neben Anderem, der Grund für die Ausschluß-Bereitschaft, die Bereitschaft, Einzelne als Gruppenzugehörige von den legitimen Verteilungswegen kommunikativer Kompetenz auszuschließen? Was beläßt wiederum die kommunikative Performanz in dieser Kompetenz, die als Vermögen, das sich de facto nicht in Sprechakten individuiert, nicht gefährlich werden kann? Bei Bacon heißt es:

Der menschliche Geist setzt vermöge seiner Natur leichthin in den Dingen eine größere Ordnung und Gleichförmigkeit voraus, als er darin findet; und obgleich vieles in der Natur einzeln und voller Ungleichheit ist, so fügt der Verstand dennoch Gleichlaufendes, Übereinstimmendes und Bezügliches hinzu, was es in Wirklichkeit nicht gibt. [...] Und diese Torheit waltet nicht nur in den dogmatischen Lehrrsätzen, sondern auch in den einfachen Begriffen.<sup>13</sup>

Was „der Mensch“ erwartet, ist die Ordnung als gleichsam regulatives Ideal; auch das (aus weltlichen Vollzügen nur allzu bekannte) Ungeordnete werde vom „Geist“ in eine Ordnungsbeziehung gesetzt. Die Einzelheiten der Natur weichen zurück vor dem normierenden Eingriff der *adequatio*; der Verstand „fügt Bezügliches hinzu“ heißt: Er, der zum Quasi-Subjekt Gemachte, beansprucht, in der Mitte der Bezogenheiten zu stehen und auch dort Bezogenheiten zu sehen, wo das einzelne Phänomen die Orientierung an den kontextsichernden Bezugsformen irritiert und, nach Maßgabe seiner innovativen Kraft, irritieren muß. Auch die „einfachen Begriffe“, die mit den alltäglichen Praktiken und Sprachverwendungsformen zusammenzufallen scheinen, kennen diese Krankheit des Als-Ob: Der konjunktivische Raum (in dem vieles, wenn nicht alles, möglich scheint) bedeutet nicht nur das Versprechen auf Freiheit, sondern sichert in den Weltbezügen, die Kohärenz für sich fordern, das Unrecht, von Evidenzerzeugung auszuschließen. Sprache ist so der Körper, der imstande ist, Zustimmung zu erzwingen von denen, die unter das negative Verdikt des Quasi-Subjekts fallen; *the powers that induce us to agree*<sup>14</sup> sind jene, von denen wir nicht wegstreben, wenn es darum geht, Freiheitsmomente in der Sprache namhaft zu machen. Der Moment des fraglosen Ausschlusses, der den Betroffenen wie eine Naturtatsache mitgeteilt wird, hat sie fortan in den Kommunikationen aufgehoben, in dem Sinn der Hegelschen Mehrfachbedeutung, die besagt, eine Meinung sei von nun an wertlos, bedeutungsvoll höchstens in den engen Zirkeln der Ausgeschlossenen, zweite Münze, vom eigentlichen Bedeutungstausch unter wohlwollenden Blicken der sogenannten Allgemeinheit (All-Gemeinheit) getrennt.

Der Bogen zu *Jenny*: Ihre Sprache ist auch die der Konvention. Wie die Autorin Lewald in einem Gespräch nach dem Theater die Figuren die Frage von Musik *oder* Wort aufwerfen läßt (und Jennys Absage an die, die das

13 Bacon, Francis. Neues Organon (wie Anm. 4). S. 106f.

14 Vgl. Boudon, Raymond. *The Art of Self-Persuasion. The Social Explanation of False Beliefs*. Oxford: Polity Press, 1997. S 3ff.

musikalische Surplus nicht verstehen wollen lautet: „*Who is not moved with rapture on sweet sounds, is fit for treason, stratagem (!) and spoil, let him not be trusted*“<sup>15</sup>), so ist die musikalische Berücksichtigung Freiheitsort jenseits der Worte. *Rapture*, das Hingerissensein im Verlangen nach dem Schönen, gerät zum Schibboleth derjenigen, die vor den falschen harmonisierenden Wünschen nach Bezugsglück und Kohärenzideal in der Sprache sich erkennen müssen, da sie grundsätzlich nicht gemeint sind: ihre Singularität wird ihnen in fortgesetzten Akten genommen, bevor sie sich konstituieren konnte. So spielt Lewald mit den Sujets der leichten Unterhaltung vor dem Hintergrund der ernstesten Einordnungsfrage. Auch Jenny kannte den Moment des Ausschlusses, in dem ihr in stillem Rückzug bewußt wurde, welche Blicke sie fortan treffen würden. „Da hatte Clara ihr unter Tränen erklärt, sie dürfe nicht, weil Jennys Eltern Juden wären und ihre Eltern diesen Umgang niemals gestatten würden. Jenny wurde glühend rot, sprach aber kein Wort und gab nur schweigend der weinenden Clara die Hand.“<sup>16</sup>

Nicht zufällig bewirkt das Ereignis des Ausschlusses den Rückzug aus der Sprache. Nur schweigend nimmt Jenny die Botschaft, sie gehöre nicht dazu, auf; wieder kommt sie nicht von einem erklärten Feind. Auch, daß die Ausschluß-Erlebnisse an die Wohlmeinenden delegiert werden, macht ihre Gefahr aus, die die Gefahr des Selbstverständlichen ist: hier wehrt man sich zunächst nicht, man schweigt. Die Protagonistin wird aus der Schule genommen, wie ihr Bruder Eduard von den großen Zukunftsplänen Abschied nehmen mußte, nun ist alles kleine Münze (als ob selbst das Gesetz des Ökonomismus die Außenseiter abweisen würde, die er nur in invertierter Verstärkung zuläßt<sup>17</sup>), adaptive Präferenz, der zweite Wunsch vor dem ersten. So tötet der Verlust der eigenen Sprache, wenigstens des Eindrucks, es gebe eine, auch die Bilder ab, die jemand von sich selbst haben kann. Wenn Sprachdominanz auf Bildangst verweist<sup>18</sup>, beschneidet der Ausschluß aus der legitimen Rede auch jene Kapazität zur Imagination, die den Aus-

15 Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). S. 34.

16 Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). S. 26f.

17 Vgl. Schößler, Franziska. *Börsenfieber und Kaufrausch. Ökonomie, Judentum und Weiblichkeit bei Theodor Fontane, Heinrich Mann, Thomas Mann, Arthur Schnitzler und Émile Zola. Figurationen des Anderen 1*. Bielefeld: Aisthesis, 2009.

18 Bredekamp, Horst. „Wider die Bildangst der Sprachdominanz“. *Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache. Zur Sprachlichkeit des Menschen*. Hg. Markus Messling/Ute Tintelmann. München: Wilhelm Fink, 2009. S. 51-68.

schluß nicht kompensieren, aber erträglicher machen könnte. Das religiöse ‚Du sollst Dir kein Bildnis machen‘ trifft die in der Sprache nicht Gewollten doppelt: Sie können sich nicht vorstellen, was sie im heiligen Bezirk retten könnte, und sie können selbst nicht solche Bilder machen, die ihren Platz in der Welt durch die eigene Annahme neuer Bezüglichkeiten erweiterten. Daß dies nur eine scheinhafte Erweiterung wäre, steht auf einem anderen Blatt; auch die Erlösungen durch die Teilhabe an der legitimen Sprache sind scheinhaft, sind Idole im Banne eines eindimensionalen Kohärenzideals. Die Trugbilder, die mit Bacon aus einer erzwungenen Gemeinschaftlichkeit kommen, bringen ständig neue Trugbilder hervor. In diese hinein schneidet das Wahrheitsverlangen wie das nach Gerechtigkeit; wenn die großen Worte hohl klingen, liegt das nicht nur an der Entzauberungsqualität alltäglicher Kommunikationen auf kleiner Stufe, sondern daran, daß die Ränder der idealisierenden Substantive ausfransen wie ein altes Stück Stoff: Diese Materialität (Reifizierungsglück) wird im Gebrauch gleichsam zur Qualität des Verbuns beschnitten, sie wird in Tätigkeiten ausgesetzt, in denen sich das substantivisch Implizierte beweist. Die alte Letztbegründungsabsicht wird schon bei Bacon, wie nebenbei, angegriffen, vor der Pose kritischer Modernität, die zertrümmern will, die als zertrümmert sieht, was sich schon lange zuvor sprachlich nicht halten konnte.<sup>19</sup> Der dialogische Mensch<sup>20</sup> (Celan,

---

19 Vgl. Bacon, Francis. *Neues Organon* (wie Anm. 4). S. 109: „Der menschliche Verstand ist ständig im Gleiten, er vermag nicht stille zu stehen oder zu ruhen, sondern er strebt vorwärts; aber vergeblich. Daher ist es undenkbar, daß es etwas Letztes und Äußerstes in der Welt gibt, sondern immer ist man notwendigerweise gezwungen anzunehmen, daß es noch etwas darüber hinaus gibt.“ Dem prozessualen Charakter des Verstandes ordnet sich eine sanfte Resignation zu; die Vergeblichkeit des Fortschreitens verneint den Fortschritt, wie sie gerade den Blick für Transzendenz öffnet: es gebe noch etwas „darüber hinaus“.

20 Vgl. Hagège, Claude. *Der dialogische Mensch. Sprache, Weltbild, Gesellschaft*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1987: Interessanterweise befaßt sich der Autor auch mit der obengenannten Differenz von Substantiv und Verbum; er befindet: „Der Gebrauch, den die Sprachen von der Welt machen, tritt am deutlichsten in der Beziehung zwischen Verb und Substantiv zutage. Eine alte Kontroverse trennt diejenigen, die dem Verb Priorität einräumen, von denen, die das Substantiv bevorzugen: Die Anhänger des Verbs rivalisieren mit den Anhängern des Substantivs!“ (S. 137f.) Tätigkeits- und Substanzaspekt sprachlicher Benennung rivalisieren darum, wie das Leben zu sehen sei. „Die Sprachen“ sind nun kein Quasi-Subjekt und machen keinen „Gebrauch von der Welt“ (das

Buber, Mandelstam) vergißt oft, daß sein Dialog, sofern er Dialog mit dem Anderen ist, diesen Anderen im Dialog normativ beschneidet. Die normierende Funktion des Dialogs wird oft übersehen, sein normativer Impetus zugunsten der Gleichsetzung von Dialog und Verständigung vergessen. Die Beschreibung von Situationen des Ausschlusses erinnert daran, daß diese dialogisch stattfinden, der Rahmen der Verständigung läßt gewöhnlich zu, was ihn sprengt.

Die Liebessituationen, die den Roman strukturieren, sind selbst Ort der Kritik. Die Hausfrau des christlichen Hauses hätte eine Liebe ihrer Tochter Clara zu Jennys Bruder Eduard als „Naturverirrung“<sup>21</sup> angesehen, die Natur weist im Vorurteil den wieder ab, dem er im Vorurteil zugeordnet wurde. So sind die persönlichen Beziehungen Schauplatz von Aushandlungen von Freiheitsmomenten in einer Gemeinschaft; daß sie kaum je als solche sichtbar werden, sondern gleichsam verborgene Potenz bleiben, entspricht den Schranken, die Religion und Verhältnisse zwischen den jungen Leuten errichten. Wenn der evangelische Hauslehrer Reinhard, der Jenny liebt wie sie ihn (obwohl es nicht ausgesprochen wurde), Jenny in bewegtem Augenblick bei ihrem Vetter findet, der ihren Konversionswunsch auf ihre Neigung zu Reinhard zurückführt, erweist sich die religiöse Schranke als Spiegel und Ausdruck der Trennungen, in die die Menschen, mit Bacon, nicht einwilligen möchten, da ihre sprachlichen Ausdrücke ihnen eine Gemeinschaftlichkeit nahelegen und von diesem Wunsch herkommen, die in den tatsächlichen Verhältnissen nicht erreicht werden kann. *Ordinem et aequalitatem in rebus*, Ordnung und Gleichförmigkeit in den Dingen<sup>22</sup>, gibt es als Eindruck nur, indem anderes auf den Dingen lastet und seine Vorurteile wie in eine Wachstafel prägt. Nicht also wie etwa in der Stendhalschen Vorstellung der Liebe

---

wäre eine Auffassung im Banne des substantivischen Denkens), vielmehr fallen Sprache und Welt im Erfahrungsmodus zusammen. Was ist, ist nicht nur, weil es beschrieben ist, was beschrieben ist, ist nicht nur beschreibbar, weil es eine konstante dinghafte Referenzgröße gibt. Auch die Modernen als Anhänger des Verbs zu sehen, birgt eine Verkürzung: was einem zustößt, rapture, fancy, rêverie, öffnet Raum und Blick einem nachmetaphysisch Transzendenten, das gleichsam der eigenen (schockhaften) Erfahrung entstammte – „Erfahrung“ ist dann gerade nicht Einübung in Weltkenntnis.

21 Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). S. 60.

22 Bacon, Francis. Neues Organon (wie Anm. 4). S. 104.

als Kristallisationsgeschehen<sup>23</sup> vermag sich diese zu bilden; gerade das überlieferte Unrecht, das sich als Gewohnheit maskiert, bestimmt die Ausdrucksformen des Verlangens, das immer mit dem Muster des legitimen Verlangens verglichen wird. An den Unterschieden konturiert sich das Begehren, hier hält es sich fest, hier werden ihm bedeutungskonstitutive Grenzen gesetzt, die es umso heller sichtbar werden lassen.

Wie die Sprache als Quasi-Subjekt die Unterwerfung derer fordert, die die Sprache benutzen, nur benutzen (es ist gleichsam der legitime Preis), weiß die Liebessituation mehr, da sie eigene Sprachen hat. Barthes spricht von der *sternenfernen Welt*; sie ist entwirklicht, man spricht sie „nur mit Mühe“<sup>24</sup> aus, im Roman ist diese Entwirklichung der Welt durch die Erscheinung des Liebesobjekts (sein Erschienen sein) Bedingung einer Sprache, die sich bei aller Beschreibung scheinbarer propositionaler Finitismen selber sucht.

Es gibt ein Gleichnis in Lewalds Roman: Die Blumen im Treibhaus sind bunt, auch exotisch, eine Farbenpracht im Winter, mithin ist es nicht ihr richtiger Ort:

„Glauben Sie denn, daß ich diese Treibhäuser und Treibhauspflanzen liebe?“ fragte Eduard lebhaft. „Es liegt etwas Unnatürliches in der Farbenpracht und dem Duft dieser erkünstelten Vegetation, das mich ebenso unangenehm berührt als die Bewegung der freien Tiere in den engen Käfigen einer Menagerie. Für mich ist alles Geschaffene nur schön an dem Ort, für den es geschaffen ward. Ich vermag es zu bewundern, wo ich es finde, aber es freut mich nicht, sobald man es von seinem Platze entfernt...“<sup>25</sup>

Das von seinem Platz entfernte Blühende ist in seiner Vitalität von den Praktiken getrennt, die sonst seine vitale Kraft verbürgten. In der Sprache gilt dies auch: Adorno machte die Fremdwörter als Außenseiter der Sprache deutlich (sie werden verantwortlich gemacht für ein Nichtverstehen):

Der frühe Drang zu den Wörtern aus der Fremde ähnelt dem zu ausländischen, womöglich exotischen Mädchen; es lockt eine Art Exogamie der Sprache, die aus dem Umkreis des Immergleichen, dem Bann dessen, was man

23 Stendhal. *Über die Liebe (De l'Amour)*. Aus dem Französischen und mit einer Einführung von Walter Hoyer. Frankfurt/M.: Insel, 1975.

24 Barthes, Roland. *Fragmente einer Sprache der Liebe*. Übersetzt von Hans Horst Henschen. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1988. S. 90.

25 Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). S. 77.

ohnehin ist und kennt, heraus möchte. Fremdwörter ließen damals erröten, wie die Nennung eines verschwiegenen geliebten Namens.<sup>26</sup>

Der geliebte Name ist der, der noch nicht genannt, noch nicht in Praxen seiner Bestätigung eingelassen wurde, eine Benennung im Potentialis, die noch nicht fest-stellt. Drei Aspekte lassen sich am Treibhaus-Bild veranschaulichen: Erstens die Korrelation der Besetzung einer individuellen Raumstelle und legitimer Sprache, zweitens das Versprechen des Ungewohnten im Gewöhnlichen auf ein anderes Leben und drittens die Schwierigkeit, im Selbsta Ausdruck dem Exotismus nicht zu verfallen, der einem zugeschrieben wird. Noch die wohlmeinende Nennung des „exotischen Mädchens“ ist aufgeladen mit sprachlich niedergelegten Vor-Urteilen, von denen Adorno nicht sprechen wollte. Das Beispiel des Exotismus (es soll ein geläufiges sein) zeigt, wie die Wörter der Sprache ihre Konnotationen in die Kontexte mitnehmen, in denen sie eine andere Rolle spielen sollen; das entwurzelte Volk, die zur Gruppe homogenisierten unterschiedlichen Einzelnen, tragen den Exotismus mit sich, von dem andere nichts wissen wollen. So teilt ihre Erscheinung das Nichterwünschte mit. Eduards Ablehnung der Treibhauspflanzen begriff sie als ver-trieben. Ohne das Beispiel überstrapazieren zu wollen, ist das, was an unzeitigem Ort hervortreibt, doch das Bedrohte. Auch hierin liegt ein Punkt der Ablehnung der künstlich gezogenen Pflanzen durch Eduard: Der Exotismus (von dem er weiß, daß er ein falscher Eindruck ist) haftet auch an ihm.

Doch einstweilen verlangt der gesellschaftliche Körper, dessen Zwangscharakter auch aus seiner Quasi-Subjektivität herrührt, den, wie ich sagen möchte, *Antilarmoyanznachweis*: das paradoxe Einwilligen in den Spott der anderen, ihre Geringschätzung, den Hohn. So ist selbst der scheinbar Aufgeklärte unangenehm berührt durch das, was er für unangemessene Klage hält, die auf Mitleid abziele, nicht auf Veränderung:

Auch William war der Schluß der Unterhaltung peinlich geworden. ‚Es ist schade‘, sagte er, als jener sich entfernt hatte, ‚daß man mit Eduard so gar vorsichtig sein muß, weil man nur zu leicht die Saite seines Gemütes berührt, die ewig in Klage-tönen erklingt, in Dissonanzen, für die es nun einmal noch keine Auflösung gibt. Oft tut es mir leid; aber man ist nicht immer dazu geneigt,

---

26 Adorno, Theodor W. „Wörter aus der Fremde“. *Noten zur Literatur*. 4. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1989. S. 216-232, S. 218.

über unabänderliche Verhältnisse zu sprechen und Teil an ihnen zu nehmen; man will nicht immer Mitleid haben.<sup>27</sup>

Das ist der Dreh, der die Dinge ver-rückt und die Menschen verrückt macht; ganz alltäglich. Nicht immer Mitleid haben zu wollen, verbietet das Recht der Unterdrückten auf Klage, überhaupt auf Artikulation des Unrechts. Damit ist ein vitaler Kern der Leiderfahrung, der Antrieb zu Überwindung und Änderung sein kann, absichtsvoll distanziert; das Nichtbenannte wird keinen Anspruch auf Bedeutung mehr machen. Daß es so zum zweiten Mal getötet wird (das Unrecht verdoppelt), wird in Kauf genommen. Gerade die Freunde wollen ihren Freundeseindruck nicht stören lassen, wollen ruhig leben in einem Als-Ob des Gelingens und der Güte. Der Schmerz derer, die zu Außenseitern gemacht werden (als solche behandelt werden), hat hier keinen Platz. ‚Frau‘ und ‚Jude‘ zu sein, versetzt in ein Unrecht, das so strukturell ist, wie es gerne übersehen wird. Nur wenige können es, nach schönender Sozialisation, in der das Verachtete wie selbstverständlich Objekt der Witze wird, noch bemerken.<sup>28</sup> Die Figuren in Lewalds Roman sprechen von einem Wissen des Ausschlusses, das bis in die Gegenwart reicht, durch die Katastrophen des 20. Jahrhunderts.

Das Versprechen auf ein anderes Leben schwindet als Vorstellung in dem Maße, in dem schon die Fragen nach dem Ursprung der Sprache national konnotiert sind. Herder etwa koppelt das Bewußtwerden eigener Identität an die erlebnisstiftende gemeinsame Sprache<sup>29</sup> – was Bacon Idol, Trugbild ist, wird im 18. Jahrhundert zur Forderung nationaler Sitte erhoben. Daß diese Erhebung Schein ist, d.h. die Kräfte, nach denen sich die Sprache bildete, ab initio vom Unrecht sowohl nichts wußten als auch es vorbereiteten, ist in der Sprache, die gesprochen und in literarischen Texten verwendet wird, einbegriffen; die Sprache wendet sich gegen jene, die sie verwenden, *als gehörten sie dazu*. Die ausschließende Kraft der Sprache läuft als Erkenntnis mit, wenn in scheinbar objektiver Weise von „Vorurteile[n] als Bedin-

27 Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). S. 80.

28 Eine der wenigen, aus doppelter Leid-Perspektive: Klüger, Ruth. *unterwegs verloren. Erinnerungen*. Wien: Paul Zsolnay Verlag, 2008.

29 Vgl. Kremer, Arndt. *Deutsche Juden – deutsche Sprache. Jüdische und jüdenfeindliche Sprachkonzepte und -konflikte 1893-1933*. Berlin: De Gruyter, 2007. S. 40ff.

gung des Verstehens<sup>30</sup> gesprochen wird. Die „Diskreditierung des Begriffes Vorurteil durch die Aufklärung“<sup>31</sup> hatte einen guten Grund. Sie ging nicht auf das grundsätzliche Verlustiggehen von Autorität und Tradition, sondern auf Autorität und Tradition, insofern sie auch das Unrecht gegenüber willkürlich als solchen begriffenen Gruppen tradierten: Das *Einrücken in ein Überlieferungsgeschehen*<sup>32</sup> war nie unschuldig, es hatte Bedingungen. Die ausschließende Rede in Vor-Urteilen kann nur „ins Positive wenden“<sup>33</sup> wollen, wer selbst nicht betroffen ist. Der Umdeutungswunsch entspringt dem sicheren Bewußtsein, von der Ungerechtigkeit nicht gemeint zu sein. So fehlt hier gerade jene Empathie und Sensibilität den Phänomenen gegenüber, die dem reifizierten ‚Überlieferungszusammenhang‘ großzügig entgegengebracht wird. Was aber überliefert wird, ist auch positive (im Sinne von: gegebener) Ausgrenzung; wer sie wiederum ins Positive wenden will, schafft ein Negatives. Mit diesem ist weiter zu operieren; die aufklärerischen Schritte abwenden zu wollen, kann nur denen einfallen, deren relative Freiheit nicht in Gefahr ist. So trifft Gadamers Versöhnungsauftrag die Leiden der Sprache nicht (analog zu Goethes Wort über die Farben als „Taten des Lichts und Leiden“ kann man von „Taten und Leiden“ in der Sprache sprechen). Daß die Auslegung (griech. *hermeneuein*) als privilegierter Zugang zur Sprache sich nicht ohne Einbußen privilegieren läßt, zeigt das Sprechen der Philosophen an. Den obengenannten dritten Punkt, der sich an Lewalds Gleichnis des Treibhauses verdeutlichen läßt, selbst dem Exotismus nicht zu verfallen, der einem als scheinbar legitimer Selbsta Ausdruck nahegelegt wird, hat, in deutlicher Weise, Otto Weininger erfüllt. *Geschlecht und Charakter* (1903) ist das Werk, das als Begleitung unzeitigen und unerwünschten Ausdrucksbegehrens gelten kann. Es zeigt philosophische Rede als Selbst-Haß-Rede. Einer nimmt die Vor-Urteile ganz ernst, bis zum Tod dessen, der mit den Vorurteilen nicht leben konnte, weil er sie ernst nahm. Es ist nicht nur das böse Ressentiment gegen das Fremde, das man sein soll, auch wenn man nur lebt. Hier wirkten die Zuschreibungen ganz. Daß so ein Leben nicht

---

30 Gadamer, Hans-Georg. *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. 3. Aufl. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 1972. S. 261ff.

31 Ebd., S. 261.

32 Ebd., S. 275.

33 Ebd., S. 261.

möglich ist, liegt auf der Hand; das Unsterblichkeitsbedürfnis<sup>34</sup>, das so viele zum Überlieferungsgeschehen in ein enges Verhältnis treten läßt, spricht er sich, im Chor mit den Stimmen der Anderen, ab. Wittgenstein sagte zu Recht (der selbst die Stimmen anderer bezüglich seiner ‚drei Viertel jüdischen‘ ‚Herkunft‘ zeitweilig allzu ernstnahm), man müsse vor Weiningers Buch ein Negationszeichen setzen, dann lese man es richtig. Diese logische Operation wird nicht getan. Stattdessen lenkt die Positivität der Attacken, die die Vor-Urteile ganz ernstnehmen, von einer Positivität ab, die Gegenwelt und Gegenwart sein könnte: Die ausgeschlossenen Gruppen, die keine Gruppenqualität haben, wissen, daß sie sind wie alle Welt. Die Aufklärung, aufklärerische Bestrebungen aufgeben wollen, kann nur, wer sie nicht braucht. Das *cui bono?* verhält nicht.

Die hermeneutische Befriedigungsrede, gegen die die kühle Pragmatik der analytischen Philosophie zuweilen erholsam anmutet, gibt nämlich, anders als die analytische Themenrede, vor, etwas über die menschliche *conditio* zu wissen und gibt es nicht *nur* vor. Weiningers Selbst-Ausschluß-Dezision bleibt den Hermeneutikern fremd; ihr Herkommen weiß, was man wissen darf und soll, aber wenig von dem Motto Hilde Domins, das sagt: „Ein Messer trifft oft am Herzen vorbei / Nicht das Wort.“<sup>35</sup>

Auffällig an den Situationen des Ausschlusses und der Distanzierung, die die Protagonisten erleben, ist deren Verankerung in epistemologischen Gegebenheiten, die von weither dem menschlichen Verstand eine Glättungs-, Einordnungs- und Harmonisierungstendenz beilegen, die, in ihren totalisierenden Aspekten, das Unrecht erwartbar macht:

Der menschliche Verstand zieht in das, was einmal sein Wohlgefallen erregt hat – sei es, weil es so überliefert und geglaubt worden ist, sei es, weil es anziehend ist –, auch alles andere mit hinein, damit es jenes bestätige und mit ihm übereinstimme. Und wenn auch die Bedeutung und Anzahl der entgegengesetzten Fälle größer ist, so beachtet er sie nicht, oder verachtet sie, schafft sie durch Haarspalterei beiseite und verwirft sie, nicht ohne schwerwiegendes und verderbliches Vorurteil, nur damit dadurch das Ansehen jener alten fehlerhaften Beziehungen unangetastet bleibe.<sup>36</sup>

34 Weininger, Otto. *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*. 5. Aufl. Wien und Leipzig: Wilhelm Braumüller Universitäts-Verlagsbuchhandlung, 1905. S. 145-181.

35 Motto von: Kremer, Arndt. *Deutsche Juden – deutsche Sprache* (wie Anm. 29).

36 Bacon, Francis. *Neues Organon* (wie Anm. 4). S. 107.

Die „alten fehlerhaften Beziehungen“ sind es, die den *sensus communis* tragen. Sie zu verletzen, ist ein Tabu. Wie ein falscher Eindruck von Gemeinschaftlichkeit zu den Idolen des Marktes führte, trägt die Geschichte selbst, deren Idealisierung zur gelingenden *narratio* dazu führt, die große Erzählung auf Kosten der Außenseiter zu glätten, eine Tendenz in sich, die letztlich auf den Künstler und seine Artefakte produktionsästhetisch einwirkt: „Der Künstler muß seinen Maßstab aus sich schöpfen. Er stellt sich damit heraus und negiert das Gesellschaftliche, das ihn gleichwohl trägt.“<sup>37</sup> Wie der Maßstab nicht original sein kann, kann die Idee, einen Maßstab zu besitzen, nicht ohne den gesellschaftlichen Körper gedacht werden. In Bezug auf die Frage der Vorurteilsstrukturen, die die sprachlichen Akteure dazu bringen, Gegenbeispiele zu ihren liebsten *doxa* zu ignorieren, dehnt sich das individuelle Versagen vor den Lockungen des Vorurteils zu einer allgemeinen Diagnose: „...einem tieferliegenden Zwiespalt, der das Dilemma markiert: *der Spannung zwischen humanistischem Ideal und Terror*. Sie offenbart ihr genuin tragisches Moment.“<sup>38</sup> Was Bacon neu war und den selbstverständlichen Gebrauch der sprachlichen Zeichen zugunsten der Erkenntnis der Idolfunktionen durchschnitt, ist dem modernen Künstler zur Bedingung seiner Produktion geworden. Das Tragische ist ein Spannungsmoment auf den Höhen künstlerischer Hervorbringung (hier bei Joseph Beuys). Das sprachliche Kunstwerk operiert mit dem alten, fehlerhaften, vorurteilsbeladenen Material.

Fanny Lewald situiert sich in diesem Raum. Ihre doppelte Aufgabe, emanzipatorisch zu wirken als „Frau“ und „Jüdin“, hatte nur das alte Sprachmaterial zur Verfügung, in das die Träume von Ganzheit und Widerspruchslosigkeit eingegangen waren. Diese machten die Möglichkeit unkenntlich, durch Sprache abzubilden, was sich zeigt, was nicht oder nicht so sehr in Idolfunktion stand, daß es aus einem unbewußten Ruhewunsch heraus mit den Sprechweisen des Unrechts paktierte. Das Wissen, daß es (nicht immer) „genügt [...] daß wir an unser Ziel gelangen; es kommt wesentlich darauf an, wie wir es erreichen“<sup>39</sup>, prägt auch die Wege der Emanzipation. Das Wie vor dem Was verhindert die Verbindungen, Clara, die Tochter des christlichen Hauses und Eduard, Jennys Bruder, können nicht heiraten, solange ihre

---

37 Mersch, Dieter. *Ereignis und Aura. Untersuchungen zu einer Ästhetik des Performativen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2002. S. 276.

38 Ebd.

39 Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). S. 87.

Konfessionen verschieden sind; eine Erkundigung Eduards wird abschlägig beschieden. So spiegelt die Unmöglichkeit der Verbindung auf persönlicher Ebene die Unmöglichkeit, an den geschätzten Symbolen teilzuhaben; nicht zuletzt die symbolische Welt verweigert jenen den Eintritt in ihre gemeinschaftlich erhaltenen Konstruktionen, deren Reales das angreift, was, in den Augen der Menge, einmal ein „Wohlgefallen erregt hat“ (Bacon). Die Sprache, solange man deiktisch auf sie als Gegenstand zeigt, mit bestimmtem Artikel, ist so ausgestellt, wie ihre Geheimnisse schwinden. Die Abwehr emanzipatorischer Bewegungen rührt auch daher, daß das Geheimnis der Sprache in ihnen zu verschwinden droht; es war mit Gewalt und Ausgrenzung verschwistert. So konnte Gadamer in seiner Nachzeichnung der Verstrickung Diltheys in den Historismus<sup>40</sup> selbst diesen Verstrickungen anheimfallen; die Verabsolutierung der deutenden Geste war gewohnt, aufzuschließen, was andere verbargen, setzte ins Gebilde ein, was diese als widerständige Momente dem unifizierenden Überlieferungszusammenhang entgegenstellten.

Das Motto von *Wahrheit und Methode*<sup>41</sup> verlängert den Gemeinschaftsaspekt, der bei Bacon als Idol „infolge des engen Beieinanderseins“ benannt war. Indem der konkrete (literarische) Text das Festhalten am Gemeinschaftsideal durch die Gegenwart von Fehlurteilen, Verstrickungen und Vorurteils-

---

40 Steinmann, Michael. „Auf dem Weg zu einer modernen Epistemologie. Diltheys Verstrickungen in die Aporien des Historismus; Überwindung der erkenntnistheoretischen Fragestellung durch die phänomenologische Forschung (GW I, 222-269)“. *Hans Georg Gadamer: Wahrheit und Methode*. Hg. Günter Figal. Berlin: Akademie Verlag, 2007. S. 87-103.

41 Gadamer, Hans Georg. *Wahrheit und Methode* (wie Anm. 30): „Solange du Selbstgeworfenes fängst, ist alles / Geschicklichkeit und läßlicher Gewinn; / erst wenn du plötzlich Fänger wirst des Balles, / den eine ewige Mitspielerin / dir zuwarf, deiner Mitte, in genau / gekanntem Schwung, in einem jener Bögen / aus Gottes großem Brückenbau: / erst dann ist Fangen-können ein Vermögen, / nicht deines, einer Welt. R.M. Rilke“. Das Festhalten an der Fiktion des „Selbstgeworfenen“, das es schon damals nicht war, überbetont den Gemeinschaftsaspekt, unter dem menschliches Ausdrucksvermögen gesehen werden kann. Spielen und Mitspielen werden aus der Autorität von „Gottes großem Brückenbau“ hergeleitet; das „Vermögen“ des Fangens, des Mittuns im Kommunikationsspiel, braucht die anderen. Die widerständige Ausdrucksnuance will den Ball nicht mehr fangen, oder, wo sie ihn hält, nicht mehr dem zurückgeben, der ihn warf.

los negiert, läßt er die Orientierung an einer unhinterfragten, wie unbewußt zum Schutz gesuchten Gemeinschaftlichkeit als eigenes Trugbild erkennbar werden: Die Menge will, was sie erhält. Die Elemente der Macht, das „Urteilen und Aburteilen“, sind mit ihren versöhnlichen Komponenten scheinbar verbunden; „Die Macht der Verzeihung“ und „Gnade“ haben jedoch nur begrenzte Geltung, sie sind Andidot nur in numerischer Beschränkung: „Es ist nicht Sitte, mehr als eine bestimmte, beschränkte Zahl von Verurteilten zu begnadigen.“<sup>42</sup> Gemeinschaft als Ideal kann in Masse kippen. Dann sichert sie nicht mehr idealiter Verständigung als Beieinandersein, sondern stellt Ansprüche, die gleichsam aus ihrer inneren Struktur zu kommen scheinen: sie unterwirft. Wie der Massenkörper Forderungen stellt, die zu seiner Aufrechterhaltung beitragen, ist er die böse Kehrseite des Gemeinschaftsideals. In dieser Doppelstruktur von Gemeinschaft, die in ihrer geläufigen Verkehrsform als Masse ex negativo noch einmal gedacht wird, liegen die Gefahren des Trugbildes des Marktes offen zutage: die Masse hetzt, flüchtet oder verbietet<sup>43</sup>, sie kehrt auch um.<sup>44</sup> Diese Fähigkeit, dargestellt an den Massen der Französischen Revolution<sup>45</sup>, gibt es auch auf der Ebene der Zeichen. Ihre Umschlägigkeit, aus der Bedeutung entsteht, vermag das Gefühl zu irritieren, nichts ändere sich über lange Zeit an einem Unrecht. Gemeinschaft als *Masse* jedoch *zeigt ihr Idolgesicht*; lebensweltliche Erfahrung denkt sich in Bahnen der Gemeinschaft, die sie doch abweist, die Gemeinschaft wird als Masse erkennbar. Dieser Massencharakter des kommunikativen Gefüges, in dem die Gewalttätigkeit seiner Ziele deutlich wird, wirkt auf die Sprache ein. Ziele, sofern es nicht Ziele einer Masse sind, sondern utopisch aufgeladene Sehnsüchte einer exkludierten Mehrheit, die als Minderheit betrachtet wird, können nicht verfolgt werden. Der Aktivitäts- und Tätigkeitsmythos, der dem modernen Menschen ein techné-Bewußtsein zum Vorbild gab, das keine dianoethische Geste des Denkens über das Denken mehr kannte, prägt die Handlungsverläufe noch wo sie passiv bleiben müssen: Die Verbote, von denen der nichtemanzipierte Außenseiter sich umstellt sieht, verlangen Assimilation als Unterwerfung, ohne sie zerbricht das, was man noch wollen konnte, an gleichsam isolierter Stelle; man bekommt nicht mehr den zweifelhaften Trost erzwungener Konversion.

---

42 Canetti, Elias. *Masse und Macht*. Hamburg: Claassen Verlag, 1984. S. 343.

43 Ebd., S. 50ff.

44 Ebd., S. 61ff.

45 Ebd.

Fanny Lewald hat in ihrer Lebensgeschichte ihren Konversionswunsch, dem, noch als Fanny Marcus, die Tat folgte, als „Vergehen vor sich selbst“<sup>46</sup> bezeichnet; hier schwand ein Selbstverhältnis in die Meinung der Vielen. Wo die Gemeinschaftlichkeit soweit Ideal ist, als sie ihre Schattenseite als Fügung erzwingende Masse verbirgt, läßt sich eine Unentscheidbarkeit nicht länger verleugnen:

Beharrliche und scharfsinnige Geister nämlich können ihre Betrachtungen festlegen und bei den feinsten Unterschieden verweilen und verharren. Erhabene und schlußfolgernde Geister aber erkennen auch die feinsten und allgemeinsten Ähnlichkeiten unter den Dingen und stellen sie zusammen. Beide Arten der Geister aber fallen leicht ins Extrem, indem sie nach graduellen Unterschieden der Dinge, freilich oft auch nach Schatten greifen.<sup>47</sup>

Die „graduellen Unterschiede der Dinge“, die „Schatten“ sein können (*gradus rerum aut umbras*), sind der eigentliche Reichtum des Sprechens in aestheticis. Hier ist das unentscheidbare Feld zwischen Differenz- und Ähnlichkeitskriterium; hier wehren sich die Dinge, an denen man Grade feststellen will, indem sie Schatten werden. Die Schattenqualität der materialen Ausprägungen von Gegenständen der Betrachtung (als symbolische Materialität, die in Erkenntnisprozessen darin besteht, sich zu dem zu verdichten, worauf die *intentio auctoris* gerichtet ist) sichert den Raum dichterischer Imagination. Sprachkritisch macht Bacon einen mahnenden Punkt dort, wo die getrennten Sphären, durch Differenz-, bzw. Ähnlichkeitskriterium bestimmt, sich in der Betrachtung gradueller Unterschiede der Dinge vermischen. Die betonte Einheit der Herangehensweisen und Getrenntheit der Sphären von Ähnlichkeit und Differenz jedoch ist selbst totalitär. Es ist, als wolle Bacon, der die Gefahr des überhöhten Gemeinschaftsideals sah, sprachlich zu trügen, die Ordnung, die durch die Annahme einer Gemeinschaftlichkeit nicht gegeben wurde, in der Trennung zwischen Kategorien, die Herangehensweisen an Gegenstände bestimmen, wieder befestigen. Wo es heißt: Ähnlichkeit *oder* Unterscheidung (keine Grauzonen), ist die Gewaltförmigkeit der den Vielen übertragenen Dezision in den kriterialen Modus einer Untersuchung verlegt: Ähnlichkeit oder Verschiedenheit, *tertium non datur*. Gerade in diesen Grauzonen der Verständigung aber ist Wandel, ist Emanzipation

46 Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). Nachwort. S. 266.

47 Bacon, Francis. Neues Organon (wie Anm. 4). S. 117.

möglich. Sie sind das noch nicht oder unterbestimmte, das, was sich dem Wandel nicht verschließt, da es selbst im Wandel begriffen ist.

Das Fremde als Fremdes scheint in einem Bild nicht auf: In Jennys Elternhaus werden lebende Bilder, *tableaux vivantes*, gezeigt. Über der Betrachtung des Ursprungsbildes, das dem lebenden Bild als Vorbild dient, kommt es zu einem, solchermaßen ekphrastisch initiierten, Gespräch über Vor- und Abbild, das Eigene und das Fremde:

„Gewiß habe ich recht. Ich hatte, als ich in dem Katalog der Ausstellung „Trauernde Juden“ von Bendemann las, eine rechte Herzensfreude. Ich liebe die Juden; sie sind nicht mehr das, was sie vor tausend Jahren gewesen sein mögen, aber es ist noch Originalität, Rasse in ihnen, und darum sind sie für den Maler interessant. Nun dachte ich, wenn ein Jude den Mut hat, Juden zu malen, wenn dieser Jude Bendemann ist, da muß es ein Stück Arbeit werden, das Hand und Fuß hat. Ich dachte, er würde sich köstliche Gestalten, üppige Weiber mit Flammenaugen gewählt haben – nicht doch! So weit reicht sein Mut nicht. Er nimmt ein Sujet aus dem Judentume, aber er tauft seine Juden samt und sonders, er übersetzt sie fein säuberlich ins Düsseldorfsche, und nun sitzen die deutschen Männer und Weibsen und sehen, so hübsch sie sind, doch nur aus wie Düsseldorfer Gärtner, denen die Raupen den Kohl aufgefressen haben.“<sup>48</sup>

Die derbe Sprache trägt ihren Gegenstand, nachdem er – getauftes – Sujet des Malers wurde, zum zweiten Mal in die Unähnlichkeit. Die Kritik des wohlmeinenden Malers – hier werden Brüche des Ähnlichkeitsgebotes am wenigsten verziehen – ist aufgeladen mit Ressentiment und Herabneigung. „Die Juden“ haben als Liebesobjekt zur Verfügung zu stehen, haben Sujet künstlerischer Produktion aus der Ferne ungerührter Bewunderung zu sein, werden als Gruppe „geliebt“, die sie, wie „die Frauen“, nicht sind. Das Bezwingende der Kritik ist, daß sie scheinbar aus einem Wohlwollen kommt; indes läßt sie das Fremde fremd sein und will es so bewahren, um es besser zum Eigenen zu machen. Aus der bedeutungsstiftenden Differenz erwächst das Unrecht, auf Ähnlichkeit zu verpflichten. Bildkonstanz, die durch den Maler gebrochen wird – er zeichnet die Außenseiter so, daß sie nicht mehr als solche erkennbar sind und relativiert das (auch positive) Vorurteil – bringt das Eigene in Gefahr. Der Satz: „Fremdes erreicht man nur, wenn man von ihm ausgeht, und man geht nur von ihm aus, wenn es uns vorweg angeht,

---

48 Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). S. 96.

beunruhigt, im Eigenen trifft<sup>49</sup>, benennt das zentrale Problem: Vom Fremden ‚auszugehen‘, wird durch jene *doxa*, Idole, Vorurteile erschwert, in denen sich ein Subjekt auch konstituiert. Das Fremde, das „im Eigenen“ treffe, muß immer noch fremd (gleichsam mit festen Rändern) sein; es lebt an der Grenze, die den Gegensatz zwischen Eigenem und Fremden in der Sprache bewahren möchte. Vor diesem Hintergrund ist der Vorwurf, ein jüdischer Maler male Figuren, die nicht jüdisch aussähen, ein Ausdruck nicht zuletzt eines epistemologischen Vorurteils: Das Wahrgenommene wird auf jene Kohärenz verpflichtet, die die Vorstellungen von diesem in geordneten Bahnen hält. Den Begriff unversehrt zu erhalten, ist die Kehrseite der Kritik am Bild; diskursiv verlangt der Kritiker Eindeutigkeit und Zuordbarkeit des im Bild Sichtbaren, der Bild-Charakter ist gleichsam nicht frei, sondern stets gerahmt. Der Rahmen aber beläßt die Figuren nicht nur in den gegebenen Kontexten des spezifischen Bildes, sondern orientiert die Arbeit an den innerbildlichen Sujets an den normierenden Kontexten außerhalb des Rahmens. Lewalds Beispiel zeigt die Rede über Fremdes und Eigenes als Rahmen-Diskurs.<sup>50</sup> Die rahmenden Elemente (mit Simmel: Körper, der eine Seele umgibt<sup>51</sup>) wirken auf das Dargestellte nicht nur insofern ein, als sie das im Bild Dargestellte befestigen und kraft einer Grenze mit Bedeutung versehen, sie gehen auch über in die Vorstellungen der Betrachter vom Bildsujet: Das Eigene will sich in dem finden, was durch den beruhigenden Rahmen ins Bild gebannt ist, dazu kann es nicht das Fremde sein. Die Orientierung an Ähnlichkeit hat also, als Prämisse der Bildkonstitution, die von Goodman u.a. produktiv in Zweifel gezogen wurde, einen Grund in ihrem identitätsstiftenden Charakter, der von der Kunst nichts mehr weiß, dem selbst die fiktive Figur in einem fiktiven Gebilde nicht entkommen kann. Implizit hat Lewald in der verhinderten Lobrede auf eine Außenseitergruppe, die als Rede aus der Liebe ein Recht herleitet, das Unähnliche (die falschen Modelle des Malers) zu kritisieren, weil es dem Klischeebild fern ist, ihr eige-

49 Waldenfels, Bernhard. *Idiome des Denkens. Deutsch-Französische Gedankengänge II*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2005. S. 246.

50 Vgl. Ganz, David (Hg.). *Rahmen-Diskurse. Kultbilder im konfessionellen Zeitalter*. Berlin: Reimer, 2004 und Wagner-Egelhaaf, Martina. „Rahmen-Geschichten. Ansichten eines kulturellen Dispositivs“. *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 82/1 (2008): S. 112-148.

51 Simmel, Georg. „Der Bildrahmen. Ein ästhetischer Versuch“. *Soziologische Ästhetik*. Hg. Klaus Lichtblau. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998. S. 111-117.

nes Hauptproblem thematisiert: Das Eigene wird fremd, wenn andere es in dieser Fremdheit halten wollen und die rahmenden Vorurteile und deren wenig sanften Zwangscharakter in deren positiver Form nicht aufgeben. Der Konflikt zwischen Individualausdruck und sprachlicher Überformung des Individuums (ein schöner Traum bürgerlicher Autonomiebestrebungen) kann nicht gelöst werden. Beide, das Ich (der Maler, der in Lewalds Roman aufgrund zugelassener ‚Unähnlichkeit‘ gerügt wird) und die Sprache (der andere Maler, der sich aufgrund geteilter Profession die wohlwollende Kritik herausnimmt) stehen in Dissonanz. Es ist ein Merkmal der späteren Zeit, des beginnenden 20. Jahrhunderts, in der Dissonanz neue Ordnungen zu finden, gleichwohl sind diese Ordnungen wieder auf eine frühere Ganzheit (etwa musikalischen Ausdrucks) als normierenden Ausdruck bezogen. Der Rahmen begrenzt neben dem Bildsujet die ekphrastische Beschreibung, sie wird zur Rechtfertigungsrede des Dargestellten, das, in den Augen der Welt, anders hätte sein müssen.

Wie die Rede von der Ethik (der Schock des Unähnlichen, das verweigerterte Abbild hat eine ethische Bewandnis) am „Rätsel der Anderen“<sup>52</sup> vorbeigehen kann, wenn sie allein auf ethische Tat geht, ist dieses Rätsel in einer Sprache, die meint, Ethik in dieser Sprache *sagen* zu können, schlecht aufgehoben. Die Anderen als Rätsel zu sehen, kann im Fall der unfreiwilligen Außenseiter heißen, ihr Anderssein zu potenzieren, da sie im Vorurteil schon Rätsel sind und noch einmal Rätsel werden. Letzteres ist die Ferne, die aus einer Achtung kommt. Diese Ferne läßt sich schwer bewahren, wenn Plotstruktur und Handlungsgang jene Wirrungen nahelegen, die aus der Tatsache kommen, daß, in Lewalds Roman, das Andere nicht als Anderes bestehen bleiben kann. Die Hochzeit Jennys mit Reinhard findet nicht statt; er, der sie katholisch machen wollte<sup>53</sup>, glaubt nicht ihren Schwierigkeiten, zu seiner

52 Mersch, Dieter. „Es gibt allerdings Unaussprechliches.“ Wittgensteins Ethik des Zeigens“. *Der Denker als Seiltänzer. Ludwig Wittgenstein über Religion, Mystik und Ethik*. Hg. Ulrich Arnsward/Anja Weiberg. Düsseldorf: Parerga, 2001. S. 133-153, S. 153.

53 Vgl. Thomann Tewarson, Heidi. „Die Aufklärung im jüdischen Denken des 19. Jahrhunderts: Rahel Levin Varnhagen, Ludwig Robert, Ludwig Börne, Eduard Gans, Berthold Auerbach, Fanny Lewald“. *Juden und jüdische Kultur im Vormärz* (Jahrbuch 1998). Redaktion: Horst Denkler, Norbert O. Eke, Hartmut Steinecke und Detlev Kopp. Bielefeld: Aisthesis Verlag. S. 17-61, S. 19: „Die Schriften von Moses Mendelssohn, Rahel Levin Varnhagen, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Ludwig Börne, Berthold Auerbach, Fanny Lewald und

Religion überzutreten, mit dem Meineid leben zu müssen, sondern glaubt der Mutter, die aus gekränkter Eitelkeit ihm einen falschen Grund – Zuneigung für einen Anderen – als Grund für Jennys Abschiedsbrief nennt. Epistolarisch werden die Umstände des allgemeinen Unrechts ins schriftliche Bild gesetzt; es erscheint als persönliches Unglück, was in den Gesetzen der Zeit begründet liegt, die Konfession wird zu einem zweiten Liebesbekenntnis. Lewald verabsolutiert die Liebe auch deshalb nicht<sup>54</sup>, weil diese Empfindung für sie mit der Empfindung von Unrecht verschwistert ist. Hier wird nicht zuletzt der konstruktive Charakter der Liebeserfahrung deutlich; sie kann sich nicht ungestört kristallisieren, wenn die Anlagerungen von Glück versprechenden Indizien, die den Geliebten als einmalig ausweisen, sich mit der Unmöglichkeit verbinden, diesem auf legitime Weise anzugehören.

Wenn Lewald also die Konvenienzehe verweigert<sup>55</sup>, probt sie eine Verweigerung der Teilnahme am Symbolischen, die später, auf gleichsam doppelter Symbolisierungsstufe, die Protagonistin Jenny wiederholen wird – das Absehen von der Konversion ist zugleich die Abkehr von den legitimen Zeichen, deren gewalttätiger Charakter unübersehbar wird. Lewald dient nicht zufällig Tendenzen, die „mir Ideal und Religion sind“<sup>56</sup>; *religio*, das ‚Immer wieder Lesen‘ nicht nur des heiligen Textes bereitet die ersehnten politischen

---

so vieler anderer berichten von persönlichen Beleidigungen, von öffentlichen Beschimpfungen, Drohungen und Gewalttaten, von Zwängen und Einschränkungen, unter denen sie von Kind auf zu leiden hatten. In dieser Bedrängnis muß die Versuchung, dem jüdischen Stigma durch die Taufe zu entkommen, groß gewesen sein. Noch verführerischer aber waren die universellen Grundsätze des rationellen Naturrechts, die unzweideutig Wert und Würde eines jeden Menschen proklamierten und die sich, was noch wichtiger war, in Menschen- und Bürgerrechte umsetzen ließen.“ Nur dem Nichtbetroffenen können die universalisierenden Schritte des aufklärerischen Denkens gefährlich totalitär erscheinen, hier hat es, mit seinen unteilbaren, nicht weichenden Rechtsauffassungen den Status eines Schutzraums, in dem das Besondere nicht preisgegeben, sondern rettend aufgehoben wird.

54 Vgl. Schneider, Gabriele. „Zwischen Reflexion und Realismus: Fanny Lewald und der ‚Roman des Lebens‘“. *Forum Vormärz Forschung/Literaturkonzepte im Vormärz* (Jahrbuch 2000). Redaktion: Michael Vogt und Detlev Kopp. Bielefeld: Aisthesis Verlag. S. 209-229, S. 211.

55 Ebd., S. 209.

56 Vgl. Tebben, Karin. „Erfahrung und politische Intention. Zu Aspekten des jüdischen Selbstverständnisses in Fanny Lewalds Roman *Jenny* (1843)“. *Forum Vor-*

Neuerungen in einer Technik vor. Als Kulturtechnik ist das ‚Lesen‘ bei aller Polyvalenz Phänomen der Akkulturation: Es ist auch das Einwilligen in Zivilisation und Gebräuche der Entzifferung des Symbolischen, die zugleich, auf einer Ebene, die die Frage nach Vermittlung berührt, das Unrecht im Symbolischen festschreibt. Dieses symbolisch festgeschriebene Unrecht, das der Offenheit des symbolisierenden Vorgangs zu spotten scheint, steht mit den Realien in einem interdependenten Verhältnis: Das lebensweltlich in Praktiken aufgeführte Unrecht wirkt auf das symbolisierte Unrecht (und die Art und Weise, es zu symbolisieren) zurück. So ist es kein Zufall, daß Jennys Verbindung mit Reinhard durch Briefe beendet wird, in denen das Mißverstehen beginnt, chronisch zu werden; nach dem Wechsel der Briefe von Jenny (Auflösung) und Reinhard (Bekräftigung der Auflösung durch ein Mißverständnis) erfolgt im Text des Romans eine achtjährige Zäsur. Das ist die lange Zeit, in der die Geschehnisse zur Ruhe kommen müssen, um den Fortgang des Romans aus dem Schweigen heraus zu ermöglichen, das sich wie Schnee über die Geschehnisse gebreitet hat. Und die Sprache? Als symbolisierendes Medium, dessen Symbolisierungen fortwährend irritiert werden (die Dinge wissen, daß die immateriellen Symbolisierungsleistungen nicht alles sind), löst sich ihr das plane Verständnis des Symbolischen auf.

Lewalds schwarzes Haar, auf das die Kinderfrau inkriminierend die Beschimpfungen der feingekleideten Kinder durch die zerlumpten zurückführt<sup>57</sup>, weist den Weg zur Verschiebung der symbolischen Gewalt in den Körper: dessen materiale Vergegenwärtigung nimmt den Haß auf die Anderen, die nicht anders sind, in sich auf, von nun an wird das Kind das *jüdische* Kind sein. Wie der Selbstverlust im Symbolischen auf die Körperebene einwirkt, gehört der Körper den Verachteten nicht mehr selbst. Das ist auch in solchen Fällen der Fall, in denen sich Praxen und Gewohnheiten in Körper einschreiben (hier paßt das Wort im Sinne von Kafkas *In der Strafkolonie*). Dieser Vorgang wird jedoch unter dem Vorzeichen, hier werde symbolisch ein Unrecht überliefert, verschärft: Man kann in das, was sich gewaltförmig eingeschrieben hat, nicht mehr einwilligen, ohne ein Selbstbild irreparabel zu beschädigen.

Auch vor diesem Hintergrund (der kontingenten Form der symbolischen Auszeichnungen wie der Gewohnheit, von ihnen ablassen zu müssen) ist

---

märz Forschung/ Autorinnen des Vormärz (Jahrbuch 1998). Redaktion: Helga Brandes und Detlev Kopp. Bielefeld: Aisthesis Verlag, S. 93-111, S. 94.

57 Ebd., S. 96.

Bacons Äußerung zu verstehen, die Idole des Marktes seien „am lästigsten von allen“<sup>58</sup>. In der Privilegierung des sprachlichen Modus liegt die Absage an Bild und Imagination jenseits der Sprache; dieses ganz eigene Vorurteil belastet die sprachliche Ausdrucksform und macht sie zur *Nichtähnlichen*; daß die Probleme der Verständigung auch in der Absolutsetzung eines Teils einer Anordnung von Möglichkeiten des Ausdrucks liegen, wirkt auf die Sprache (und ihre Erscheinungsform der Schrift) ein. Die Ablehnung der Außenseiter, die sich der Sprache bedienen müssen, in der ihr Außenseiterstatus behauptet wird, verdankt sich der gewöhnlichen Form sprachlicher Differenzierung:

Die Menschen glauben, ihr Verstand gebiete den Worten; es kommt aber auch vor, daß die Worte ihre Kraft gegen den Verstand umkehren; dies machte die Philosophie und die Wissenschaften sophistisch und unfruchtbar. Die Worte aber werden größtenteils nach den Auffassungen der Menge gebildet und trennen die Dinge nach den Richtungen, die dem gewöhnlichen Verstand besonders einleuchtend sind. Wenn dann aber ein scharfsinniger Geist oder eine sorgfältigere Beobachtung diese Bestimmungen ändern will, damit sie der Natur entsprechender sind, widerstreben die Worte. Daher arten große und feierliche Disputationen gelehrter Männer oft in Streitigkeiten um Worte und Namen aus.<sup>59</sup>

„Worte und Namen“ sind die Statthalter des Unrechts, die sich in den Weltenbewegungen zeitabhängiger Privilegierungen bestimmter Ausdrucksweisen behaupten müssen; es sind Ausdrücke der Menge. Sprachliches Nichtverstehen und sprachlich niedergelegtes Unrecht erscheinen als Folge einer falschen Differenzierungsleistung, das *I'll teach you differences* aus Shakespeares *King Lear* war ein von Wittgenstein fast zum Motto der *Philosophischen Untersuchungen* ausgewählter Ordnungsruf, der die Ordnung der Sprache als Unrechtsort sichert und weiterträgt, der durch Differenzen konstituiert wird.

Wichtig und verschlungen mit dem in den Trugbildern des Marktes ausgedrückten Zeichen von Unrecht und Vorurteil ist die Beobachtung Seyla Benhabibs, die Betonung des häuslich-persönlichen Bereichs für das ‚weibliche Individuum‘ klammere Geschlechtsbeziehungen aus dem Umfeld des

58 Bacon, Francis. Neues Organon (wie Anm. 4). S. 121.

59 Ebd.

Gerechtigkeitsbegriffs aus.<sup>60</sup> Als gäbe es einen rationierten Platz für die Darstellung des Unrechts, das bestimmten, fälschlich zur Gruppe homogenisierten Einzelnen widerfährt, scheint die Darstellung des Themas jüdischer Emanzipation die Darstellung weiblicher Emanzipation an den Rand zu schieben. Es ist, als hätten sich beide Ausdrucksansprüche zu neutralisieren, sobald sie gemeinsam geäußert würden; auch hier steht die sprachliche Darstellung der Gepflogenheiten des Ausschlusses im von Bacon bemerkten Bann, Differenzierungen zu sichern, wo die neue Sichtweise gerade darin bestehen würde, Differenzen, die fälschlich Unähnlichkeit nahelegen, durch das Bewußtsein einer strukturellen Ähnlichkeit des scheinbar Fremden und Anderen zu ersetzen.

Ein wunder Punkt (aus heutiger Sicht) von Lewalds Darstellung der Jenny-Figur wie der anderen Frauenfiguren ist ihr Festhalten an den Rollen, die damals noch kaum als solche gewußt wurden. Die Liebe der Frau ist das Glück des Mannes, sie ist das höchste Bild, auf das nichts kommen darf<sup>61</sup>, im Bild ihrer Reinheit sieht der Mann den Lohn seiner Entscheidung für dieses einzige, die Vorstellungen nun bestimmende Bild. Jennys Bruch mit Reinhard ist auch Bildbruch, katachrestische Umkehr einer mißlungenen Idealisierung; indem Jenny die Idealisierungen des Weiblichen ihrer Zeit fortsetzt und die Notwendigkeit der Emanzipation im Gesellschaftsschicksal, das auch die Männer umgreift, eher zu fassen vermag, privilegiert sie noch ein Unrecht gegen das andere. Das ist nicht nur ein Kritikpunkt, sondern zugleich die Benennung einer Notwendigkeit: Im gleichzeitigen Aufmerken auf die strukturell gleichen Unrechtsformen wäre die Autorin in ihrer Dar-

60 Tebben, Karin. Erfahrung und politische Intention (wie Anm. 56). S. 109.

61 Vgl. die perspektivierende Darstellung des Theologen Gustav Reinhard (wie Jennys Bruders Eduard) in: Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). S. 40: „Und wie hoch, wie heilig ist uns das Mädchen, welches wir lieben!“ rief plötzlich Reinhard, der bis dahin schweigend zugehört hatte, als ob er aus tiefen Gedanken zu sich käme. „Wenn ein Mädchen wüßte, wie schwer und heftig der Kampf ist, den der Mann zu kämpfen hat, ehe er willig und für immer auf seine Ungebundenheit verzichtet, ehe er seine Freiheit opfert! Nur einem Wesen, das man mehr liebt als sich selbst, das man gleich einer Gottheit heilig hält, kann man so untertan werden, als die Liebe es uns dem Weibe macht [...]“ Das Opfer wird mit einem Opfer vergolten. Jenseits der Dichotomien ist die Frau ganz Rolle, ihre Brechung derselben bräche die Liebe des Mannes, wie es später, als Jenny nicht Reinhard's Frau wird, auch geschieht. Die Imaginationen verbinden sich nicht mehr mit der Realität, stützen diese nicht mehr.

stellungskapazität angegriffen, die, wie die Buchstaben auf dem Papier, ein Nacheinander verlangt. So ist der Kern ihrer Zeitkritik implizit auch Kritik an der Unmöglichkeit, das ganze Unrecht darzustellen; nicht nur logisch-lineare Plotstruktur, sondern die Tatsache des Nacheinanders des Materials in seinen räumlichen Konkretisierungen prägt den Inhalt des Dargestellten.

Wie mit der Entwicklung, daß Sinnlichkeit und Mann-Frau-Verbindung „zu Substituten oder Gehalten für religiöse Erfahrung werden konnten“<sup>62</sup>, diese Verbindungen eine Überlast an den Versprechen der symbolischen Ordnung tragen mußten und weltlichen Lebensentscheidungen eine Dringlichkeit gaben, die über diese Entscheidung hinausging, beschreibt Lewald zutreffend die Überhöhung des Zwischenmenschlichen zum Beweis dessen, was in einer Gesellschaft geglaubt werden kann: „Es war gerade das Bürgertum, das die Ehe zur Liebesgemeinschaft erhob und voll Pathos die heilige, heile Familie zum Ziel individueller Glücksvorstellungen stilisierte.“<sup>63</sup> Drei Merkmale der Bezogenheiten von Staat, Gesellschaft, Imagination lassen sich ausmachen: Erstens die Unmöglichkeit, jenseits der Trugbilder des Marktes zu verhandeln, was den Markt betrifft, zweitens das Problem eines notwendigen Nacheinander in der Darstellung des Unrechts, das gleichzeitig geschieht und unterschiedliche Formen des Unrechts wie zu einem Faden aufwickelt, drittens die Schwierigkeit, aus den Vorgaben herauszutreten, die den Umgang mit Gefühlen in eine Form pressen, die als heilig auffassen will, was dem Menschen als Naturwesen eigen ist (daß dieses Naturwesen träumt und das Erhabene sehen will, zeigt die Grenzen des Naturhaften an, die in ein Selbstbild selten eingehen und „Natur“ auf kulturalisierter Stufe hauptsächlich als Ausschlußinstrument verwenden, das den zu Außenseitern Gemachten zugeschrieben wird).

Lewald besitzt die alte Sprache für neue Gedanken; die Handlungsstränge in *Jenny* werden durch das Vor-Urteil zerschnitten. Jenny will am Ende den Grafen Walter heiraten, nicht, ohne zunächst zurückstehen zu wollen, um ihn vor den Ressentiments seiner Umgebung und Standesgenossen zu schonen. Nachdem beide dem Tod nahegekommen sind, beschließen sie die Heirat, doch Walter muß sich nach einer kommunen Beleidigung („Ach, scherzen Sie nicht, ein Judenmädchen?“ rief der Baron lachend<sup>64</sup>) vertei-

---

62 List, Elisabeth. *Die Präsenz des Anderen. Theorie und Geschlechterpolitik*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1993. S. 180.

63 Nachwort von Ulrike Helmer in: Lewald, Fanny. *Jenny* (wie Anm. 2). S. 268.

64 Lewald, Fanny. *Jenny* (wie Anm. 2). S. 250.

gen, er stirbt an den Folgen des Duells. So ist auch das letzte Jenny mögliche Glück zerstört, sie stirbt über der Leiche des Grafen. Das Ende des Romans, der seine Motive zunächst in einer Traurigkeit enden läßt, die vom Wissen um den Fortgang des Unrechts durchdrungen ist, ist ein kämpferischer Ruf:

Da richtete Eduard sich mächtig empor: ‚Wir leben‘, sagte er mit der Begeisterung eines Sehers, ‚um eine Zeit zu erblicken, in der keine solche Opfer auf dem Altare der Vorurteile bluten! Wir wollen leben, um eine freie Zukunft, um die Emanzipation unsers Volkes zu sehen!‘<sup>65</sup>

Religiöse Metaphorik ist der Emanzipationsrede unterlegt; sie wird gewählt, um paradoxal aus dem Bereich jener Vorurteile zu befreien, die sich dieser Rede verdanken. Wie die Vorurteile die Leben jener zerstören, die mit ihnen in Berührung kommen, prägt die Reichweite der Idolfunktion der Sprache im Bann falscher Differenzierungen auch die Rede ihrer Rettung in der kommenden Zeit: U-topos wird als A-topos sichtbar, der in den Bedingungen der sprachlichen Fehlunterscheidungen enthalten ist, die auf den politischen Raum einwirkten. Das Andere kann sich nicht ungebrochen aussprechen, es spricht, noch wo es von Rettung spricht, in der Sprache der Trugbilder.<sup>66</sup>

Lewalds Kühnheit besteht darin, in der alten Sprache das Neue zu wagen und, auf der Handlungsebene, den deus-ex-machina-Ausweg der Heirat mit Graf Walter, die zu einem vergleichsweise glücklichen Ende geführt hätte, zu verweigern. Ihre Reise zu einer neuen Sprache endet mit dem Tod, der durch die Geltung von Vorurteilen herbeigeführt wurde. Der Tod Walters als letzte

---

65 Ebd., S. 253.

66 Jennys offene Konfrontation der Gesellschaft ihres künftigen Mannes Walter mit einem Klage lied der Juden (sie hatte vorher das Ressentiment gegen sie mitanhören müssen und kann nun die affirmative Kulturleistung des unterhaltenden Gesanges nicht mehr erbringen) stößt auf Ablehnung – wird von den Etablierten für Larmoyanz oder mangelnde Erziehung gehalten, Widerstand wird zu Scham umgedeutet: „Die Stimme ist vortrefflich“, bemerkte die Stiftsdame, „aber es zeugt immer von wenig Erziehung, sich und seine Gefühle so preiszugeben. Ich will gestehen, es mag unangenehm genug sein, dem jüdischen Volke anzugehören, indes ist es doch nicht unsere Schuld, daß Fräulein Meier eine Jüdin ist und sich dessen schämt, und ich begreife nicht, mit welchem Rechte sie sich in der Gesellschaft in einer Weise gehen läßt, die für meine Nerven zum Beispiel viel zu stark ist. Ich versichere Sie, sie hat mich völlig krank gemacht.“ Vgl. Lewald, Fanny. Jenny (wie Anm. 2). S. 238.

Verteidigung des Status' Jennys als Mensch (und seines eigenen) ist das Ende der Sprache, die ihre falschen Differenzierungen bis in die Praxis der Lebenswelt hinein erzwingt. Vorurteilssprache ist Todessprache. Die gewöhnliche Sprache ist, von den Ausgeschlossenen betrachtet, die Sprache der Anderen, die sich als Subjekte begreifen, indem sie fälschlich homogenisierte Gruppen zum Anderen stempeln. Hier verfangen auch religiöse Überhöhungen kaum. Das *hic Rhodus hic salta* alltäglicher Lebensvollzüge schneidet das Unrecht von seiner Aufladung durch religiös Erhabenes ab. Es erscheint nur noch als jene Gewalt, die kaum noch die Unterwerfung des Ich unter den Sozialkörper braucht. Die Zeichen, die die Emanzipation voranbrächten, können deutlich nicht aufgeschlossen werden, solange die Symbolisierungspraxen selber heteronom verfaßt sind, solange es keine etablierten Kontexte für sie gibt. Die Etablierung dieser Kontexte ist der Kampf neuer Zeichen mit den früheren, die das Unrecht aussagten. Die Katastrophe des 20. Jahrhunderts machte alle Zeichen zunichte, indem sie meinte, diese in ihren unterdrückenden Zusammenhängen gewaltsam verordnen zu können. Zeichen bedeuten das Unrecht, das sie verschweigen, weisen es auf. Die *Sprache der Anderen* läßt die Einen nicht in die Sprache ein. Sie ist Instrument heteronomer Absichten und Statussicherungen und lebt von der Inszenierung von Fremdheit. Lewald macht ersichtlich, daß die Sprache konstitutiv die Sprache der Anderen ist, die die Dichterin nicht einlassen, da sie selbst das Andere sei. Eigenes und Fremdes erweisen sich als ununterscheidbar, Differenzen als willkürliche Setzung. Der Unrechtscharakter der Sprache dauert an, die Wörter von Lewalds Sprache sind Wörter aus der Fremde der falschen Zuschreibung. Der „Sprengstoff von Aufklärung“<sup>67</sup> ist in ihnen enthalten, Bacon lieferte den Hinweis auf die Verfaßtheit der Sprache als aufgegangen aus falschen Differenzierungen; seiner Erkenntnistheorie fehlt es indes nicht an Stringenz; das ist selbst ein Vorwurf<sup>68</sup> aus der Kategorie der Idole. Die Sprache als Ort, an dem sich Religion und Sitte im Modus des Vorurteils begegnen, bleibt Markt idol. Das Phantasma des Anderen geht als Schreckbild in die akute Zeichenproduktion und -erhaltung ein, die *Sprache der Anderen* läßt das Andere nicht zu, da es das Eigene ist.

---

67 Adorno, Theodor W. „Wörter aus der Fremde“. *Noten zur Literatur* (wie Anm. 26). S. 221.

68 Vgl. Wolfgang Krohns Einleitung zu: Bacon, Francis. *Neues Organon* (wie Anm. 4).

# Nachruf auf Ingo Fellrath

von Ingrid Pepperle (Berlin)

Am 6. April 2010 ist Ingo Fellrath gestorben. Mit ihm ging ein profilierter, gesellschaftlich und politisch engagierter und überaus gründlicher Forscher der demokratischen Traditionen in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts und der deutsch-französischen Beziehungen bis ins 20. Jahrhundert von uns.

1944 in den letzten Kriegswirren in Bromberg (heute Bydgoszcz) geboren, war er im Westen Deutschlands aufgewachsen. Nach dem Wehrdienst studierte er Germanistik und Romanistik in Heidelberg, Amiens und Tours. Er legte seine von Pierre Angel betreute Maîtrise ab, nahm die französische Staatsbürgerschaft an und arbeitete als Gymnasiallehrer zuerst in Amiens, dann an verschiedenen anderen Gymnasien des Departements Indre-et-Loire. Pierre Angel war es auch, der Ingo Fellrath auf die Literatur des 19. Jahrhunderts orientierte und ihn besonders auf Georg Herwegh aufmerksam machte. Herweghs Lyrik wurde der Gegenstand seiner Thèse de Doctorat de Littérature Comparée „Les orientations littéraires de Georg Herwegh“ (638 S.), an der er neben der Schultätigkeit arbeitete und 1991 äußerst erfolgreich mit ihr an der Université Tours promovierte. Im Besitz der Lehrberechtigung an Universitäten war er von 1994 bis zu seiner Pensionierung 2004 Maître de conférences an der Université du Maine Le Mans, von 2000 bis 2001 Direktor seines Instituts.

Ich lernte Ingo Fellrath 1986 über die Arbeit an Herwegh kennen. Obwohl wir uns nur zweimal persönlich trafen, entwickelte sich eine enge Zusammenarbeit, die sich über viele Jahre hinweg als sehr fruchtbar erwies. Wenn ich heute den umfangreichen Briefwechsel (allein 200 Briefe Ingo Fellraths) und die Menge der hin- und hergegangenen E-Mails ansehe, ist mir nicht nur Ingo Fellraths Persönlichkeit als Wissenschaftler wieder gegenwärtig, sondern werden auch die Verdienste sichtbar, die er sich bei der Erarbeitung der Gesamtausgabe der Werke und Briefe Herweghs erworben hat.

Zunächst aber ist den Briefen zu entnehmen, mit welchem großem Ernst und Verantwortungsbewußtsein er seinen Lehrauftrag wahrgenommen hat. Nicht nur einmal klagte er darüber, daß in dem Spannungsverhältnis von Lehre und Forschung seine wissenschaftlichen Interessen zu kurz kamen, er manchmal monatelang – wie er schrieb – keine Zeile zu Papier bringen

konnte. Niemals aber war auch nur ein Wort des Überdrusses an der Arbeit mit den Studenten zu vernehmen.

Unter diesen Verhältnissen war es umso erstaunlicher, wie viel er in die Forschung einbrachte, mit welcher Energie und Ausdauer er sich der literarhistorischen Arbeit und den bekanntermaßen mühevollen Details der historisch-kritischen Edition widmete. Als hilfsbereiter Partner hat er besonders in der Wendezeit das Vorhaben einer Herwegh-Ausgabe ratgebend begleitet. Er hat dann dem französischen Teil der Ausgabe durch die Transkription der französischen Autographen, die Übersetzung der französischen Fragmente (circa 40), Briefe (circa 70) und Aufsätze (circa 10) zu einem kritisch geprüften Text verholfen und den Apparat in aufwendigen Ermittlungen hauptsächlich in französischen Bibliotheken und Archiven (bis hin zum Pariser Katasteramt) bereichert, wobei er Wesentliches zu Datierungen, zum Nachweis der Adressaten und zu den Erläuterungen beitrug.

Besonders ist in diesem Zusammenhang seine Thèse de Doctorat hervorzuheben. M. E. geht diese Arbeit weit über die normalen Anforderungen an eine Dissertation hinaus, und man kann nur bedauern, daß sie nicht in deutscher Sprache zugänglich ist. Mit der Ingo Fellrath eigenen Akribie hat er Herweghs literarische Orientierungen, die Bezüge und Einflüsse deutscher und europäischer Literatur in seiner Lyrik herausgearbeitet und eine Studie vorgelegt, die mit zum Besten in der Herwegh-Forschung gehört. Er hat damit viel für die Ausgabe vorgearbeitet und stand Volker Giel lange Zeit als wichtiger Ratgeber für den ersten Lyrikband zur Seite.

Parallel dazu sind seit den 80-er Jahren immer wieder Ergebnisse seiner reichen Detailkenntnisse zur Vormärzliteratur von ihm publiziert worden, besonders zu Georg Herwegh (unter anderem über dessen Aufenthalt 1839 in Emmishofen, über seine Hinwendung zur sozialen Dichtung 1842 und über Ulrich Enzensbergers Herwegh-Biographie). In einer Ausstellung im Heinrich-Heine-Institut in Düsseldorf 1992 (und fünf anderen Orten), brachte er (gemeinsam mit Heidemarie Vahl) neue Ergebnisse zur Werkgeschichte und Biographie Georg Herweghs zur Ansicht und zur Publikation. Seine intensive Beschäftigung mit dem Revolutionsjahr 1848 ergab neben einer Tagung an der Université du Maine Le Mans zur „Schweiz 1848“ eine Reihe sehr aufschlußreicher Veröffentlichungen, unter anderem ein Lebensbild Georg und Emma Herweghs 1848, einen Aufsatz über Vorgeschichte und Verlauf des Unternehmens „Deutsche demokratische Legion“ und über den politischen Rufmord und dessen Folgen in „Georg Herwegh und das Spritzleder“.

Darüber hinaus machte er bisher Unbekanntes unter anderem zu Georg Büchner, Wilhelm Mäurer, den Brüdern Follen publik. Viele weiße Flecken konnte er ausmerzen, Irrtümer korrigieren und hinsichtlich biographischer und werkgeschichtlicher Tatsachen und Zusammenhänge bisheriges Wissen verlässlich präzisieren und bereichern. Ingo Fellrath übernahm nichts ungeprüft. Er wies beispielsweise in Büchners „Leonce und Lena“ ein Wortspiel von Alfred de Musset nach, über dessen Herkunft ein Jahrhundert lang gerätselt worden war. Er begab sich auf die Spuren des „Großen Liedes“ der Brüder Follen, wertete bisher ungenutzte Quellen aus, um die Beziehungen des Revolutionärs Friedrich Wilhelm Mäurer zu Georg Herwegh und Heinrich Heine zu klären.

Nach seiner Pensionierung hat sich Ingo Fellrath der Regionalgeschichte des Departements Indre-et-Loire zugewandt. Seine Veröffentlichung über das unaufgeklärte Massaker deutscher Soldaten am 25. August 1944 an der Dorfbevölkerung von Maillé sorgte für die Aufnahme von Ermittlungen und machte die Stätte des Gedenkens der 124 ermordeten Frauen, Männer und Kinder bekannt. 2007 gab er mit seiner Frau Francine einen Bildband mit aktuellen Fotos von 130 Erinnerungsorten heraus, die den französischen Opfern des Zweiten Weltkriegs gewidmet sind. Die 2008 erfolgte Übersetzung eines Zeitzeugenberichts des Massakers von Maillé, bestimmt für die deutschen Besucher der Gedenkstätte, war seine letzte Arbeit.

Das nächste gemeinsame Projekt von Ingo und Francine Fellrath sollte ein Bildband über die Kämpfe des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/1871 im Departement Indre-et-Loire sein, das hoffentlich vollendet werden kann.

## Auswahlbibliographie der Arbeiten Ingo Fellraths

- Quand un Poème de Georg Herwegh trouve sa source à Paris, in: *Revue de Littéraire Comparée*, 1/1988, p. 57-66.
- Georg Herweghs Aufenthalt in Emmishofen. Juli 1839 - April 1840, in: *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte*, Jg. 48, Stuttgart 1989, S. 239-267.
- Friedrich Wilhelm Mäurers Beziehungen zu Georg Herwegh und Heinrich Heine, in: *Heine-Jahrbuch 1989*, Hamburg 1989, S. 198-210.
- *Les orientations littéraires de Georg Herwegh. Thèse de Doctorat de Littérature comparée (nouveau régime)*, Université Tours 1991 (638 p.).

- „Der Freiheit eine Gasse!“ Eine stoff- und wirkungsgeschichtliche Anmerkung zu *Dantons Tod*, in: Georg Büchner Jahrbuch 7 (1988/1989), Tübingen 1991, S. 282-296.
- Georg Herwegh 1817-1875. Bilder und Texte zu Leben und Werk (Ausstellungskatalog zusammen mit Heidemarie Vahl), Stuttgart 1992.
- „Freiheit überall, um jeden Preis!“ Georg Herwegh 1817-1875, zusammen mit Heidemarie Vahl, Stuttgart 1992.
- Auf der Suche nach einer neuen Poetik: Georg Herweghs Hinwendung zur sozialen Dichtung, in: Philosophie, Literatur und Politik vor den Revolutionen von 1848, hg. v. Lars Lambrecht, Frankfurt/M. 1996, S. 455-462.
- Auf den Spuren des „Grossen Liedes“ der Brüder Follen, in : Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, 54/1996, S. 223-260.
- Georg Herwegh und das Spritzleder. Zur Genese eines Rufmordes und seinen Folgen, in: 1848 und der deutsche Vormärz, Bielefeld 1998, S. 161-175 (= Forum Vormärz Forschung Jahrbuch 3, 1997).
- Georg Herwegh – Emma Herwegh: Vive la République!, in: Die Achtundvierziger. Lebensbilder aus der deutschen Revolution 1848/49, hg. v. Sabine Freitag, München 1998, S. 33-44.
- Von der Deutschen demokratischen Gesellschaft zur Deutschen demokratischen Legion (Paris, März – Juni 1848), in: Heine-Jahrbuch 1998, Stuttgart Weimar 1998, S. 238-251.
- Adalbert von Bornstedt, Georg Herwegh und Wilhelm von Löwenfels über das Ende der Deutschen demokratischen Legion. Ein unbekannter Epilog, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte, 58. Jg., Stuttgart 1999, S. 197-210.
- Klischee und Kolportage. Mehr Abrechnung als Biographie: Ulrich Enzensbergers Buch über den Dichter und Demokraten Georg Herwegh, in: Die Zeit, Nr. 41 vom 7. Oktober 1999, S. 56.
- „Le Dieu de l’Amitié“. Zu einer Schülerschrift Georg Büchners, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift. Neue Folge, Bd. 50, H. 2, Heidelberg 2000, S. 239-244.
- Vielschreiberin und Vermittlerin deutscher Klassiker. Die Baronin Carlowitz in Paris, in: Deutsch-französischer Ideentransfer im Vormärz, Bielefeld 2003, S. 181-207 (= Forum Vormärz Forschung Jahrbuch 8, 2002).
- Zivil! Kamerad (Über das Massaker deutscher Soldaten am 25.8.1944 in Maillé bei Tours), in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 13. Dezember 2004, S. 8.

- Les cantons de Bâle-Ville et de Bâle-Campagne face à la „Légion démocratique allemande“ de Paris: mesures militaires et „missions spéciales“, in: *La Suisse de 1848: réalités et représentations*, hg. v. Matie-Jeanne Heger-Ètienvre, Strasbourg 2005.
- In der Ausgabe der *Werke und Briefe Georg Herweghs* hat Ingo Fellrath unter anderm die französischen Briefe Georg Herweghs übersetzt (*Georg Herwegh: Werke und Briefe*, hg. v. Ingrid Pepperle, Bd.5, Bielefeld 2005, Bd. 6, Bielefeld 2010).
- Ingo Fellrath hat in der von Jan-Christoph Hauschild herausgegebenen *Heine-Briefsammlung 1816-1856* (Berlin 2005) die französischen Briefe Heines neu übersetzt.
- *Plaques et stèles commémoratives (1939-1945) en Indre-et-Loire. Textes et Photos* Ingo Fellrath et Francine Fellrath-Bacart, Joué-les-Tours: Edition „La Simarre“ 2007.



### III. Rezensionen



*Georg Herwegh: Werke und Briefe. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Hg. von Ingrid Pepperle in Verbindung mit Volker Giel, Heinz Pepperle, Norbert Rothe und Hendrik Stein. Band 5: Briefe 1832-1848. Bearbeitet von Ingrid Pepperle. Bielefeld: Aisthesis, 2005. Band 6: Briefe 1849-1875. Bearbeitet von Ingrid und Heinz Pepperle. Bielefeld: Aisthesis, 2010.*

Die Edition von G. Herweghs dichterischem Werk und seinen Briefen war lange Zeit ein unbefriedigendes Kapitel in der deutschen Literaturgeschichte. Zunächst monopolisierten Herweghs Ehefrau Emma und ihr Sohn Marcel mit Teilausgaben die Publikation. Die von H. Tardel herausgegebene erste Werkausgabe (1909) war verdienstlich, aber nicht an den Handschriften geprüft und enthielt keine Briefe. In den 1960er Jahren zerschlug sich in der DDR das Projekt einer kritischen Gesamtausgabe – somit blieb es bei den Vorarbeiten, die von B. Kaiser (1948) über die Arbeiten von A. Ziegengeist (1965/71), H. G. Werner (1967) und W. Büttner (1970/76) bis zu I. Pepperle (1971ff.) reichten. Aus diesem Kreis war es Ingrid Pepperle, die nach ihrer Habilitationsarbeit über Herwegh (1990) das Projekt einer neuen kritischen und kommentierten Gesamtausgabe vorantrieb. Seit 2005 liegen nun im Aisthesis Verlag drei der auf sechs Bände geplanten Ausgabe vor: zwei Bände Briefe und ein Band Gedichte 1835-1848 (vgl. die Rezension im Jahrbuch FVF 2006, S. 235-238).

Es ist schön und vielversprechend zugleich, dass das Briefwerk zuerst ediert wurde, liegt hier doch auf Grund der völlig zersplitterten Editions-lage (die die Einleitung genauestens beschreibt) das größte Desiderat vor. Insgesamt konnten die Bearbeiter 639 Schreiben (davon etwa 600 handschriftliche) ermitteln, die sich – verstreut in ganz Europa – in vielen Bibliotheken und Archiven befinden. Wichtige Fundstellen waren neben dem Herwegh-Archiv in Liestal und dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach: Staatliches Archiv für Sozial- und Politikgeschichte Moskau, Bibliothèque Nationale de France Paris, Internationales Institut für Sozialgeschichte Amsterdam, British Library, Sächsische Landesbibliothek Dresden u.a.

Die Gesamtmenge ist angesichts der Lebensumstände Herweghs und seiner zumeist politisch verfolgten Briefpartner(innen) eine erstaunlich hohe Zahl. Diese Briefe werden in „möglicher Vollständigkeit“ (I, S. III) abgedruckt und äußerst sorgfältig kommentiert. Im Kommentar werden auch, soweit zum Verständnis nötig, Briefe an Herwegh in Auszügen zur Kenntnis gebracht – jedes andere Verfahren hätte den Umfang gesprengt. Der Abdruck der Briefe ist diplomatisch getreu und bei französischen Texten mit

Übersetzung versehen. Es versteht sich, dass der Band ausführlich mit Quellennachweisen, Erstdruckort, Erläuterungen, Querverweisen und einem Personenregister ausgestattet ist. Es versteht sich des Weiteren, dass die schier unermessliche Detailarbeit, die die Bearbeiterin unter Mitarbeit von V. Giel, H. Pepperle, N. Rothe und H. Stein geleistet hat, sich letztlich nur dem erschließt, der editorischer Praxis nicht fern steht. Da macht es dann wirklich nichts, wenn einmal ein Name (z.B. Koselleck) falsch geschrieben ist (II, S. 679).

Der 1. Teilband umfasst 272 chronologisch geordnete Briefe aus dem Zeitraum 19.7.1832 bis 12.12.1848. Davon werden 99 Briefe erstmalig publiziert; sie betreffen vor allem die Tübinger Stiftszeit sowie Briefe an Emma Herwegh und an die Gräfin d'Agoult, die wahrscheinlich einer Familienzensur zum Opfer gefallen waren: Herweghs Verehrung für die Gräfin, die die Geliebte Franz Liszts und eine bekannte Pariser Salondame war, ging an die Grenze dessen, was seine frisch vermählte Ehefrau dulden konnte. Was die Entwicklung des politischen Lyrikers im Vormärz anbetrifft, so bringt dieser 1. Teilband nicht unbedingt viel Neues, denn die Korrespondenz mit Briefpartnern wie z.B. K. Gutzkow, R. Prutz, J. Fröbel, A. Ruge, F. Freiligrath, H. Heine, K. Marx liegt ja seit längerem schon gedruckt vor. Er zeigt jedoch, in Verbindung mit den im Kommentar herangezogenen Dokumenten, sehr gut den privaten und alltäglichen Kontext des operativen Schriftstellers. Die markante Brief-Lücke vom Sommer 1848 bis Sommer 1849 ist allerdings auch in dieser Ausgabe nicht schließbar.

Der 2. Teilband enthält 367 Schreiben aus dem Zeitraum 11.7.1849 bis 18.12.1874 sowie 4 Nachträge für die Zeit vor 1848, darunter ein bislang ungedruckter Brief an Robert Blum vom 8.8.1848. Nur ein Drittel davon lag bisher gedruckt vor. Der Kommentar umfasst rund 300 Seiten. Die neu aufgefundenen Briefe sind allein wegen dieser Menge nicht nur eine Komplettierung der bisherigen größeren Briefwechsel mit Personen wie z.B. mit der Ehefrau Emma Herwegh sowie mit dem russischen Schriftsteller Alexander Herzen. Sie eröffnen auch neue Perspektiven auf Herweghs bislang kaum oder nur wenig dokumentierte Beziehungen zu Personen, mit denen er sich brieflich austauschte, so z.B. mit dem Redakteur der *Deutschen Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben*, Adolf Kolatschek, mit Otto Volger, dem Gründer des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt/M., mit dem Mitkämpfer Garibaldi, Wilhelm Rüstow, und dem Verleger Ferdinand Weibert sowie mit dem Weimarer Theaterintendanten Franz Dingelstedt und dem Komponisten Richard Wagner. Damit sind insgesamt vor allem für

die biographische Interpretation Herweghs (ab 1848), der ja nicht zuletzt aufgrund der unbefriedigenden Quellsituation vielen Missdeutungen ausgesetzt war, wichtige neue Grundlagen gelegt – auch wenn damit nicht gleich ein neues Herwegh-Bild fällig wird.

Auffällig ist im 2. Teilband, dass Herwegh – wie er selbst des öfteren eingestehen musste – ein säumiger Briefschreiber war und „nicht grade gern die Briefform wählt, um sein Licht leuchten zu lassen.“ (Nr. 474). Das führte dazu, dass ausführliche literarisch-politische Erörterungen in den Briefen selten sind. So tauchen z.B. die für die demokratische Bewegung entscheidenden politischen Ereignisse der Jahre 1848 bis 1871 (Niederschlagung der Revolution von 1848, der Verlauf der italienischen Einigungsbewegung bis 1860, der deutsch-österreichische Krieg 1866, die Einigungsbemühungen der Arbeiterbewegung in den 1860er Jahren, die preußisch-deutsche Reichseinigung und der deutsch-französische Krieg 1870/71) zwar in knappen Bemerkungen auf, doch gehen Letztere kaum über das hinaus, was Herwegh in seinen publizistischen und lyrischen Beiträgen formuliert hat. Eine Ausnahme davon sind die Briefe an Ferdinand Lassalle, in denen er seine ungebrochene republikanische Grundeinstellung und seine Unterstützung für die von Lassalle vertretene Richtung der Arbeiterbewegung bekannte – allerdings liegen diese Briefe schon seit langem gedruckt vor. Explizite Auseinandersetzungen mit der zeitgenössischen Literaturentwicklung und ihren Autoren gibt es nur in wenigen Fällen, vor allem im Zusammenhang mit Herweghs Shakespeare-Übersetzungen sowie immer dann, wenn er Einladungen zu öffentlichen Auftritten bzw. zur Mitarbeit an Zeitschriften ablehnte und sich dabei von anderen Schriftstellern explizit abgrenzte. So gibt es z.B. keinen Kommentar zu Heines Tod.

Das Briefwerk enthält daneben natürlich viel Privates (Eheprobleme, Geldsorgen, Wohnungssuchen), einiges Geschäftliches (Honorare u.a.), immer auch wieder Diskussion von Beziehungsproblemen mit Freund und Feind sowie Arbeit an Klarstellungen gegenüber privaten und öffentlichen Anfeindungen seiner Person, seiner politischen Position und – noch am wenigsten – seines Werkes. Es ist das Ensemble und die chronologische Dokumentation der brieflichen Zeugnisse, die Herweghs Entwicklung jetzt noch plastischer und in Einzelzügen auch überraschend deutlicher werden lässt. Man ermisst nun viel besser die tiefe Kränkung, die Herwegh durch die öffentliche Diffamierung nach dem Scheitern der Deutschen Legion im Frühjahr 1848 erlitt. Sie zog schwere Beziehungskrisen in Ehe und Freundschaften nach sich, worüber vor allem die Briefe an Adolf Kolatschek neue

Aufschlüsse geben. Sie bestärkte den zwischen Poesie, Naturwissenschaft und politischer Publizistik Schwankenden aber auch in der Ansicht, dass es mit dem literarischen Schreiben nicht getan sein könne. So kam er zu keinem dauerhaften Broterwerb und zweifelte am Ende an seiner Profession: „Ich wiederhole Ihnen, ich bin kein Literat; mein Unglück ist, daß ich einmal ein Paar Verse gemacht habe.“ (Nr. 598) Herwegh hat gleichwohl bis über 1870 hinaus weiterhin Verse gemacht – andere allerdings, darunter sein letztlich bekanntestes, das *Bundeslied für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein*, das er am 25. Oktober 1863 an Lassalle mit der lakonischen Bemerkung schickte: „Hier ist das Gedicht, weil Sie es absolut haben wollen und dessen Reife nicht erwarten können, tale quale. Ich fürchte, es ist unkomponierbar und höchstens eine gute Pauke.“ (Nr. 517)

*Peter Stein (Lüneburg)*

***Fritz Reuter: Briefe. Bd. 1: 1827-1860; Bd. 2: 1861-1866; Bd. 3: 1867-1874, hrsg. v. Arnold Hückstädt. Rostock: Hinstorff, 2009/10.***

Seit März 2010 liegt die dreibändige Gesamtausgabe von Fritz Reuters Briefen abgeschlossen vor, ein Meisterwerk, ein Meilenstein, knapp über 1000 Briefe, davon bislang über 150 unveröffentlicht. Mit Blick darauf soll hier keine Editions kritik vorgenommen werden. Hier soll auch nicht die Bedeutung dieser Ausgabe zur Aufhellung von Reuters literarischem Schaffen herausgestellt werden, ebenfalls nicht biographische Neuigkeiten (hier ist nur auf die sechs bisher unveröffentlichten und sehr aussagekräftigen Briefe aus der Friedländer bzw. Parchimer Schulzeit hinzuweisen, die biographisch als äußerst wichtige Dokumente anzusehen sind).

Vielmehr soll betont werden, daß Reuters Briefwechsel – präziser, die Briefe von Reuter, die die ausführlich und kenntnisreich kommentierte Ausgabe enthält – eine repräsentative Intellektuellenpersönlichkeit des 19. Jahrhunderts zeigen. Seine Biographie ist durchaus repräsentativ, es ist die Biographie eines Bürgerlichen, der mit seiner Schicht, den Bürgern, einen sozialen und politischen Aufstieg erlebte, einen Aufstieg, der mit sozialen und politischen Kompromissen einherging. Als Autor schuf Reuter ein äußerst innovatives literarisches Werk, und hauptsächlich bestand seine Originalität – trotz gewisser Vorläufer – erstens im Gebrauch des Niederdeutschen, zweitens in literarischen Schilderungen der Agrarwelt. Aber als *Person* und *Persönlichkeit* ist er durchaus repräsentativ, und zwar für einen

bestimmten Durchschnittstyp: den Bürger, den bürgerlichen Intellektuellen. Reuter mit seiner Biographie ist repräsentativ für den engagierten bürgerlichen Intellektuellen um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Norddeutschland (also Deutschland, Österreich ausgenommen). Er büßte sein jungendliches Burschenschaftsengagement mit siebenjähriger Festungshaft, war später Teil der Oppositionsbewegung vor 1848/50, und er erlebte eine Aufstiegs- und Anpassungsphase nach 1848/50. Anhand seines nun geschlossen vorliegenden Briefwerks läßt sich dieser Wandel nachzeichnen. Es ist, als ob sich mit diesen Briefen das Buch von Reuters Leben aufblättert und man gleichzeitig die Kulturgeschichte des norddeutschen Bildungsbürgertums en detail studiert. Wir haben mit diesen Briefen also erstens wichtige *biographische* Dokumente und zweitens wichtige *Epochendokumente* vor uns. Man sieht Reuters Aufstieg als Briefschreiber, Aufstieg als Schriftsteller und seinen Aufstieg als Bürger.

Diese Verbürgerlichung stellt sich auch im und am Briefwerk als solchem dar, also unabhängig von den tatsächlichen Inhalten. Allein Reuters Praxis als Briefschreiber zeigt seinen gesellschaftlichen Aufstieg. Was sind das für Briefe? Insgesamt lassen sich mindestens acht Typen von Briefen unterscheiden: erstens Familienbriefe; zweitens briefliche Gesuche um Hafterleichterung und Begnadigung; drittens Briefe an die Geliebte und spätere Frau; viertens Briefe an Freunde und enge Bekannte; fünftens Geschäftsbriefe an Verleger, Buchhändler und Bankiers; sechstens Dankesbriefe an Verehrerinnen und Verehrer und zumeist unbekannte Dichter, die ihm ihre Werke zusenden; siebentens Briefe an Kritiker und Schriftstellerkollegen; achtens Dankes- und Huldigungsbriefe an Staatsmänner und Monarchen.

Gibt es nun eine Entwicklung innerhalb des Briefwerks? Natürlich. Anfangs sehen wir die private Konfliktsituation mit dem Vater, als Schüler und als Student. Es geht um Reuters bürgerliche Untüchtigkeit, um mangelnden Fleiß, um Disziplinlosigkeit, um mangelnde Sparsamkeit, und was im bürgerlichen Tugendkatalog wohl am schwersten wiegt: um mangelnde Aufrichtigkeit. Diese Konflikte schreiben sich auch strukturell dem Briefwechsel ein. Beständig soll Reuter dem Vater brieflich berichten, aber er verzögert und verschleppt die Antworten fast regelmäßig und entschuldigt sich dann regelmäßig und wortreich. Der Vater reagiert auf seine Weise und straft gelegentlich durch Briefentzug. Reuter, so läßt sich zusammenfassen, hat seinen Platz im bürgerlichen Leben noch nicht gefunden, nicht aufgrund seiner politisch-repressiv veranlassten Haft, sondern aufgrund einer noch nicht gefestigten Persönlichkeit, im Schnittpunkt von frühem Verlust der Mutter

(sie bildet die ausgesparte und traumatische Leerstelle der frühen Briefe zwischen Vater und Sohn), aufgrund rigorosen Leistungsforderungen des Vaters und aufgrund des Selbstbehauptungswillens des Sohns, der durch seine Suchtkrankheit aber beständig Rückschläge erleidet. Zeugnis dieser Lage ist der verzweifelte Brief an seinen Lehrherrn Franz Rust vom 26. Dezember 1845, wenige Monate nach dem Tod des Vaters (der ihn überdies gewissermaßen „enterbt“ hatte), ein Brief, der mit den Stichworten „Wahnsinn“ und „Verzweiflung“ und dem Bekenntnis, Reuter sei „ein Spielball der schrecklichsten Gedanken und Befürchtungen“ Freitodgedanken mehr als nahelegt. Zu dieser Zeit hatte Reuter bereits mit ersten schriftstellerischen Arbeiten begonnen, und sein um 1847 entstehendes sog. „Hakensturz-Fragment“, als sozialer Roman des mecklenburgischen Agrarlebens konzipiert, steht in der Tradition jungdeutscher Reflexionsprosa und weist Reuter mit seinen anti-junkerlichen und seinen bürgerlichen Reformforderungen klar als „Vormärz“-Autor aus.

Eine nächste Phase des Briefwechsels bilden die 1846 einsetzenden Liebesbriefe an seine spätere Gattin Louise. Aus dieser Phase, Mitte der vierziger bis in die fünfziger Jahre, stammen die wohl intensivsten, bewegtesten, spontansten Briefe. Ab Mitte/Ende der fünfziger Jahre werden Reuters Briefe dann gesetzter. Sie wirken nach wie vor launig, humorvoll und plaudernd, aber auch auf gewisse Weise temperiert und kalkuliert. Amplituden werden vermieden, eventuelle Aufregung wird im Brief heruntergeregelt. Reuters Briefton wird mit der Zeit also konventioneller, mitunter teilweise auch offizieller. Das ist Teil der Wandlungen von Reuters Bürgerlichkeit, und das hat natürlich auch mit seinem ganz neuen Status als „öffentlicher Person“ zu tun und mit den damit verbundenen Pflichten und Briefpflichten. Denn mit zunehmendem literarischem Ruhm und Erfolg wandten sich Hunderte von Verehrern mit Geschenken oder mit Bitte um Antwort an ihn, auch Bittsteller, auch unbekannte Dichter mit ihren Werken, und Reuter antwortete ihnen fast durchgehend. Er war eine anerkannte Öffentlichkeitsperson geworden, und er verhielt sich so. Wir haben aus seinen Briefen nur Andeutungen über die Briefflut, die ihn erlitt, und auf die er offenbar unbeirrt reagierte: „Verehrtes Fräulein, Ungelesen wandert kein Brief hier bei mir in den Papierkorb; auch bemühe ich mich, alle Briefe zu beantworten“.

Welchen Berg von Briefen soll man sich vor Augen rufen? Beispiele aus den sechziger Jahren: „Meine Correspondenz ist eine riesige geworden, seit 5 Tagen sitze ich jetzt und wickele ab, was in der letzten Zeit sich angesammelt. Heute schreibe ich nach Weimar, Schwerin, Bonn und Parchim, morgen

nach Zürich, Königsberg i/P, London und Rio de Janeiro; das Schicksal spielt wunderbarlich mit dem Menschen, ich, der ich in meiner Jugend nur mit Hängen und Würgen zu einem Brief an meinen alten Vater zu bewegen war, muß nun mit wildfremden Menschen in der halben Welt correspondiren“. Ein Sieg der Tugend, so könnte man meinen, ein Sieg bürgerlicher Anständigkeit und Pflichtbewusstseins, *bürgerliches Arbeitsethos*. Hatte der junge Mann 1837 noch brieflich demonstrativ herausgestellt, er sei „von Natur sehr träge, der Mensch von allen Menschen“, dem „das Briefschreiben am meisten zuwider ist, oder vielmehr gegen dessen Constitution dasselbe ist“, sehen wir nun sichtliche Sozialisationsfortschritte: Die Klagen über mangelnde Lust am Schreiben fehlen zwar weiterhin nicht, aber stets verbunden mit demonstrativem Selbstüberwindungs- und Arbeitsstolz: „Wenn mein Brief etwas kurz ausfällt, musst Du mich mit meiner horrenden Correspondenz entschuldigen; ich muß gegen 50 Briefe und ebensoviel Pakete packen“ (13. November 1863); „seit Weihnachten bin ich gestern zum ersten mal spaziren gegangen und über 40 Briefe sind seit jener Zeit beantwortet und eingehend beantwortet, und nun liegt mein Tisch wieder voll Briefe und ich kann von neuem anfangen“ (11. Januar 1864); „ich hoffe in nächster Zeit Muße zu haben, Näheres über die Reise zu berichten, jetzt ist es mir unmöglich, es liegen gegen 30 unbeantwortete Briefe auf meinem Tisch“ (28. Mai 1864); „Sowie ich eine Correspondenz von wenigstens 40 Briefen, die sich bei mir angesammelt hat, beantwortet habe“ (21. Juli 1864).

Die bei dieser Unmenge von Antwortschreiben erforderliche distanzierende Freundlichkeit und Konzilianz prägte, zumindest teilweise, auch seine anderen Briefe, sie wurden offiziöser. Reuter agiert bürgerlich-weltmännischer, nunmehr ist er bürgerlich anerkannt, und er konventionalisiert, so scheint es, seinen Verhaltens- und Schreibmodus in bestimmter Hinsicht. Auch sein demokratischer Elan, so scheint es, verfliegt. Wie nicht wenige andere „Vormärzler“ wird auch er, nationalistisch getönt, „Bismarckianer“. Aber auf seine Art bleibt Reuter immer Reuter, ein fast immer liebenswürdiger Causeur, und die Lektüre seiner Briefe ist, ob man in ihnen nun persönliche oder Epochendokumente sieht, äußerst gewinnbringend. Dieses Vergnügen dürfte sich fast jeder Interessierte leisten können; der Preis für diese drei umfangreichen Bände ist derart ungemein erschwinglich, daß er hier – soviel Überraschung darf sein – verschwiegen werden soll.

*Olaf Briese (Berlin)*

*Karl Gutzkow. Briefe und Skizzen aus Berlin (1832-1834). Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort von Wolfgang Rasch (= Vormärz-Studien, Band XVI), Bielefeld: Aisthesis 2008.*

Der Band präsentiert bislang Unbekanntes eines noch immer vernachlässigten Autors: Er „enthält eine Zusammenstellung sämtlicher Korrespondenzen, die Gutzkow zwischen 1832 und 1834 für Cottas *Morgenblatt für gebildete Stände* und – in Auswahl – für die Stuttgarter *Deutsche Allgemeine Zeitung*“ (S. 113) als Berlinkorrespondent – zum Teil anonym, zum Teil unter Pseudonym (beides von Rasch im Nachwort sorgfältig aufgelöst) – verfasst hat. Mit ihnen erhält man Einblicke in eine noch wenig bekannte Schaffensphase Gutzkows und dabei vor allem in die Funktionsweise von Presse- und Journaltexten der dreißiger Jahre. Und das ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung, denn die periodische Presse (ob nun Tages- oder Wochenzeitungen, Zeitschriften, Revuen, Kalender oder Jahrbücher) wird in der von Krisen und Umbrüchen geprägten Epoche zu *dem* Medium schlechthin: Nach dem viel besprochenen Ende der Kunstperiode übernimmt sie zentrale Orientierungs- und Selbstverständigungsfunktionen – flexibler und näher am Zeitgeschehen als das Buch und vor allem offen für die verästelten Heterogenitäten der „Prosa der Verhältnisse“ (Hegel), die man hier nicht (mehr) in ein großes Ganzes integrieren muss, die aber doch mit der Absicht zusammengestellt werden, Übersichten, „Panoramen“ zu liefern und die „Physiognomie“ der Zeit zu erkennen. Und genau diese zeit- und medientypische Agilität lässt sich den Texten Gutzkows ablesen. Von bedeutenden politischen Ereignissen ist dabei eher selten die Rede, gleichwohl versteht es Gutzkow, die repressiven Zustände in Preußen subtil immer mit im Spiel zu halten, vor allem mit Bezug auf die Zensur (S. 65) und das allorten präse Militär. Ein wichtiger Schwerpunkt liegt auf den Beobachtungen zur Alltags- und Freizeitkultur, auf den Vergnügungen mit Panorama und Diorama, in Sänckerkränzchen, Opern, Theatern, Trattorien, Tivolis, in mecklenburgischen Bädern und auf Volksfesten. Vermerkt werden dabei immer wieder Veränderungen in den Unterhaltungs- und Geselligkeitsformen, die zunehmend Marktgesetzen unterworfen und deshalb immer mehr auf Sensationelles ausgerichtet sind: Der Salon der Kunstperiode wird abgelöst von Theatern, die von „Excentricitäten“ (S. 87) leben. Geschärft ist damit auch die Aufmerksamkeit auf die entstehenden Massenkulturen: Gutzkow hat sie u.a. im (kritischen) Blick, wenn er sich mit der „Mode“ der Popularisierung durch die „Pfennig- und Hellermagazine“ (S. 77) und durch die öffentlichen

Universitätsvorlesungen auseinandersetzt, die er als Teil der „Sucht nach Vergnügungen“ (S. 99) deutet.

Beachtenswert ist aber nicht nur die hier bloß knapp angedeutete Themenvielfalt der Beiträge, sondern auch deren Schreibform. Gutzkows Texte sind typisch für die Mischtexte der Journalprosa der dreißiger Jahre: Sie integrieren verschiedenste Diskurse, kombinieren sachlich-objektive Beschreibungen mit narrativen Elementen, philosophischen oder subjektiv-launigen Reflexionen, wechseln zwischen auktorialem und personalem Fokus und entfalten dabei ein beachtliches Spektrum an Sprecher- und Adressatenrollen. Immer wieder fingiert sich Gutzkow dabei als ein Informationsvermittler, der direkten Kontakt zu seinen Quellen (z.B.: „mein Barbier“ (S. 85), „so eben erfahre ich“ (S. 52)) und in den häufigen direkten Adressierungen auch zu seinem Publikum hält, so dass der Nachrichtenfluss (noch) nicht als vom anonymen Medium, sondern als direkte Unterhaltung mit der Leserschaft erscheint.

An solchen Texten lässt sich dann minutiös verfolgen, wie Gutzkow mit der „Realität“ seiner Zeit umgeht: in der Auswahl der Themen, in den Formen der Präsentation und in der Einbettung in eine interpersonal geprägte Kommunikationssituation. Raschs Nachwort und Kommentar liefern zudem eine Fülle an Kontextinformationen: im Nachwort zur Stadtgeschichte Berlins, zur Zensur- und Pressegeschichte und zu Gutzkows Mitarbeit an den hier relevanten Zeitschriften, so dass sich Einblicke in die Genese des neuen Typus des Berufsschriftstellers gewinnen lassen. Der sorgfältige und instruktive Kommentar liefert vor allem Details zum umfangreichen Personal der Texte und zu lokalen und historischen Besonderheiten. Hier werden die personalen und institutionellen Vernetzungen im Presse-, Literatur- und Kulturbetrieb Berlins greifbar, und einmal mehr erweist sich, wie viel in den Kanonisierungsprozessen der diversen Geschichtsschreibungen verloren gegangen ist.

*Madleen Podewski (Wuppertal)*

*Der Redaktionsbriefwechsel der Hallischen, Deutschen und Deutsch-Französischen Jahrbücher (1837-1844). 3 Bde., hg. v. Martin Hundt, Berlin: Akademie Verlag, 2010.*

Die *Hallischen / Deutschen / Deutsch-Französischen Jahrbücher*, die Martin Hundt als *eine* Zeitschrift begreift, gehören unbestritten zu den bedeutenden Publikationen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie waren Teil

einer Bewegung, die die 1848er Revolution mit vorbereitete und mit ihren Thesen noch weit in die zweite Hälfte des Jahrhunderts wirkte. 1972 erfuhr die *Hallischen* und *Deutschen Jahrbücher* als wichtiges Organ des deutschen Vormärz im Verlag Detlev Auvermann einen Nachdruck. Und auch die *Deutsch-Französischen Jahrbücher* wurden nachgedruckt – zuletzt 1967 in Darmstadt. 1981 legte Joachim Höppner noch eine modernisierte Textfassung mit Kommentaren der zwei einzigen Nummern der *Deutsch-Französischen Jahrbücher* vor.

2010 gesellt sich nun ein dreibändiges Konvolut aus dem Akademie Verlag dazu, in dessen Vorwort der Herausgeber Martin Hundt verspricht, dem Leser einen Schlüssel in die Hand zu geben für das Verständnis der Geisteswelt des deutschen Vormärz – dessen „Gesellschafts- und Wissenschaftsgeschichte“ (Vorwort, S. XXIII) –, die sich vor dem heutigen Leser der Jahrbücher ausbreitet. Versammelt hat er 1222 Briefe, die sich um die Redaktion der Jahrbücher ranken. Hundt fokussiert dabei nicht auf die Protagonisten der redaktionellen Arbeit, Arnold Ruge und Theodor Echtermeyer, Robert Prutz sowie Karl Marx. In den zwei Textbänden sammelte er akribisch sowohl das Redaktionsarchiv (also die eingehenden Briefe) als auch die Schreiben der Redakteure an ihre Autoren. Er setzt so die möglichst vollständige „Rekonstruktion eines Redaktionsbriefwechsels“ (Vorwort, S. XXVII) als Ziel der Edition. Ein Name steht dabei im Zentrum: Arnold Ruge, der in einem Brief – der Ouvertüre des von Hundt gesammelten Briefwechsels – an Adolf Stahr am 10. August 1837 die Motivation der *Hallischen Jahrbücher* zusammenfasst: „Ein neues Panier: ‚Unabhängige, wirkliche Kritik und aus dem Gesichtspunkt der Wissenschaft, aber auch eine wirkliche Historie der Trübungen des gegenwärtigen Geistes‘“ (Bd. 1, S. 3). Der Leser dieser Edition wird Zeuge der Geburt dieses Organs – der erwähnte Brief an Stahr datiert auf einen Zeitpunkt, der fünf Monate vor der Auslieferung der ersten Nummer der *Hallischen Jahrbücher* liegt. Er wird Zeuge des unermüdlichen Werbens Ruges und Echtermeyers um Autoren wie Ludwig Feuerbach, der noch im November 1837 eher zurückhaltend von Verpflichtungen gegenüber den „Berlinern“ (das sind die *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik*, zu dieser Zeit Ruges direkte wissenschaftliche und publizistische Konkurrenz im Lager der Hegelianer) sowie von seinen „Eigenschaften [...], die *nicht* zu einem Journalisten passen“ (Bd. 1, S. 30), spricht, einen Monat später aber schon die ersten Manuskripte an Ruge sendet.

Ruge, der in der Korrespondenz nicht müde wurde zu betonen, dass „wir reine Hegelei, d.h. nur Philosophie nicht beabsichtigen“ (Bd. 1, S. 10), wollte

in der Geburtsstunde der *Hallischen Jahrbücher* niemanden ausgrenzen. Geistesgrößen, die besten und kritischen seiner Zeit, wollte er versammeln, und der Briefwechsel illustriert diesen Anspruch. Beeindruckend ist die Mitarbeiterliste (Bd. 1, S. 57ff.), mit der das Prospekt der Hallischen, beiliegend der ersten Nummer im Januar 1838, aufwartet. Beeindruckend jene Namen, die Hundt in den Briefbänden versammelt. Eine Bandbreite von Philosophen, Philologen, Theologen, Dichtern, Journalisten, Verlegern, Lehrern, Juristen, Ärzten und Naturwissenschaftlern ersten Ranges in ihrer Zeit. Natürlich verschreckten bald die Programmatik der Redaktion und deren Analyse zeitgenössischer Strömungen wie des Jungen Deutschlands einige Autoren. Die Hallischen und ihre Nachfolger wurden zu dem, was sie heute für uns sind, Dokumente des Junghegelianismus. Und der Briefwechsel ist eine wichtige Ergänzung zu den Artikeln. Einerseits finden sich dort Passagen aus den Beiträgen, die von der Zensur unterdrückt wurden, andererseits geben die Episteln Auskunft über die Themenfindung und die Intention der Autoren. Ja, sie sind ein Schlüssel zur Geisteswelt bedeutender Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts. Aber der Briefwechsel illustriert auch den Lebensweg jenes junghegelianischen Organs, und ein Stück weit des Junghegelianismus in seiner Gesamtheit. Er zeigt – um ein Bild Martin Hundts zu bemühen – den Kamm der „Oppositionswelle“ (Bd. 1, Vorwort, S. XXIV), die in den 40er Jahren durch die deutschen Staaten donnert, zeigt aber auch, wie die Welle bricht, aufläuft, zerstoben und eingedämmt wird. Ein immer stärker werdender Differenzierungsprozess innerhalb des Junghegelianismus und dessen Überwindung sowie die weltanschauliche Spaltung innerhalb der Autorenschaft und die ständig präsente staatliche Überwachung lassen die Jahrbücher nach Umbenennungen, Änderungen des Verlagsortes und Wiederbelebungsversuchen 1844 endgültig sterben. Der Briefwechsel gibt ein beredtes Bild davon.

15 Jahre unermüdlichen Sammelns liegen hinter dem Herausgeber Martin Hundt. Seine Motive: unbekannte, noch nie edierte Briefe (laut Herausgeber mehr als die Hälfte der nun publizierten Quellen), also in Archiven und Privatsammlungen verstaubende Autographen vor dem Verfall und damit die Wissenschaft vor dem Verlust dieser einzigartigen Dokumente bewahren; künftigen Forschergenerationen, denen – man muss schon „leider“ sagen – Hundt attestiert, kaum noch in der Lage zu sein, derartige Autographen zu lesen, diese Briefe zugänglich machen; die teilweise schwer auffindbaren, oft gekürzten, mit Editionsfehlern behafteten bereits publizierten Briefe zusammenfassen. Das alles natürlich unter den Prämissen einer historisch-kritischen Edition. In einem übersichtlichen, wenn auch wenig inspirierten

Satz werden die Briefe in zwei Bänden chronologisch geordnet und mit einem konzisen Kommentar dargeboten, der sinnvollerweise zwischen den Briefen verortet wurde, sodass eine schnelle Orientierung möglich ist, ohne den Zusammenhang der Briefe zu stören. Der dritte Band liefert dann auch die Verzeichnisse, die sowohl Angaben zu Korrespondenten und Autoren, anonymen und pseudonymen Artikeln der Jahrbücher als auch bibliographische Referenzen beinhalten. Zu würdigen ist auch das Personenregister, über das sich die Bände sehr gut erschließen lassen und dessen Vorhandensein aufgrund der Arbeitsintensität ein Signum der hohen Qualität der Edition ist.

Bei aller Anerkennung der editorischen Leistung Hundts wirft der dritte Band aber die Frage auf, warum der Herausgeber nun diese Quellensammlung mit zwei Aufsätzen – „Der Junghegelianismus im Spiegel der Briefe“ und „Ruges Versuch von 1857/58 zur Wiederbelebung der *Deutschen Jahrbücher*“ – verband. Insbesondere der erste Aufsatz wäre in einem Jahrbuch wie dem vorliegenden als Diskussionsbeitrag zur Junghegelianismus-Forschung besser aufgehoben als in einer historisch-kritischen Edition, in der sich meines Erachtens der Herausgeber weitestgehend einer Interpretation der von ihm gesammelten und aufbereiteten Quellen enthalten sollte. Natürlich ist es für den Nutzer einer Edition von Vorteil, auf das Wissen des Herausgebers zurückgreifen zu können, indem dieser die Quellen in einen Überlieferungs- und Forschungskontext einordnet und auch weiße Flecken der wissenschaftlichen Auseinandersetzung benennt. Doch Hundt geht über diesen hilfreichen Ansatz hinaus. In dem Aufsatz „Der Junghegelianismus im Spiegel der Briefe“ vertritt er zugleich Auffassungen, von denen man schon jetzt eines mit Sicherheit behaupten kann: Sie werden auf Widerspruch, bestenfalls nur auf Unverständnis stoßen. Das Problem besteht darin, dass Hundt in seinem Aufsatz einen sehr eigenwilligen Begriff des Junghegelianismus entwickelt, der mit tradierten Auffassungen nicht kompatibel ist, – und zwar unabhängig davon, ob die jeweiligen Autoren die reine Ideen- und Problemgeschichte in den Vordergrund stellten oder in ihren Analysen grundsätzlich davon ausgingen, dass philosophische Strömungen immer in einer bestimmten Beziehung zu den gesellschaftlichen Verhältnissen und politischen Bestrebungen stehen. Bei Hundt wird die philosophische Schule, die der Junghegelianismus nun einmal darstellt, zur Nebensache, Ideen- und Theoriebildung treten in den Hintergrund und verlieren ihre relative Selbstständigkeit. Das Politische, das Oppositionelle in der junghegelianischen Bewegung werden von ihm unzweideutig betont.

Das gelingt ihm in der Person Arnold Ruge. Er soll zu einer Zentralfigur, zu einem philosophischen, politischen und publizistischen „Leitwolf“ der junghegelianischen Bewegung stilisiert werden. Seine zentrale Rolle innerhalb der Redaktion der Jahrbücher meint Hundt mit der Herausgabe des „Redaktionsbriefwechsels“ umfangreich belegt zu haben. Damit besaß nach Ansicht des Autors nur Ruge, „der die Mehrzahl der hier versammelten Briefe entweder selbst schrieb oder erhielt“, das Informationsmonopol. Hundt schlussfolgert: „Aus dieser Tatsache, auf die in der Literatur bisher nicht verwiesen wurde, beruhte zu einem bedeutenden Teil seine führende Rolle in der junghegelianischen Bewegung.“ (Bd. 3, S. 7) Sieht man nun in den veröffentlichten und stets aktualisierten Mitarbeiterlisten der Jahrbücher wie Hundt den „Keim einer Parteibildung“ (Bd. 3, S. 28), so wird klar, was Ruge – überspitzt formuliert – sein soll: ein Parteiführer. Gerade das Organisatorische wird von Hundt hervorgehoben. Mit merkwürdigen Konsequenzen für die Frage „Wer war Junghegelianer?“. Denn der Autor will nun auch Bettina von Arnim – und so manchen anderen – zum Junghegelianismus zählen (Bd. 3, S. 38), während Fürst Pückler-Muskau bei ihm in einem „breiten Kreis von Sympathisanten“ (Bd. 3, S. 34) junghegelianischen Denkens auftaucht. Legt nicht die Fülle der Namen, die Hundt in diesem Zusammenhang aufführt und bei deren Nennung er verabsäumt zu sagen, was sie überhaupt mit Hegel und der Auseinandersetzung mit seiner Philosophie zu tun haben, den Verdacht nahe, dass Hundt den Kreis der Junghegelianer mit dem viel breiteren der bürgerlich-demokratischen Opposition im Vormärz gleichsetzt?

Bleibt derart der Begriff des Junghegelianismus unbestimmt und sehr weit gefasst, so weiß Hundt aber auf der anderen Seite recht genau, wer nicht in den Kreis der Junghegelianer gehört: Bruno Bauer, der über einen langen Zeitraum eine der zentralen Figuren der linken Hegelianer war. Hundt entwirft nämlich in ihm einen Gegen-Ruge und einen „Totengräber“ (Bd. 3, S. 43) der junghegelianischen Bewegung. Ungeachtet der vielen mit unterschiedlicher Intensität geführten Auseinandersetzungen, die schon früh eine gewisse Zentrifugalkraft im junghegelianischen Kreis besaßen, stellt der Autor den Konflikt Ruges mit den „Berliner Freien“ in das Zentrum seiner Betrachtungen über das Ende des Junghegelianismus. Bauer versetzte durch seinen Radikalismus und seinen Atheismus einer Bewegung den Todesstoß, die nach Hundt in erster Linie Rugescher Prägung war. Damit engt Hundt den Begriff des Junghegelianismus wiederum stark ein, sodass wichtige Protagonisten der nachhegelschen Philosophie in ihm keinen Platz mehr finden.

Der „Gewinn“ für Hundt ist die Aufwertung Ruges als Philosoph, Publizist und Politiker, um nicht zu sagen „Parteiführer“. Der „Verlust“ für die Forschung, würde diese den Auffassungen Hundts folgen, wäre die Negation einer auf Vielfalt gegründeten philosophischen, literarischen und politischen Bewegung, deren Akteure sich aneinander rieben, dadurch ein Klima der Inspiration schufen und in ihren oft bis an die Grenzen des Persönlichen geführten Auseinandersetzungen eine Reihe wertvoller und bleibender Einsichten gewannen.

Dieser pointierte Einspruch kann aber letztendlich nicht die editorische Leistung mindern, die Martin Hundt mit den drei Bänden vollbrachte. Diese werden ihren Platz als wichtiges Arbeitsmittel in der Forschung behaupten und bedeutend für das Quellenstudium auf dem Gebiet des gesamten Vormärz und speziell der junghegelianischen Philosophie sein.

*Hendrik Stein (Berlin)*

*Im Streben „nach Einfluß aufs Ganze“: Louise Ottos Tagebücher aus den Jahren 1849-1857. Herausgegeben und kommentiert von Irina Hundt (= Louise-Otto-Peters-Jahrbuch, Bd.3/2009.) Beucha: Sax-Verlag, 2010.*

„Oh Himmel hilf Du mir! verlaß mich nicht! [...] Sei Du mit mir - wenn ich aus Sorg u. Noth schreie, daß ich nicht darin versinke!“ So endet das nun veröffentlichte Fragment des Tagebuchs der Demokratin und Frauenrechtlerin Louise Otto, das im Archiv des von ihr im Jahr 1865 mit gegründeten Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADF) erhalten blieb, aber dort von den führenden Frauen, darunter Helene Lange und Gertrud Bäumer, systematisch unter Verschluss gehalten wurde. Zu sehr rührt das aus den Tagebüchern sichtbar werdende Leben Louise Ottos mit seinen vielfältigen Problemen und ihre zerrissene, auch depressive Züge zeigende Persönlichkeit an das von ihr selbst und ihren Nachfolgerinnen in der Leitung des ADF kultivierte Idealbild einer überlegenen frauenpolitischen Organisatorin und Schriftstellerin.

Die vorliegenden Tagebücher beginnen Ende Juni 1849 in der Endphase der Revolution und enden im Herbst 1857 inmitten einer ernsten Krise der Beziehung Louise Ottos zu August Peters, der als Teilnehmer der Revolutionskämpfe vom Juli 1849 bis zum Juli 1856 in verschiedenen Haftanstalten einsaß und sich nun einem jungen, unbedarften Mädchen zuwenden wollte. Louise Otto war die zentrale Kontaktperson und Stütze Peters' während der

Haftzeit, sie hatte ihn sich zum idealen Helden stilisiert und drohte nun an Liebesgram, vor allem aber auch an der „Idealvernichtung“ zu zerbrechen (s. Tagebuch vom 21.05.1857). Die durchgehenden, vielfältigen Sorgen um den Geliebten, Eifersucht auch gegenüber Freundinnen, Abweisungserfahrungen bei Bekannten und Verlegern wegen ihrer politischen Haltung, Verzweiflung über die ihren Ambitionen völlig verständnislos entgegenstehende Tante, mit der sie die Wohnung zu teilen gezwungen ist, aber vor allem auch unablässig drückende Geldsorgen bestimmen über weite Teile das Tagebuch. Jedoch die Entschlossenheit zur Weiterführung des Kampfes und der Wille, sich keinesfalls äußerem Zwang zu beugen und die eigenen Prinzipien nicht zu verraten, und die Freude über die Begegnung mit anderen Aufrechten finden sich in den Tagebüchern ebenfalls. Leicht lesbar sind diese nur nach innen gerichteten, sich oft wiederholenden und selten tiefer reflektierenden Notizen nicht, ihr Wert erschließt sich erst durch sorgfältige Analysen und vor dem Hintergrund solider Kenntnisse zu Louise Otto und ihrem Wirken.

Diesen Hintergrund liefert die Herausgeberin Irina Hundt auf breiter wissenschaftlicher Basis in einer umfassenden, immer wieder auf Tagebucheintragungen Bezug nehmenden Einleitung. Mit unverstelltem Blick für alle fassbaren Aspekte tritt sie bisher verbreiteten und zum Teil immer noch fortgeschriebenen Verklärungen und Reduzierungen des Bildes von Louise Otto entgegen. Sie stellt damit erklärtermaßen nicht die Leistung Louise Ottos in Frage, sondern will ihr komplexes Leben im Spannungsfeld von „Vision und Realität, Durchstehvermögen und Anpassung, Dichtung und Wahrheit“ (S. 39) erkennbar werden lassen. Der Wert des Buches wird erhöht durch ein mit biographischen Hinweisen versehenes Personenregister, ein Register der in den Tagebüchern erwähnten Literatur, ein geographisches Register sowie ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis.

*Wilfried Sauter (Essen)*

***Bernt Ture von zur Mühlen: Hoffmann von Fallersleben. Biographie. Göttingen: Wallstein Verlag, 2010.***

„Ich lieb' auf Erden Kampf und Streit.“ – Pointierter als aus dem Munde des Dichters selbst ließe sich das Leben August Heinrich Hoffmanns schwerlich umschreiben. Und so zieht sich dieses Motiv auch durch die neueste wissenschaftliche Gesamtdarstellung von Hoffmanns Leben, vorgelegt von Bernt

Ture von zur Mühlen. Mögen heutzutage in erster Linie seine Kinderlieder wie „Morgen kommt der Weihnachtsmann“ oder „Ein Männlein steht im Walde“ und natürlich das „Deutschlandlied“ als unsere Nationalhymne Teil des kulturellen Gedächtnisses sein, das oft genug den Namen des Verfassers ausblendet, so erlangte Hoffmann zu Lebzeiten vor allem aufgrund seiner politisch engagierten Gedichte deutschlandweiten Ruhm. Er, der sich selbst nach seinem Geburtsort von Fallersleben nannte, stieg im Vormärz zum Sprachrohr der deutschen Freiheits- und Einigungsbewegung auf. Geboren 1798 in Fallersleben, zugehörig zum damaligen Kurfürstentum Hannover, ist bereits seine Kindheit und Jugend überschattet von den großen historischen Ereignissen des 19. Jahrhunderts. Sein Leben spannt sich von den Befreiungskriegen gegen Napoleon, über den Wiener Kongress, das Wartburgfest und die folgenden Karlsbader Beschlüsse, weiter über die Julirevolution 1830 in Frankreich, die Revolution 1848 bis hin zur Gründung des Deutschen Kaiserreichs. Vor der für seinen Lebensweg einschneidenden und für sein Selbstbild sowie Selbstbewusstsein prägenden Zeit als heimatloser, mithin freier politischer Dichter liegt Hoffmanns akademische Karriere als Mitbegründer der Niederlandistik, Entdecker und Herausgeber alter deutscher Sprachdenkmäler und als Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Breslau, der von zur Mühlen nach Hoffmanns Kindheit und Jugend das zweite Kapitel widmet. Mit Recht werden seine Pionierleistungen im Bereich der Germanistik, wie auch der Niederlandistik, der er mit seinen „Horae belgicae“ den entscheidenden Gründungsimpuls gab, in der Biografie gewürdigt. Häufig findet man Hoffmann auf „Schatzsuche“ nach alt- und mittelhochdeutschen Sprachdenkmälern, die ihn quer durch Deutschland und über dessen Grenzen hinaus in die Nachbarländer führt. Dabei offenbaren sich nicht nur seine emsige Umtriebigkeit und sein produktiver Arbeitseifer, sondern auch die ihm völlig abgehende Kompetenz als Reiseschriftsteller à la Heine, wodurch sich von ihm keinerlei anschauliche und lebendige Schilderungen kulturell bedeutender Städte wie Paris oder Wien erhalten haben. In der bewegten und bewegenden Zeit des Vormärz blieb auch Hoffmann nicht teilnahmslos, sondern stellte sich kritisch mit dem ihm als Dichter zu Gebote stehenden Mittel des Wortes gegen die als bedrückend empfundenen restaurativen gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse in den deutschen Staaten, die den Protest geradezu herausforderten. Dem politischen Dichter Hoffmann gilt ein weiterer Abschnitt der Biografie. Doch bescherte ihm seine politisch agitatorische Lyrik nicht nur begeisterte Fackelzüge, sondern auch das Joch

des aufgrund seiner Ideen entlassenen Professors, Verfolgten und vielfach Ausgewiesenen. Als vierte wichtige Phase in Hoffmanns Leben stehen zum Schluss seine Versuche, nach dem Ende der Revolution von 1848/49 als nunmehriger Familienvater erneut eine sichere Anstellung zu finden. Dieses Streben erfüllt sich schließlich, nach einem Intermezzo in Weimar, in Form der Bibliothekarsstelle in Corvey, wo er sein „unangepasstes Leben“ 1874 beschließt.

Das in den 1990er Jahren neu aufkommende Interesse an dem Dichter des „Deutschlandliedes“ schlug sich ertragsreich in den Symposienbänden der Hoffmann-von-Fallersleben-Gesellschaft der Jahre 1998, 2003 und 2008 nieder. Einzig fehlte noch eine umfängliche und wissenschaftlich fundierte, aktuelle Biografie zu Hoffmann, doch auch diese Lücke schließt sich nun mit Bernt Ture von zur Mührens Monografie. Dank des Fundes neuer Dokumente durch Kurt G. P. Schuster, die ein erhellendes Licht auf die Vermögenslage Hoffmanns werfen, konnte von zur Mühlen seinem Anspruch als Biograf, „ein Lebensbild Hoffmanns zu entwerfen, das auf alle Ausschmückungen, spekulativen Übertreibungen und falsche Rücksichtnahmen verzichtet“ gerecht werden, wurde so doch die von Hoffmann selbststilisierte Darstellung des armen Poeten zerstört. Wobei die permanente Auflistung bzw. Konstatierung der Vermögensverhältnisse Hoffmanns den Lesefluss mitunter unnötigerweise unterbrechen, wo eine beispielhafte Erwähnung im Text selbst und eine Tabelle im Anhang mit dem Zahlenmaterial funktional besser gewesen wären. Differenziert ist der Blick des Biografen sowohl auf das Leben als auch das Werk Hoffmanns und so kommt es, dass von zur Mühlen den Arbeitseifer und die Entdeckungen des Dichters, wie die althochdeutschen Textpassagen aus Otfried von Weißenburgs „Evangelien-Harmonie“ würdigen kann, dabei aber auch die Augen nicht vor den Schwächen der Bearbeitungen verschließt. Es fehlt dem Biografen weder an Respekt, der dem unermüdlichen Forscher Hoffmann gebührt, noch an der notwendigen Distanz, die sich in punktgenauer Kritik niederschlägt, so beispielsweise zu den „Bonner Bruchstücken“: „Einer von Erfolg gekrönter Suchleidenschaft und dem schnellen Herausbringen von Texten auf der einen Seite stehen die Beliebigkeit der Textauswahl und die flüchtige Bearbeitung auf der anderen Seite gegenüber.“ Ein Umstand, der nicht nur die Fremdpublikationen Hoffmanns, sondern auch seine eigenen Produktionen wie die Liebes- und Naturlyrik betrifft. Neben den Verdiensten, die sich Hoffmann als Wissenschaftler erwarb, tritt dem Leser im Laufe der Lebensnachzeichnung immer mehr ein Mann gegenüber, von dem man mit Recht sagen kann, er

habe sich „bis zum Schluss seiner Tage nicht gebeugt“. Kennlich wird der im Umgang mit seinen Mitmenschen sehr schwierige Hoffmann, der letztlich nicht allein mangels geeigneter gesellschaftlicher Umgangsformen des Öfteren aneckt, sondern ferner die Selbstreflexion seiner Handlungen und jegliches Feingefühl gegenüber anderen vermissen lässt, was in einigen Zitate aus Briefen ihm nahe stehender Personen, unter anderen seines Freundes Karl Milde, zu erkennen ist. Präsentiert sich Hoffmann demnach nicht nur gegenüber der restaurativen Gesellschaft und ihren Repräsentanten als Querulant und Widerborstiger, sondern auch gegenüber ihm wohlmeinenden Menschen ist es ein nicht eben schmeichelhaftes, aber eben darum umso treffenderes Portrait, das von zur Mühlen da von seinem Protagonisten zeichnet. Bedauerlicherweise werden die Urteile über Hoffmanns Charakter und Dichtungen vom Urteilenden selbst immer wieder relativiert, wie auch am Ende, wenn er konstatiert: der Dichter sei nicht für das verantwortlich, was spätere Generationen aus seinem Werk machen. Das trifft nun so nicht ganz zu, denn freilich muss man das Werk eines Autors auch an seiner Rezeption messen. Selbstverständlich darf man die Werke eines politischen Dichters nicht unabhängig ihres Zeitkontextes, auf den sie reagieren, betrachten, doch haben Hoffmanns abschätzigen Ansichten vor allem über die Franzosen nicht erst den heutigen Leser, sondern bereits Zeitgenossen verstört und vom Weiterlesen abgeschreckt. Bei einem Autor, der sich sehr für die Ursprünge und Traditionen auch anderer als der deutschen Sprache interessierte, wie es Hoffmann tat, rufen seine höhnischen Äußerungen mit Recht Missbehagen hervor, wengleich diese dem Zeitgeist geschuldet sind. Problematisch an Hoffmanns literarischem Engagement für Einigkeit und Recht und Freiheit ist ferner, das macht die Biografie deutlich, dass Hoffmanns erste politische Gedichte aus kleinlichen und persönlichen Eitelkeiten und Kränkungen entstanden, die er als von den Kollegen ungeliebter Professor an der Breslauer Universität erlitt. Dennoch weist von zur Mühlen auch ausdrücklich auf die Sensibilität Hoffmanns hinsichtlich der Stimmung unter seinen Zeitgenossen hin, die er aufgriff und literarisch verarbeitete. In dem Moment, in dem sich für seine akademische Laufbahn ein Stillstand offenbart, wird er politisch und das heißt für ihn literarisch aktiv. Hoffmann steht exemplarisch für viele andere Intellektuelle seiner Zeit, die sich in die Opposition zum bestehenden System begaben und so werden an ihm die Mechanismen der Zensur und Unterdrückung freiheitlichen Gedankenaustausches nachvollziehbar. Letztlich ist es nicht nur ein eindrucksvolles, wenn auch teilweise verschreckendes Lebens- und Charakterbild, das von zur Mühlen

da zeichnet, sondern auch ein eindringliches Zeitportrait der Epoche des Vormärz. Die zunehmende Politisierung und die Solidarisierung der deutschen Oppositionellen werden mit den Händen greifbar. Bernt Ture von zur Mühlen hat nicht nur die erste auf neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen fußende Biografie zum Leben Hoffmanns vorgelegt, die sich neben ihrer tiefgründigen Darstellung des Dichterlebens durch ihre gute Lesbarkeit auszeichnet, sondern auch eine anschauliche und lebendige Schilderung der Zeitverhältnisse, in denen Hoffmann lebte und wirkte und die die Biografie zu einer nicht nur für interessierte Fachkundige aufschlussreichen Lektüre macht.

*Julia Steiner (Jena)*

***Lea Marquart: Goethes „Faust“ in Frankreich. Studien zur dramatischen Rezeption im 19. Jahrhundert. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2009.***

Die umfassende, die vielfältigen Aspekte der französischen Rezeption von Goethes *Faust* behandelnde Dissertation von Lea Marquart lässt fragen, wieso im Kontext der vielen Untersuchungen zum *Faust* dies noch eine Blindstelle sein konnte. Denn bereits Germaine de Staël hatte das Interesse ihrer Landleute an Goethe und seinem *Faust* geweckt. Ihre Übersetzung eines Teils des Dramas ihre Interpretation, Um- und Missdeutungen prägen zunächst noch die französische Rezeption. Auch, dass die Übersetzungen, Bearbeitungen fürs Theater, die *Faust*-Ballette, die Parodien und die musikalische Adaptionen allesamt fast ausschließlich *Faust I* betreffen, geht letztlich auch auf de Staëls Ablehnung von *Faust II* zurück. Verglichen mit Deutschland (diverse Volksbücher) oder England (Marlow) spielte in Frankreich, wo nur der Roman von Friedrich Maximilian Klinger *Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt* (in Frankreich veröffentlicht 1798) erschienen war, der Faust-Mythos keine Rolle, daher die Fixierung ausschließlich auf Goethes Drama. Die Übersetzungen in Prosa oder seltener metrische Übertragungen (von Albert Stapfer, 1823, vor allen aber von Gérard de Nerval, 1828, der teilweise auch *Faust II* übersetzt, führen sehr bald zu Bühneneditionen und einer „ungeheuren Popularität des Werks“ (S. 165), wobei das Publikumsinteresse entweder der Gretchentragödie oder der Gelehrtentragödie gilt. Marquart verzichtet hier weitgehend auf Rezeptionsnachweise (Theaterkritiken etc.). Die einzelnen Übersetzungen und Theaterfassungen werden präzise analysiert, auch hinsichtlich der

interpretierenden Eingriffe. Die Übersetzungen oder Faustdramen werden je Kapitel unter verschiedenen Hinsichten untersucht. Deshalb irritiert etwas, dass d.V. sich jeweils an die zeitliche Abfolge hält.

Bei den Schlussvarianten finden sich sehr frühe Beispiele für Banalisierung oder dafür, dass sehr frei mit dem Text umgegangen wird. Eine Sonderrolle spielt die parodistische Faust-Rezeption. Erwähnt wird besonders die 1871 erschienene „Tragédie de Marionettes *Faust*“ von Marc Monnier, von der nicht sicher ist, ob sie überhaupt auf dem Marionettentheater aufführbar war. Sie bezieht sich eindeutig auf den deutsch-französischen Krieg: Faust als Wilhelm I., Mephisto als Bismarck, Marguerite als Elsaß-Lothringen etc. Diese Parodie wurde wohl mit einigem Erfolg gespielt. Das erwähnt Marquart zwar nicht, auch nicht wieso es noch 1889 zu einer detaillierten deutschen Kritik kommen konnte, die sie zitiert. Wobei es auffallend ist, dass das deutsch-französische Verhältnis sonst für die Rezeption des *Faust* kaum eine Rolle spielt. Die im Textanhang ausführlich zitierten Faust-Dramen belegen, dass Goethes Drama zum Allgemeinwissen gehörte. Es genügten z.T. sehr allgemeine oder versteckte Hinweise. So im symbolistischen literarischen „Testament“ von Villier de l'Isle-Adam *Axël*. Neben einigen Handlungselementen zählt dazu z.B. Axels okkulte Geheimbibliothek, in der sich auch Goethes *Faust* findet.

Eine große Bedeutung kommt auch der musikalischen Rezeption zu. Seien es Allusionen in eigenständigen Libretti, zu einzelnen Liedern (*König von Thule*) oder in Opern. So Charles Gounods: *Faust* (U. 1859); in Deutschland aufgeführt unter dem Titel *Margarete* (U. 1861); Hector Berlioz: nach den *Huit scènes de Faust*, die dramatische Legende *La damnation de Faust*, 1846. Berlioz' recht freie Bearbeitung Goethe-Textes hat einen sehr „französischen“ Schluss. Der himmlischen Rettung Gretchens folgt die Verdammung Fausts. Zu erwähnen sind ferner die musikalischen *Faust*-Parodien, so die Operette *Le petit Faust* von Hervé, die ironisch Bezug nimmt auf Goethe und auf Gounod. Nach der Uraufführung 1869 in Paris wurde die Operette europaweit aufgeführt. Noch *Faust en ménage* von Claude Terrasse von 1924 bezieht sich auf Hervés Operette. Hier findet sich die merkwürdige Anmerkung: „Über Claude Terrasse ist lediglich bekannt, dass er Komponist war.“ (S. 369) Da hat Marquart inkompetente Quellen zu Rate gezogen. Es müsste ihr bekannt sein, dass Terrasse nicht nur der Komponist von Jarrys *Ubu* war, sondern auch von dessen diversen Operettenlibretti; ihm hat Jarry in seinem *Doktor Faustroll*, der im Anhang zu Unrecht der Faustrezeption zugerechnet wird, die „tönende Insel“ gewidmet. Darüber hinaus findet sich in Terrasse'

Oeuvre so manche Mythen-travestie. Neben diversen anderen *Faust*-Operetten, erwähnt Marquart auch *Faust*-Pantomimen und -Ballette. Von Adolphe Adams Ballett *Faust* (1833) existiert nur eine handschriftliche Partitur, aber kein Text. Es wurde in London aufgeführt. Das Ballett von Heinrich Heine *Doktor Faust* (1851) mit seinem handlungsüberladenen Libretto, mit einer Mephistofela als Begleiterin Fausts lässt fragen, ob es sich überhaupt um ein Beispiel für französische Rezeption handelt. Zwar wurde es in Paris, aber eben auf deutsch geschrieben, obendrein war es bestimmt für eine Aufführung in London, die damals nicht zustande kam.

Den sehr gründlichen Studien zu *Faust* in Frankreich schließt sich eine ausführliche Bibliographie an, die neben Sekundärliteratur auch „Faustisches“ in nicht dramatischen Genres enthält, und ein weiterer Textanhang, der ausführliche französische Textbeispiele bietet. Hier finden sich nicht nur die Dramen sondern auch *Faust*-Anspielungen in Romanen oder Lyrik. Nicht berücksichtigt wurden *Faust*-Illustrationen (Delacroix). Es hätte den Rahmen der Untersuchung wohl gesprengt, vergleichend auf die *Faust*-Rezeption in anderen Ländern zu verweisen. Etwa auf das Wiener Volkstheater, wo eine Reihe von *Faust*-Parodien gespielt wurden.

Insgesamt ist diese Spezialuntersuchung zur Rezeption von Goethes *Faust* sehr gründlich und argumentiert präzise textorientiert, wenn sie auch manchmal wegen ihres intensiven Gebrauchs von Fachbegriffen anstrengend zu lesen ist.

Maria Porrmann (Köln)

**Ian Roe. Ferdinand Raimund. Hannover: Wehrhahn Verlag, 2010 (= *Meteore*, Bd. 5)**

Die Reihe *Meteore* hat sich zum Ziel gesetzt, entsprechend einem Diktum Goethes über Lenz als einem vorübergehendem Meteor, solche Personen aufzunehmen, „die am literarischen Himmel zwar sichtbar sind, deren Laufbahn aber noch nicht eingehender beschrieben wurde“. Personen also, „die in der zweiten oder dritten literaturgeschichtlichen Reihe stehen, aber einmal bekannt waren.“ Eine löbliche Absicht, zumal der projektierte Umfang dieser Biografien zu einer konzentrierten, präzisen Darstellung zwingt. Dies trifft auch für die über Ferdinand Raimund von Ian Roe zu, Germanist an der University of Reading. Nur, in der zweiten oder gar dritten Reihe hat Raimund nie gestanden, und Roes Biografie setzt zwar im Einzelnen neue

Akzente, sie ist aber wahrlich nicht unbekannt. Es mag an der gebotenen Kürze und an Roes Akzentuierung liegen, dass die private Biografie Raimunds und die verschiedenen Aspekte seiner Theaterlaufbahn als einem der beliebtesten Schauspieler seiner Zeit, als Regisseur, Theaterleiter und als Dichter eigenartig gewichtet werden. Ist z.B. der Einfluss der privaten Beziehung des aufbrausenden und depressiven Raimund zu seiner Lebensgefährtin Antonie Wagner auf das literarische Werk wirklich nachweisbar – und vor allem wichtig dergestalt, dass sich die Auf- und Abs der Beziehung in singulären Aspekten der Dialoge in den *Zauberspielen* wiederfinden. Roe erwähnt zwar die Zensurbestimmungen der Metternich-Ära, kaum aber die zeittypische Doppelmoral einer Gesellschaft, die noch immer ständisch war. So war ein pädokriminell veranlagter Graf wohl stadtbekannt. Trotzdem konnte das Publikum durch Missfallensäußerungen als Öffentlichkeitsersatz erzwingen, dass Raimund fast gegen seinen eigenen Willen eine unglückliche Ehe mit einem der gräflichen Opfer einging. Eine Ehe, die bald geschieden wurde. Das österreichische, sehr katholische Scheidungsrecht verbot eine Wiederverheiratung (mit Antonie Wagner). Weshalb übrigens noch 1887 Johann Strauß Bürger von Sachen-Coburg-Gotha wurde, um dort seine Adele standesamtlich und kirchlich heiraten zu können. Ferner ist fraglich, ob in Roes Darstellung bzw. bei den spärlichen Abbildungen den privaten Aspekten im Verhältnis zu den Theaterabbildungen nicht zu viel Platz eingeräumt wird. Obendrein vermittelt keine der Abbildungen einen Eindruck des szenischen Verwandlungsreichtums der Wiener Zauberspiele, zudem ist mit Ausnahme der überaus beliebten Therese Krones als Jugend in *Der Bauer als Millionär* keiner der Partner abgebildet, dies, obwohl es gerade dazu viele Abbildungen gibt. Die einzelnen Stücke werden auch im Bezug zu den in den Wiener Vorstadttheatern typischen Possen und Zauberspielen von Roe präzise analysiert. So widmet er sich ausführlich den für alle Stücke Raimunds charakteristischen Liedern, freilich ohne die allesamt bekannten Komponisten zu nennen, u.a. Wenzel Müller, Conradin Kreutzer oder Josef Drechsler oder gar knapp zu porträtieren, obwohl er darauf hinweist, dass zu Drechslers Lied *Brüderlein fein*, das zu einer Art Volkslied wurde, Otto (! recte Leo) Fall eine Operette komponierte. Roe berichtet zwar ausführlich auch über Raimunds überall erfolgreiche Gastspiele und darüber, dass er sich zeitlebens dagegen gewehrt habe, seine Stücke drucken zu lassen, versäumt aber darauf hinzuweisen, dass damals Veröffentlichtes tantiemefrei nachgespielt werden durfte, was zu einem erheblichen Einkommensverlust geführt hätte. Um noch einmal auf Raimunds Biografie zu kommen:

Irgendwie entspricht es auch der österreichisch-katholischen Doppelmoral, dass er christlich bestattet wurde. Dies, obwohl er, aus Angst sich bei seinem vermeintlich tollwütigen Hund, der ihn gebissen hatte, angesteckt zu haben, selbst erschoss. Er lebte noch fünf Tage! Übrigens blieb Raimund im öffentlichen Bewusstsein trotz der ihn überschattenden Popularität Nestroys so präsent, dass ihm noch 1898 ein Denkmal gesetzt wurde.

*Maria Porrmann (Köln)*

*Adolf Glasbrenner. Rindviecher, Bauchredner und Großherzöge. Berichte aus der Residenz Neustrelitz. 1840-1848/49. Hg. und kommentiert von Olaf Briese (= Vormärz-Studien Bd. XIX). Bielefeld: Aisthesis, 2010.*

Zeitgerecht zum diesjährigen 200. Geburtstag des Vormärzautors Adolf Glasbrenner (i.e. Georg Adolph Glasbrenner wurde am 27.3.1810 in Berlin geboren und verstarb am 25.9.1876) beschäftigt sich diese Neuerscheinung mit Glasbrenners Zeit in Neustrelitz, wohin er seiner Frau, der Wiener Schauspielerin Adele Peroni, 1841 gefolgt ist. Glasbrenner, der sich durch seine humoristisch-satirischen Werke (u.a. *Berlin wie es ist und – trinkt*, 33 Hefte, Berlin, später Leipzig 1832-50; *Bilder und Träume aus Wien*, 1836; *Buntes Berlin*, 15 Hefte, Berlin 1837-53;) bereits einen hohen Bekanntheitsgrad erworben hatte und immer wieder mit den staatlichen Obrigkeiten und insbesondere mit der Zensur Konflikte austrug, musste sich durch das Engagement seiner Frau an das Hoftheater von Neustrelitz 1841 von dem pulsierenden Leben der Großstadt Berlin plötzlich in das beengende und provinzielle Dasein einer deutschen Kleinresidenz fügen. Umso verwunderlicher erscheint es, dass dem autoritätskritischen Dichter und ausgeprägten Demokraten die Anpassung an das Kleinstadtleben durchaus gelang. Er knüpfte zahlreiche neue Bekanntschaften, u.a. mit dem Theaterdirektor und Intendanten Carl August Görner, dem Dichter Johann Friedrich Bardt, dem Lehrer Jacob Friedrich Roloff und dem Philologen Daniel Sanders. Die Neustrelitzer Zeit war in Glasbrenners literarischem und journalistischem Schaffen aber auch eine ungemein fruchtbare Periode. So publizierte er 1844 seine *Verbotenen Lieder* und 1846 das unmittelbar nach seinem Erscheinen von der Zensur verbotene Versepos *Neuer Reineke Fuchs*. Daneben war Glasbrenner Korrespondent für das 1818 gegründete *Freimüthige Abendblatt* in Schwerin und verfasste während seines Aufenthalts in Neustrelitz zahlreiche reportageähnliche Beiträge über das Alltagsleben in der deutschen

Residenzstadt. Dem Kulturwissenschaftler und Philosophen Olaf Briesegang gelang es nun nach intensiven Archivrecherchen, zu den bereits bekannten Berichten Glaßbrenners etwa 80 bisher unbekannte, anonym erschienene Artikel ausfindig zu machen, die eindeutig dem Vormärzliteraten zuzuschreiben sind. Die Inhalte dieser Berichte teilen sich in die Themenbereiche „Wetter“, „Alltagsereignisse“ und „Theater-, Musiktheater- und Konzertberichte“ auf, wobei ab 1846 mit der Gründung des Gewerbe-Vereins, dessen Mitglied Glaßbrenner war, das Theater den Nachrichten über das Vereinsleben und dessen Aktivität weichen musste. Die Erläuterungen über die Wetterverhältnisse befinden sich meist am Beginn der Korrespondenzen und stellen eine Form der rhetorischen Konvention dar. Glaßbrenner benutzte diese meist im Plauderton gehaltenen Beschreibungen der Witterungsverhältnisse auch als Parodie und Selbstparodie. Die alltäglichen Ereignisse befassten sich mit Veranstaltungen wie z.B. Volksfesten und Jahrmärkten, aber auch mit Selbstmorden, Bränden oder der Straßenbeleuchtung. Einen großen Teil der Korrespondenzen widmete Glaßbrenner dem Geschehen auf dem Hoftheater, wobei es sich zumeist um eine chronologische Abhandlung des Spielplanes und der Spieldaten handelt, ohne erkennbare literaturpolitische Positionierung Glaßbrenners. Neben Informationen über das Kulturleben in Neustrelitz gewährte Glaßbrenner auch Einblicke in seinen Bekannten- und Freundeskreis und thematisierte durchgehend sein eigenes Leben und Schaffen. Der Vormärzdichter befand sich durch die Abhängigkeit seiner Frau vom Hoftheater in einer ambivalenten Lage zwischen Anpassung und Revolte. Daraus erklärt sich auch der moderate Ton der Korrespondenzen, die vor allem in den ersten Jahren Adelskritik aussparten und nur an sehr wenigen Stellen eine indirekte Distanz zur herrschenden Klasse erkennen lassen. Politische Stellungnahmen des bürgerlichen Demokraten Glaßbrenner sind in den Artikeln für das *Freimüthige Abendblatt* nur spärlich zu finden, sie fanden vielmehr in den ab Mai 1848 in Berlin erschienenen *Freien Blättern* ihren Platz. Der Demokrat Glaßbrenner wurde dadurch rasch zu einem unliebsamen Bürger in der kleinen Residenzstadt. Kommunistischer Kontakte beschuldigt, wurde der Dichter schließlich des Landes verwiesen und begab sich ins Exil nach Hamburg.

Die Entdeckung dieser Korrespondenzberichte aus Neustrelitz ist von mehrfacher Bedeutung: So geben die Beiträge Glaßbrenners einerseits informative Einblicke in das Alltagsleben und berichten über kulturelle und institutionelle Einrichtungen der Residenzstadt. Andererseits finden sich darin auch vielfältige, teils direkte, teils verschlüsselte Hinweise auf Glaßbrenners

privates Leben und literarisches Schaffen, wodurch sie wichtige Erkenntnisse für die Biographie des Vormärzdichters liefern.

Barbara Tumfart (Wien)

*Ingrid Hennemann Barale und Harald Steinbagen (Hg.): Auf den Spuren Heinrich Heines. Pisa: Edizioni ETS, 2006.*

Der Sammelband enthält die Beiträge einer Heine-Tagung, die im Rahmen des Studiengangs „Deutsch-italienische Studien“ der Universitäten Bonn und Florenz am 14. und 15. Oktober 2003 in der Casa di Goethe in Rom stattfand.

Auf inhaltliche oder methodische Eingrenzung wurde bewusst verzichtet. So finden biographische Aspekte, literatur- und allgemein geistesgeschichtliche Entwicklungen ebenso Behandlung wie konzeptionelle und motivische Besonderheiten in Heines Werk. Im Vordergrund der Veranstaltung und des Sammelbandes stand die internationale Begegnung und Zusammenarbeit sowie die Möglichkeit zur Vielfalt.

Christian Liedke gibt eine interessante Synopse einer Byronübersetzung von Goethe und von Heine und vertritt die These, dass Heine durch Akribie in der Metrikübertragung und gleichzeitige Freiheit in der Wortwahl zu einer dem Original näherkommenden und poetisch ausdruckskräftigeren Übersetzung gelangt.

Lucia Borghese untersucht an ausgewählten Textstellen italienische Übersetzungen aus dem *Lyrischen Intermezzo* durch Diego Valeri, wobei es ihr besonders um die Verschiebungen der Aussage und des lyrischen Tons geht, die sich aus der poetischen Eigenleistung des Übersetzers ergeben.

Patrizio Collini beschäftigt sich mit der Entfaltung des Robespierre-Danton-Komplexes in Heines Werk sowie dessen Aufnahme durch Büchner und vertritt die Auffassung, dass Büchners Danton-Drama viel mehr im Lichte Heines gesehen werden sollte.

Rita Lennartz stellt intertextuelle Untersuchungen zur *Reise von München nach Genua* und Sternes *Tristram Shandy* und *Sentimental Journey* an. Im Vordergrund stehen dabei die Verschränkung von Text und Wirklichkeit und die literarische Selbstreflexion in Form der Figur Maria bei Sterne und Heine.

Walter Hinck widmet sich Heines beiden *Almansor*-Texten und der Problematik des zum Christen konvertierten Juden, der eine Liebesreligion vor anderen Weltreligionen propagiert.

Maria Chiara Mocali wendet sich den Frauenfiguren in Heines Frühwerk zu. Sie sieht Heines Konzeption von Frauengestalten unter dem literarischen Einfluss Petrarcas und vertritt die These, dass die Darstellungen erst durch den Rückgriff auf griechische und hebräische Mythologie an Tiefe gewinnen. Sie betont das Machtverhältnis der Geschlechter im Gedicht und beschreibt insbesondere den Verderben bringenden Frauentypus, der sich im *Buch der Lieder* häufig in Form von Wasserwesen zeige.

Ingrid Hennemann Barale beleuchtet das Tanzmotiv in Heines Werk in seinen unterschiedlichen Funktionen: als satirisches wie auch als erotisches Element, als Ausdruck von „Kritik und Anklage“ (S. 128) oder von Schmerz. In *Die Göttin Diana* sieht Hennemann die Aufhebung des Konflikts von Spiritualismus und Sensualismus im Tanz.

Fabrizio Cambi stellt die Rolle des Subjekts als Vermittler historischer Wirklichkeit dar und hebt die Funktionalisierung des Autobiographischen in Heines Werk als Gegenentwurf zu Goethes *Dichtung und Wahrheit* heraus.

Bernhard Fischer gibt in seinem Text eine kurze Darstellung der Beziehung zwischen Heine und Cotta sowie Heines allmählichen Bruchs mit der *Allgemeinen Zeitung*.

Während Robert Steegers sich Heines Bezugnahme auf Goethes *West-Östlichen Divan* und der Positionierung gegenüber Goethe bzw. Goetheepigonon zuwendet, geht Elisabeth Galvan – ausgehend von zwei Äußerungen Thomas Manns über Heine und seine Aufnahme durch Nietzsche – auf den literarischen Einfluss Heines auf Mann ein, wobei sie insbesondere den Aspekt der Synthese (in verschiedenen Kategorien) bei Heine und Mann berücksichtigt.

Harald Steinhagen stellt aufgrund der These, in Heines Werk befinden sich verschiedene Einzelstücke, die Merkmale „expressive[r] Modernität“ (S. 194) aufweisen und somit thematisch und sprachlich schon vor Baudelaire an der Schwelle zur literarischen Moderne stehen, eine Analyse von *Wie ein Greisenantlitz droben* aus dem Zyklus *Neuer Frühling* an.

Rita Svandrlík beschäftigt sich mit Heines Aufsatz *Elementargeister* und fächert die Verschlingung von volkstümlichen und romantischen Darstellung mit den aufklärerischen Absichten des Textes auf. Sie vertritt die These, dass Heines aufklärerische Absicht darin besteht dem Leser einen Spiegel vorzuhalten und ihm zu reflektieren, dass die Ablehnung des Andersartigen diskriminierend und zerstörerisch ist.

Besondere Beachtung verdienen die Texte von Foi, Geulen und Oellers.

Maria Carolina Foi verfolgt in ihrem Aufsatz *Sefardim, Marraner und Schlemihle* das Ziel, kulturelle Konnotationen im *Rabbi von Bacherach* herauszuarbeiten. Fern von jedem Versuch das Romanfragment künstlich als literarisch verkanntes Glanzstück aufzuwerten zeigt sie auf, welche Erkenntnisse sich über Heines Selbstverständnis als Dichter aus dem kulturellen Aspekt seines Judentums gewinnen lassen.

Eva Geulen untersucht in ihrem Text „Nachkommenschaften. Heine und Hegel zum Ende der Kunstperiode“ das ‚Ende der Kunst‘ als Aspekt von Heines These vom Ende der Kunstperiode (in Bezug auf Hegels anders gelagerte, ähnlich lautende These) und beleuchtet auf interessante Weise Spannungen und Widersprüche in Heines Kunstbegriff. Indem sie einen kurzen Verweis auf die Vorstellung vom Anachronismus einer ewig lebenden Kunst gibt, wirft sie indirekt die Frage auf, ob die Zeitalter überdauernde und ewig wirksame Kunst überhaupt als angestrebtes Kunstideal Heines gelten kann.

Norbert Oellers beschäftigt sich mit Heines An- und Absichten in der *Romantischen Schule*. Es gehe ihm darin gerade nicht um Korrektheit der Fakten, was die lange Liste von fehlerhaften Darstellungen von Tatsachen, Daten und Zitaten hinlänglich zeige, sondern um die „Richtigkeit allgemeiner Prinzipien“ (S. 261) Heine versuche in der *Romantischen Schule* nicht ein exaktes und fehlerloses Bild der literarischen Situation in Deutschland zu geben, sondern seinen Leser gerade durch Fahrlässigkeit in der Darstellung (und zugleich durch feinsinniges Erfassen einer gewissen Tendenz) dazu zu drängen „über sein Besserwissen hinauszudenken.“ (S. 273)

Viel Neues und Einschlägiges erwartet den Leser dieses Sammelbandes nicht, sondern vielmehr eine ‚olla Podrida‘ italienisch-deutscher Heineforschung, in der neben populären Themen bewusst „auch weniger beachtete Aspekte oder von der Forschung seltener beachtete Werke behandelt werden.“ (S. 6) Die Sammlung eignet sich zum Stöbern und zur Anregung, sich mit selten behandelten Aspekten in Heines Werk zu befassen und trägt ihren Wert auch in der Förderung interkultureller Verständigung in der Literaturwissenschaft.

*Janina Schmiedel (Hannover)*

*Gerhard Höhn und Christian Liedtke: Auf der Spitze der Welt. Mit Heine durch Paris. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2010.*

„Wir wissen nicht genau, wie Heines Arbeitsalltag am Schreibtisch ausgesehen hat. Aber wir können den Verlauf seines Pariser Alltags nach Verlassen seiner Wohnung in groben Zügen rekonstruieren.“ (S. 38)

Gerhard Höhn und Christian Liedtke bieten in ihrem eigenwilligen Parisführer eine nicht nur für Literaturwissenschaftler bzw. Heineforscher interessante literarische Rekonstruktion von Heines Leben und Sterben in seiner zweiten Heimat Paris. Von seiner Ankunft in der Stadt und seiner Aufnahme in das kulturelle Leben bis zur allerletzten seiner 17 Unterkünfte auf dem Cimetière du Montmartre begegnet Heine dem Leser als Flaneur, als Reporter, als Bühnen- und Salonbesucher, als Privatmann.

Die Art der Darstellung ist alles andere als eintönig: Hintergründe über die politische und gesellschaftliche Situation und das Kunstleben der Zeit, Bezüge zu Heines literarischem Werk sowie Beschreibungen durch Zeitgenossen, Anekdoten und Skurrilitäten ergeben ein besonderes, selbst für Heineforscher vielleicht ungewohntes Bild.

Durch genaue Angaben von Straßen und Hausnummern, Anmerkungen darüber, inwiefern sich einzelne Plätze und Gebäude gegenüber der Lebzeit Heines erhalten oder verändert haben und was sich an den von Heine häufig aufgesuchten Orten heute befindet, ist es möglich, die Wege nachzuvollziehen, die Heine täglich beschritt: zum Palais Royal, wo er sich vormittags aufhielt, um private und geschäftliche Kontakte zu pflegen, durch die Straßen, in denen er während seiner Pariser Zeit Unterkunft genommen hatte, über die Boulevards, die überdachten Passagen mit ihren Boutiquen, Teesalons, Cafés und Lesekabinetten, bis hin zum Montmartre, wo nicht nur Heines Grab zu finden ist, sondern wo in nächster Nähe an viele bekannte Persönlichkeiten, die ehemals als Zeitgenossen durch dieselben Straßen spazierten, heute Grabmäler erinnern.

„Benjamin“, heißt es im Kapitel über Paris als Vergnügungsort, „definiert den Flaneur als eine Figur, die in der Lage ist, im Gegenwärtigen Zeichen des Vergangenen und Entschwundenen wiederzufinden [...]“ (S. 30) In diesem Sinne den Spuren Heines im heutigen Paris folgend, wird der Leser selbst zum „Flaneur“; das Buch ist so konzipiert, dass man es als Stadtführer lesen und die beschriebenen Orte nacheinander aufsuchen kann.

Besonderen Reiz hat vielleicht die Synopse von literarischem Schaffen und Wohnorten Heines; den offenen Protestbrief *An die hohe Bundesversammlung*

schrieb er in der Cité Bergère Nr. 3, *Ludwig Börne. Eine Denkschrift* beendete er in der Rue des Martyrs 23. Hier und in der Rue Bleue 25, wohin er 1840 umzog, durchlebte er beruflich und persönlich eine schwere Zeit, da das Börne-Buch ihn in der literarischen Szene bedenklich ins Abseits gebracht hatte. Ende 1841 zog er wieder um, in eine Straße, die beispielsweise in Caput XVIII in *Deutschland. Ein Wintermärchen* Erwähnung findet, wenn der Dichter sich wünscht, zu Hause zu sein – und zu Hause ist zu dieser Zeit (1843) die Rue du Faubourg Poissonnière.

Insgesamt ist *Auf der Spitze der Welt* eine interessante Rekonstruktion, die ein Bild von Heines Aufenthalt und Bewegung in der Stadt Paris entstehen lässt; vielleicht erscheint bei Gelegenheit eine erweiterte, zweite Auflage mit Illustrationen und Kartenmaterial... Oder aber: Wer diese Orte aufsuchen möchte – wo Victor Cousin im Beisein Heines mehrere Pfund Schokolade kaufte, wo Heine sein Schreibpapier besorgte, wo er sich mit oppositionellen Schriftstellern wie Dingelstedt, Herwegh, Marx, Engels und Lasalle traf, wo er Konzerte und Theatervorstellungen besuchte, wo der greise Alexander von Humboldt vergeblich die vier Etagen hinaufstieg, ohne Heine persönlich anzutreffen – dem sei empfohlen, das Büchlein bei der nächsten Parisreise im Handgepäck dabeizuhaben.

*Janina Schmiedel (Hannover)*

**Theodor Althaus: Zeitbilder 1840-1850. Herausgegeben von Renate Hupfeld. Bielefeld: Aisthesis, 2010.**

Der Bestand an Literatur, die sich mit der Gedankenwelt und den Handlungsfeldern von „Intellektuellen“ im Vormärz und in der Revolution von 1848 befasst, ist trotz der sehr verdienstvollen Publikationen des Forums Vormärz Forschung auf diesem Gebiet durchaus noch erweiterungsfähig. Umso erfreulicher erscheint es dem Rezensenten, einen Titel anzukündigen und für ihn zu werben, der sich mit der eben genannten Thematik beschäftigt und einen dieser Intellektuellen aus jener Zeit einem daran interessierten Publikum näherbringt. Die Vermutung liegt nämlich nahe, dass der Name Theodor Althaus keinen allzu hohen Bekanntheitsgrad über die Stadtgrenzen Detmolds und den Kenntnisstand von Mitgliedern der Grabbe-Gesellschaft wie auch des Forums Vormärz Forschung und aller an der eben erwähnten literarischen, kulturellen und politischen Entwicklung im Vormärz Interessierten hinaus besitzt, wenn er denn überhaupt jemals zur

Kenntnis genommen wurde. Dabei hat er uns noch viel zu sagen, wie es auch der Klappentext zu Recht betont: „Seine nachgelassenen Schriften-Briefe, Erzählungen, Gedichte haben bis heute nichts an Aktualität eingebüßt.“ In den Zeilen davor erfolgt ein kurzer Abriss seiner Biographie, in dem der Leser erfährt, dass Theodor Althaus, geboren in Detmold am 26. Oktober 1822 als ältester Sohn des Pfarrers und späteren Generalsuperintendenten Georg Friedrich Althaus und seiner Frau Julie Auguste Christine, nach dem Besuch des dortigen Gymnasiums seit 1840 in Bonn Theologie zu studieren begonnen und sein Studium ein Jahr später in Jena fortgesetzt hat. Nach dem theologischen Examen wiederum in Bonn hat er seine Studien in Berlin fortgesetzt, wo u.a. Ranke und Schelling seine Lehrer gewesen sind. Schon früh hat er begonnen, als Schriftsteller und Journalist auf sich aufmerksam zu machen, und nachdem er sich zunächst als leitender Redakteur der Bremer Zeitung seit Juli 1848 in das Revolutionsgeschehen publizistisch eingemischt hatte, hat er diese Tätigkeit in führender Position in dem in Hannover unter dem Namen „Zeitung für Norddeutschland“ weitergeführten Nachfolgeorgan fortgesetzt. Althaus starb am 2. April 1852, noch nicht dreißigjährig, in Gotha an Leukämie.

Es ist schon sehr auffällig und immer wieder auch erstaunlich, bei der Lektüre von Texten aus dem 19. Jahrhundert zu der Erkenntnis zu gelangen, dass sie keineswegs angestaubt und antiquiert erscheinen, sondern bis heute aktuell geblieben sind (siehe oben). Dazu gehört auch die vorliegende Auswahl von Zeugnissen aus der Feder von Theodor Althaus, wobei es allerdings notwendig erscheint, zwischen seinen eher privaten Gedanken und philosophisch-theologischen Reflexionen einerseits und den deutlicher politisch gefärbten Stellungnahmen andererseits zu unterscheiden. Die Aktualität seiner politischen Positionen, die ungeachtet jener notwendigen Unterscheidung gleichwohl bereits in jenen privaten bzw. philosophisch-theologischen Gedanken zum Ausdruck kommen, wenn auch mit Rücksicht auf die Zensur eher in verschlüsselter und indirekter Form, zeigt sich vor allem darin, dass er, wie es im Vorwort der Herausgeberin heißt, alles gegeben hat, „um an der Zukunft eines demokratischen deutschen Staates auf der Grundlage von Volkssouveränität und Pressefreiheit mitzuarbeiten“; es blieb ihm allerdings verwehrt, den Bekanntheitsgrad von Georg Herwegh oder Julius Fröbel zu erreichen, zwei Zeitgenossen, deren politische Einstellung schon damals eher als demokratisch denn als liberal bezeichnet werden konnte, da sie der Monarchie sehr viel kritischer als die Mehrheit der Liberalen gegenüberstanden und das eben schon erwähnte durchaus modern anmutende, damals aber

äußerst umstrittene Prinzip der Volkssouveränität und die Idee einer umfassenden Partizipation der breiten Bevölkerung favorisierten.<sup>1</sup>

In nachvollziehbarer und zudem sehr einfühlsamer Weise stellt die Herausgeberin zunächst einmal nicht den „politischen“, sondern eher privaten Theodor Althaus als Verfasser von Briefen vor, die er als Student der Theologie in Bonn, Jena und Berlin zwischen 1840 und 1844 verfasst hat und die vorwiegend an seine Eltern, hier besonders an seinen Vater, den prominenten und in Detmold sehr angesehenen Theologen, adressiert waren. Doch schon in diesen ersten Mitteilungen des Sohnes blitzt etwas von dem zutiefst politisch denkenden Zeitgenossen Theodor Althaus auf, der große Sympathie für die Brüder Grimm und Hoffmann von Fallersleben empfand; erstere hatten sich ja nicht nur durch die Edition des bekannten Märchenschatzes einen Namen gemacht, sondern sie hatten auch durch ihren Protest gegen die Willkürmaßnahmen des Königs von Hannover „als Staatsbürger die Heiligkeit ihrer Überzeugung immer gewahrt“<sup>2</sup> und sich damit in die kleine Schar der sog. Göttinger Sieben eingereiht, die damals im gesamten Gebiet des Deutschen Bundes große Aufmerksamkeit sowohl bei Sympathisanten wie entschiedenen Gegnern erregten, während sich letzterer durch seine Gedichtsammlung „Unpolitische Lieder“ (die ja alles andere als „unpolitisch“ waren) große Achtung bei allen damals „freisinnig“ Gestimmten erworben hatte.

Althaus hatte bereits in jungen Jahren die Bekanntschaft von Zeitgenossen gemacht, die damals schon berühmt waren bzw. später viel berühmter als er selbst werden sollten. Zu ihnen gehörten neben den eben Genannten u.a. auch Ernst Moritz Arndt, Bettina von Arnim, Henriette Herz und Gottfried Kinkel. Althaus war jedoch nicht nur ein aufgeweckter und zugleich schon damals politisch sehr interessierter Theologiestudent, sondern er gewann auch das Herz der ebenfalls sehr sensiblen jungen Malwida von Meysenbug, der er einige künstlerisch durchaus ansprechende Gedichte widmete.<sup>3</sup>

---

1 Vgl. S. 7.

2 S. 20 (Tagebuchnotizen im Zusammenhang mit einem Fackelzug für die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm und der Ausweisung von Hoffmann von Fallersleben).

3 Theodor Althaus stand über vier Jahre hinweg, zwischen 1844 und 1848, in einer sehr engen Beziehung zu Malwida von Meysenbug (1816-1903), die dann jedoch auf seine Initiative hin beendet wurde. Malwida von Meysenbug wurde in dieser Zeit sehr stark von Gedanken ihres Geliebten beeinflusst, so dass sie sich aus ihrer früheren konservativen Prägung befreite und zu einer überzeugten

Doch daneben meldete sich immer wieder auch der kritische Geist in Althaus zu Wort, der ihn dazu veranlasste, etwa in einem Artikel über das 25jährige Thronjubiläum Leopolds II. im Fürstentum Lippe, den er für die *Weserzeitung* in Bremen verfasste, die „Hohlheit, Heuchelei und das künstlich geschaffene dieses teilweisen Enthusiasmus“, der mit jenem Jubiläum in Verbindung stehe, anzuprangern und sich über die fehlende Pressefreiheit bitter zu beklagen.<sup>4</sup> Die Herausgeberin ermöglicht es dem heutigen Leser durch den Abdruck umfangreicher Passagen aus jenem Artikel, die überaus skeptische Haltung des Autors gegenüber den „staatstragenden“ Institutionen der Monarchie und den sie verkörpernden Personen nachzuvollziehen, die damals noch eine Minderheitenposition darstellte, weshalb es aus heutiger Sicht umso bewundernswerter war, dass Althaus den Mut hatte, einen solchen Text zu verfassen. Prompt handelte sich der Autor damit auch eine gewisse gesellschaftliche Isolation ein, denn Althaus wurde aus dem Leseverein, dem damals wichtigsten gesellschaftlichen Treffpunkt seiner Heimatstadt Detmold, ausgeschlossen. Er nahm diese Konsequenz bereitwillig in Kauf, da ihm die „Heiligkeit seiner Überzeugung“ (s.o.) zeitlebens wichtiger war als schnöder Opportunismus. Solche Editionen wie die hier zu besprechende sind auch deshalb von unschätzbarem Wert, da sie die Intensität der Spannungen verdeutlichen, die sich im Laufe des Vormärz zwischen den etablierten Eliten aus Adel, Bürokratie und Militär und den aufstrebenden gutbürgerlichen Kreisen einerseits, die auf berufliche und soziale Integration in eine von ihnen und jenen Eliten gemeinsam getragene monarchiefreundliche Gesellschaft bedacht waren, und solchen rebellischen Geistern wie Theodor Althaus andererseits entwickelten, bis sie sich in der Revolution von 1848/49 punktuell sogar gewaltsam entluden. Solche Autoren wie Theodor Althaus erhalten gerade im Rahmen einer Erinnerungskultur, die an der Ausbildung eines kritischen historischen Bewusstseins orientiert ist, eine große Bedeutung, da sie sich ideologisch nicht vereinnahmen lassen: Auch bei Althaus finden sich genügend Zeugnisse dafür, dass er ein recht vergeistigter, zuweilen etwas weltfremder Idealist war, der auch kurzfristig sozialistischen

---

Demokratin wurde; sie trat energisch für die Frauenemanzipation ein, unterstützte 1848 die Revolutionsanhänger und stand später mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten ihrer Zeit in enger Verbindung wie z.B. Giuseppe Mazzini und Giuseppe Garibaldi, Richard und Cosima Wagner, Romain Rolland und Friedrich Nietzsche

4 S. 25 (Der Artikel ist überschrieben mit „Detmold am Jubeltage des Fürsten“).

und kommunistischen Zukunftsentwürfen im Geiste des Urchristentums zuneigte. Dies passt jedoch recht gut zu seinem Bemühen um eine moralische Verbesserung dieser Welt, das den ganzen Korpus seiner Schriften wie ein roter Faden durchzieht, das aber nicht von blindem Fanatismus, sondern von einer feinsinnigen und feinnervigen Beobachtungsgabe und einem bei allem Idealismus besonnenen Urteilsvermögen geprägt ist. In seinen „Märchen aus der Gegenwart“, denen die Herausgeberin zu Recht breiten Raum gewährt<sup>5</sup>, lässt Althaus den Geist der Reformation wieder aufleben, der für ihn mit dem Aufschwung vermeintlicher geistiger und politischer Freiheit verbunden ist, wie er sich nach Ansicht des Autors in dem Auftreten Martin Luthers, aber auch eines Franz von Sickingen und eines Ulrich von Hutten zeigte. Auch für die deutschkatholische Bewegung, die seit 1844 die Gemüter aufs Heftigste aufwühlte, empfindet der Protestant Althaus kurzzeitig Sympathie. Althaus ist auch eher ein Franzosen- als ein Preußenfreund, war doch seine „Rheinfahrt im August“, in der er sich ebenfalls kritisch zu Wort meldete, sofort nach Erscheinen von den preußischen Zensurbehörden verboten worden. Die Erinnerung an den fortschrittlichen Gehalt der revolutionären Errungenschaften im Gefolge der Französischen Revolution hatten sein politisches Bewusstsein jenseits aller Deformationen ins Terroristische und Expansiv-Erobernde in der Ära Napoleons entscheidend geprägt. So wird auch seine Vision von der Versöhnung aller Gegensätze verständlich, wenn er fragt: „Kann ich die Schleusen des Himmels schließen, kann ich die harten Herzen in Eine brüderliche Menschheit schmelzen?“<sup>6</sup> Und seine Empathie mit den Armen und Ausgestoßenen der damals von Pauperismus und Elend arg zerrissenen Gesellschaft zeigt sich deutlich in den Worten, dass das „arme Volk mit Schaufeln und Karren da unten“ stehe und „mühselig an seinen Dämmen“ flicke, bei denen „kein König und kein einiges Deutschland ihnen“ helfe.<sup>7</sup>

Als sich die Revolution von 1848 ankündigte, drückt er in einem seiner in der vorliegenden Ausgabe abgedruckten Briefe aus dem Beginn dieser immer stürmischer werdenden Zeit seinen festen Glauben aus, „dass wir den Zusammensturz der alten Maschine noch erleben werden“<sup>8</sup>, und in einem

---

5 S. 60-95 („Märchen aus der Gegenwart“, in denen sich an zahlreichen Stellen, mehr oder weniger versteckt, kritische Zeitbezüge finden).

6 S. 85.

7 S. 87.

8 S. 96 (aus einem Brief an die Schwester vom 7. Februar 1848)

Brief an seine Mutter macht er kein Geheimnis aus seiner politischen Überzeugung, zu der er sich in dieser unruhigen Zeit erst recht eindeutig bekennt: „Mir würde es komisch vorkommen, mich für eine constitutionelle Monarchie zu schlagen, und weiter geht man hier, und überhaupt in Deutschland, fürs Erste nicht. Erst wenn die Fahne der Republik aufgepflanzt würde, dann stände ich bei ihr bis auf den letzten Tropfen.“<sup>9</sup> Ein entschiedenes Bekenntnis zur Republik mischt sich hier mit der nüchternen Erkenntnis, dass er „fürs Erste“ einer Minderheit in Deutschland angehört. Bemerkenswert ist dabei sein ebenso entschiedenes Eintreten für eine gewaltlose, dabei aber offene politische Auseinandersetzung, die ausschließlich mit den Mitteln des geschriebenen und gesprochenen Wortes geführt werden sollte. Es ist auch und gerade aus heutiger Sicht sehr eindrucksvoll, seine Kommentare zum Tagesgeschehen lesen zu können: „Der Ernst des deutschen Parlaments wird nun anfangen, und auch die Republikaner machen ihre Sache gut. Sie constituiren sich öffentlich als Partei, dadurch hat alle Furcht und alles Revolutioniren ein Ende. Ebenso hilft die Oeffentlichkeit und die Preßfreiheit uns auch über die anderen Conspirationsgefahren hinweg. Socialistische Zeitschriften entstehen, die Debatten beginnen, und wenn die Minister ohne Energie sind, so arbeitet die Presse.“<sup>10</sup> Althaus stellt sich hier als ein Anhänger parlamentarischer Debatten vor, die von einer lebendigen Öffentlichkeit und einer aufmerksamen Presse beobachtet und kommentiert werden sollten; dies sollte unter Einbeziehung radikalerer Positionen wie der Sozialisten erfolgen dürfen, womit er sich als ein weltoffener Zeitgenosse präsentiert, der an einer rationalen Erörterung der damaligen Grundfragen zur Neuordnung von Staat und Gesellschaft auf einer breiten Basis interessiert war. Nach einer gescheiterten Bewerbung um ein Mandat im Paulskirchenparlament betätigte er sich als aktives Mitglied des Leipziger Vaterlandsvereins, mit dessen Gründer Robert Blum er befreundet war. Auf sehr einfühlsame Weise gelingt es ihm auch, nach dessen Hinrichtung ein Porträt dieses früh vollendeten Freiheitskämpfers zu zeichnen, wie er es überhaupt verstand, meisterhaft mit feinen Strichen auch Heinrich von Gagern, den Parlamentspräsidenten in der Frankfurter Paulskirche, Friedrich Hecker, Gottfried Kinkel und Julius Fröbel zu porträtieren.<sup>11</sup> Der Herausgeberin ist großer Dank für

---

9 S. 100 (aus einem Brief an die Mutter vom 6. März 1848).

10 S. 101 (aus einem Brief an die Schwester vom 27. März 1848).

11 S. 134ff. (überschrieben mit „Charaktere“; ein aussagekräftiger Begriff, der zeigt, wie sehr Althaus Persönlichkeiten zu achten bereit war, die sich durch

ihr Bemühen geschuldet, ein umfassendes Bild des wie Robert Blum ebenfalls früh verstorbenen Freiheitsfreundes Theodor Althaus zu entwerfen, und es ist ihr auch gelungen, eine repräsentative Auswahl aus seinen Schriften zusammenzustellen: aus seinen Briefen und Tagebüchern, aus seinen „Aufzeichnungen aus dem Gefängnis“<sup>12</sup>, in das er nach Erscheinen eines Artikels in der „Zeitung für Norddeutschland“ im Mai 1849 verbannt worden war<sup>13</sup>, aus seinen poetischen Versuchen und seinem Traum von einem „humanen Universalismus“<sup>14</sup>. Es würde zu weit führen, den Reichtum an Gedanken, der in diesen Schriften enthalten ist, hier im Einzelnen darzulegen, aber er bietet zumindest Anlass dafür, ein sehr großes Bedauern, gemischt mit Trauer und Wehmut, darüber zu empfinden, dass damals so viele kluge, kritische und tief sinnige Publizisten, Schriftsteller und Dichter, eben „Intellektuelle“ im besten Sinne des Wortes, wie z.B. Theodor Althaus oftmals in einem

---

charakterliche Vorzüge auch im Sinne politischer Standfestigkeit und Überzeugungstreue auszeichneten).

- 12 S. 112ff. („Aus dem Gefängniß, Deutsche Erinnerungen und Ideale“, Bremen 1850).
- 13 Althaus veröffentlichte am 13. Mai 1849 einen Leitartikel in der „Zeitung für Norddeutschland“, in dem er zum bewaffneten Kampf um die im März beschlossene Verfassung aufrief. Er verstand diesen Aufruf eher als moralisch und politisch gerechtfertigte Widerstandsaktion gegen die Willkürmaßnahmen Preußens seit November 1848, die in der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. Anfang April 1849 gipfelten. Der darauf folgende erbittert und blutig geführte Kampf um die Anerkennung und Durchsetzung der vom Paulskirchenparlament verabschiedeten Verfassung endete mit der vollständigen Niederlage der Revolutionäre im Juli 1849; Althaus selbst wurde wegen Hochverrats zu drei Jahren Gefängnis verurteilt, aber schon ein knappes Jahr später entlassen.
- 14 S. 143f. („Das neue Ideal. Der humane Universalismus“; darin finden sich folgende idealistische Zukunftsvisionen: „Die Summe und der Kern ist, dass mit gemeinsamen Mitteln und mit Vereinigung aller Kräfte die geistige Cultur direct und absichtlich über die ganze Welt verbreitet, ihre Genüsse Allen zugänglich gemacht und zugeführt werden, damit in reichem Verkehr von Nationen, wissenschaftlichen und künstlerischen Vereinen und religiösen Gemeinschaften, alle Individualitäten Ergänzung, Anregung, Befriedigung finden und ein universelles Bewusstsein als Sympathie der Einen Menschheit auflebe statt des ‚gottgeordneten Volkshasses‘, der bornirten Particulargemüthlichkeit und der exklusiven Standes- oder Religionsgemeinschaft, deren verwitterte Ruinen noch colossal auf der Gegenwart lasten.“)

unermüdlichen, aber zugleich sehr harten und meist zum Scheitern verurteilten Kampf für einen auf friedlichem Wege zu errichtenden freiheitlichen Volksstaat in Deutschland ihre Lebenskraft und zuweilen auch ihr Leben einsetzten. Damals verbanden sich in einem noch viel existentielleren Sinne als heute Literatur und Politik zu einer beinahe untrennbaren Einheit, die es verdient hätte, sorgsamer im kollektiven Gedächtnis gespeichert zu werden, als es aus gewiss nachvollziehbaren, aber keineswegs nachahmenswerten und erst recht nicht achtenswerten Gründen in den folgenden Jahren und Jahrzehnten nach 1848/49 in Deutschland geschehen ist. Die literatur- und kulturgeschichtliche Lücke, die daraus entstand, hat tiefe Spuren hinterlassen und sich als ein sehr großes Desiderat erwiesen, das glücklicherweise, u.a. durch das Forum Vormärz Forschung und andere dankenswerte Initiativen wie etwa jene der Herausgeberin dieses Althaus-Buches, von Mal zu Mal spürbarer an schmerzhafter Wirkung einbüßt; denn im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sich ein immer reicherer Schatz an äußerst wertvollen literarischen Fundstücken angesammelt, zu denen diese „Zeitbilder“ unbestritten gehören.

*Wolfgang Obermaier (Hannover)*

*Theater und 19. Jahrhundert. Hrsg. von Petra Stuber und Ulrich Beck (= Schriften 2 der Hochschule für Musik und Theater „Felix Mendelssohn Bartholdy“ Leipzig). Hildesheim, Zürich, New York: Olms, 2009.*

Der Sammelband besteht aus zwei Teilen, die aus verschiedenen Blickwinkeln Aspekte des Theaters des 19. Jahrhunderts, wie es richtiger Weise heißen müsste, behandeln. Es sind dies einerseits, eine Tagung dokumentierend, historische Recherchen und andererseits aktuelle Theateraufführungen von Grillparzer- und Hebbeldramen. Petra Stuber klärt in ihrem Vorwort nicht, von welchem Jahrhundertbegriff sie überhaupt ausgeht. Beginnt es 1800 (U. Schiller: Maria Stuart, 1800)? Dann gehörten weit mehr und typischere Dramatiker dazu als Grillparzer und Hebbel. Hört es theaterhistorisch z.B. mit „1889 ...[dem] Jahr der deutschen Theaterrevolution“ (Otto Brahm) auf? So interessant einzelne Beiträge sein mögen, derart pauschale Urteile im Vorwort zur Theatergeschichte und zu Desideraten der Forschung sind überflüssig und stimmen in Fall Grillparzer und Hebbel auch gar nicht.

Die einzelnen Beiträge thematisieren zum Teil Aspekte, denen in der Theater-Forschung tatsächlich zu wenig Interesse entgegen gebracht wurde,

z.B. der Theatermusik. Ganz so neu ist allerdings dieser Forschungsaspekt auch nicht, wie verschiedene DFG-Projekte beweisen. Der die Dokumentation eröffnende Beitrag von Susanne Boetius zur Schauspielmusik Felix Mendelssohn Bartholdys zu Sophokles' *Antigone* und *Ödipus in Kolonos* ist ein Auszug ihrer 2005 erschienen Dissertation. Allerdings ist es problematisch, Mendelssohns Musik überhaupt als Schauspielmusik im herkömmlichen Sinn zu bezeichnen, gilt sie hier doch in weiten Teilen der gesamten Tragödie. Sie unterscheidet sich von typischer Schauspielmusik bzw. Rahmenmusik (Ouvertüre, Zwischenaktmusik, Ballettmusik, Melodram etc.), die nicht unbedingt eine enge Verbindung zum aufgeführten Drama haben musste. Derartige willkürlich eingeschobene Rahmenmusik war bereits ab der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts abgeschafft (im Berliner Schauspielhaus schon ab 1855). Mendelssohn Bartholdys Musik dagegen ist entstanden aus der Überlegung, wie der Chor und die Verssprache der antiken Tragödie aufführbar sein könnten. Seine Musik gilt den Tragödien zur Gänze, verzichtet aber auf antikisierende Rekonstruktion. Schillers oder Goethes Versuche am Weimarer Theater waren eher abschreckend. Initiiert vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV. Sophokles' Tragödien unter besonderer Berücksichtigung antiker Aufführungsbedingungen zu spielen, war Tieck, damals schon Ende 60, mit der Leitung des Projekts *Antigone* beauftragt. Der Kompositionsauftrag wurde an Mendelssohn vergeben, Tieck mochte zunächst dessen Musik nicht. Die Aufführung der *Antigone* fand zuerst in Potsdam statt (1841). Es folgten Aufführungen in Berlin, Leipzig, Dresden, München, London, Paris, sogar New York, weshalb die verschiedensten Reaktionen überliefert sind, auf die Boetius aber nicht eingeht. Sie beschreibt ausführlich Mendelssohns Recherchen zur antiken Aufführungspraxis und seine Auseinandersetzung mit antiken Metren für seine Melodie- und Harmoniebildung und seine melodramatische Begleitung der gesprochenen Verssprache. Sie gibt Auskunft über die antikisierende Bühne, die Platzierung von Orchester, Dirigent und Chor. Dieselbe Sorgfalt widmet sie dem zweiten Antikeprojekt, *Ödipus in Kolonos* (U. 1845), nicht, über das sie kaum ein Wort verliert. Es fehlt auch der Hinweis darauf, dass nach der *Antigone*-Aufführung ein geradezu hysterischer Antike- und Sophokles-Kult ausbrach (Büsten, Medaillen in verschiedenen Größen und Materialien), den bereits Lortzing in seiner bissigen Parodie im *Wildschütz* (U. 1842) aufs Korn genommen hat. Auf die verweist zwar die Autorin, aber ohne genauer auf das Ausmaß der „Sophokles-Hysterie“ einzugehen. Was die Autorin auch ausspart, ist die Langzeitwirkung der Mendelssohnschen Musik. Seine

Schauspielmusik ist bis ins 20. Jahrhundert die erfolgreichste bei *Antigone*-Aufführungen; vergleichbar seiner Musik zu Shakespeares *Sommernachts Traum*. Beide Musiken, die zur *Antigone* und zu *Ödipus in Kolonos* gibt es in neueren Einspielungen.

Auch der zweite Beitrag (Gesine Schröder) gilt einer Schauspielmusik zu Sophokles-Tragödien. Es sind die Kompositionen von Heinrich Bellermann, verfasst für das Gymnasiasten-Theater, z.B. das Gymnasium zum Grauen Kloster. Die Autorin selbst nennt Bellermanns Musik die „Ausgrabung“ eines „Kleinmeisters“, deren Wiederaufführung sich wahrscheinlich nicht lohne. Der Schauspielmusik komme nur musiktheoretische Bedeutung zu. So sei Bellermann und seine Schauspielmusik denn auch den Musikhistorikern überlassen.

Es gibt Beiträge, die bringen zwar Neues, sind aber einfach zu knapp. Dies trifft auf den Artikel von Johann Hüttner zu. Er thematisiert die Aufführungspraxen im Wien des frühen 19. Jahrhunderts am Beispiel von Grillparzer und Raimund, also dem Burgtheater und den Vorstadttheatern in der Josephstadt und der Leopoldstadt. Trotz der Sonderstellung Grillparzers am Burgtheater zeigt Hüttner am Beispiel der „Inszenierung“ von *König Ottokars Glück und Ende* die abenteuerlichen Probenbedingungen mit Schauspielern, die den Text auch nicht ansatzweise beherrschen, spricht von sich verselbständigender, viel zu langer Musik. Im Fall von *König Ottokars Glück und Ende* stammte die Ouvertüre von Ignaz Franz von Mosel, die das Lied „Gott erhalte Franz den Kaiser“ zitierte, die Musik zu den Zwischenakten stammt von Ignaz R. von Seyfried. Hüttner diskutiert nicht, ob derartige das Publikum begeisternder Patriotismus im Sinne Grillparzers war, wohl aber dass sie „beispiellos lang“ gewesen sei. Auch seine Ausführungen zu Raimund-Aufführungen in den Vorstadttheatern und der Bedeutung der Musik und den Komponisten in dessen Stücken verdienten eine ausführlichere Behandlung, zumal Hüttners Forschungsschwerpunkt das Wiener Theater der Zeit von Grillparzer, Raimund und Nestroy ist. Auch liegen insbesondere zu Raimund und der Musik zu und in seinen Stücken neuere Forschungen vor.

Für das spätere 19. Jahrhundert belegt der profunde Beitrag von Maren Goltz die Bedeutung der Schauspielmusik für Theateraufführungen der Meininger. Die Bühnenreform unter dem Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen schloss die Bühnenmusik mit ein. Prinzipiell wurde freilich an der Bühnenmusik festgehalten, zumal Meiningen über ein ausgezeichnetes Orchester verfügte. Besonders zu Zeiten Hans von Bülow, Intendant der

Hofkapelle (1880-1885), wurde auf die Zwischenaktmusik verzichtet, was aber auch unabhängig von den Meinungen bereits an größeren Häusern üblich war. Schon vor Bülow's Zeiten war unter dem langjährigen Musikdirektor Wilhelm Reif die Musik zu den Zwischenakten auf zwei Minuten beschränkt, und die Musik sollte dem jeweiligen Stück angemessen sein, sei es bereits bekannte oder eigens komponierte oder arrangierte Musik. Zwar ist, weil auf den Theaterzetteln nicht vermerkt, die jeweils gespielte Musik nicht in jedem Fall zu rekonstruieren, jedoch ist das Besondere des Meininger Theaterarchivs, dass die Kosten für die Musiker, auch für die verschiedenen Militärkapellen, die singenden Schauspieler, die Instrumentalsolisten etc. genau aufgelistet sind, weshalb sich denn doch viel rekonstruieren lässt, vor allem welche existentielle Bedeutung in „vorelektrischer und elektronischer“ Zeit die „live“ ausgeführte Bühnenmusik haben musste. Für die hohe Qualität des Meininger Orchesters, nicht nur unter Bülow, spricht, dass Richard Wagner es sich für die Bayreuther Festspiele „auslieh“.

Von speziellem Interesse für Forschung und Lehre an einer Hochschule für Musik und Theater, nicht aber für die Forschung allgemein, sind Beiträge wie der von Wolf-Dieter Ernst zur Schauspielerausbildung an der Königlichen Musikschule in München oder der von Jörg Rothkamp zu gattungsspezifischen französischen und deutschen Kompositionen für Ballett, Oper und Schauspiel.

Der Beitrag von Lars Gebhardt befasst sich mit Hector Berlioz' Musik zu Goethes *Faust*. Er ist auch zu lesen als Teil der an Faustomanie erinnernden *Faust*-Rezeption in Frankreich, die auch Gegenstand der in diesem Jahrbuch rezensierten Dissertation von Lea Marquardt ist. Gebhardt sieht Berlioz als „Prototyp des literarischen Komponisten“ (S. 145), dessen erste literarische Inspirationsquelle Goethes *Faust* in der Übersetzung von Gérard de Nerval war. Die Übersetzung Nervals war in Prosa, darin eingebettet die von Berlioz in seinen *Huit Scènes de Faust* vertonten Lieder. Die Aufeinanderfolge der Lieder entspricht der Szenenfolge Goethes mit einer Ausnahme. Der Romanze der Margarethe „Meine Ruh ist hin“ folgt der Chor der Soldaten. Ein dramaturgischer Eingriff also, der für eine Schauspielmusik ungewöhnlich ist. Doch nicht darauf bezieht sich das Fragezeichen des Autors, ob diese Musik Berlioz' tatsächlich als Schauspielmusik zu verstehen sei. Das Fragezeichen bezieht sich vielmehr auf Berlioz' „unpraktische und unökonomische Orchestrierung“ (S. 149): Glasharmonika bzw. Glockenspiel oder Celesta für den Geisterchor, vier- bis fünfstimmigen Streichersatz, wechselnde solistische oder obligate Holz- und Blechbläser. Ungeeignet für eine konkrete

Schauspielaufführung. Gleichwohl ließ Berlioz seine Musik als op. 1 auf eigene Kosten drucken und schickte die Partitur Goethe. Der war zunächst angetan, zeigte sie Zelter, der sie als „eine Abgeburt, welche aus gräulichem Inceste entsteht“ abqualifizierte. Als Schauspielmusik sind die Liedvertonungen denn auch nie gespielt worden. Am 1. November 1829 fand eine konzertante Aufführung eines Teil der dritten Szene am Pariser Conservatoire statt, die wenig Beachtung fand. Später mündete Berlioz' Beschäftigung mit *Faust* in die Komposition *La damnation de Faust*, auch dies keine Faust-Oper, sondern eine Mischung aus Oper, Oratorium und programmatischer sinfonischer Musik: eine Dramatische Legende in vier Teilen, konzertant uraufgeführt am 6. Dezember 1846 in der Opéra Comique, Paris. Ein Werk, wie es der Titel bereits verrät, das sich auch inhaltlich von Goethes Text entfernt.

Die anderen Beiträge befassen sich auf unterschiedlichem Niveau mit dem Problem des aktuellen inszenatorischen Zugangs zu Dramen wie Hebbels *Judith* und *Maria Magdalena* oder Grillparzers *Das Goldene Vließ*. In teilweise bemühten Vergleichen erfinden die Autor/innen einen heutigen Zugang zu den Dramen, die die historische Distanz formulieren und auf das Heute beziehen und dies zugleich in die Inszenierung mit einzubeziehen. Der Anspruch freilich, ein derartiger Zugriff sei völlig neu, sieht davon ab, dass das Mitinszenieren der historischen Distanz seit Jahrzehnten gang und gäbe ist.

*Maria Porrmann (Köln)*

***Eva Maria Werner: Die Märzministerien. Regierungen der Revolution von 1848/49 in den Staaten des Deutschen Bundes (= Schriften zur politischen Kommunikation, Bd. 2.) Göttingen: V&R unipress, 2009.***

Die deutschen Regierungen, die auf den Druck der im Jahr 1848 in Bewegung geratenen Öffentlichkeit hin von den meisten deutschen Monarchen neu- oder umgebildet wurden, stehen im Fokus dieser von Eva Maria Werner vorgelegten Untersuchung. Dabei betrachtet sie das – nicht unbedingt in den Monat März zu datierende – Entstehen dieser dem „Zeitgeist“ entgegenkommenden Ministerien, sie charakterisiert die neuen Minister des „allgemeinen Vertrauens“ und sie untersucht die Regierungsweisen solcher unter dem Druck der Revolution eingesetzten Regierungen. Jedem dieser drei genannten Aspekte ist ein entsprechender Hauptteil des Buches

gewidmet, und diese Teile unterscheiden sich im methodischen Ansatz deutlich voneinander.

Im mittleren Teil des Buches, von dem die Studie offenbar ausgeht, entwickelt die Autorin eine „Kollektivbiografie“ der Märzminister, die im Sinne der historischen Sozialforschung signifikante Persönlichkeitsmerkmale wie Alter, Herkunft, Bildungsgang, Berufsweg und politische Aktivität zu erfassen und auszuwerten sucht. Dabei ist ihr der Zwiespalt zwischen dieser generalisierenden soziologischen Methodik einerseits und der Forderung der Historiografie nach Differenzierung und Einbezug konkreter Gegebenheiten des Einzelfalls andererseits durchaus bewusst (s. S. 107f.). Ihrem Anspruch, angesichts der mit 133 Märzministern noch überschaubaren Personengruppe die standardisierte Erfassung von Persönlichkeitsmerkmalen durch konkrete Hinweise zu einzelnen Personen sinnvoll ergänzen zu können, wird Werner durchaus gerecht. Die Ergebnisse der an sehr aufwändige Recherchen gebundenen Kollektivbiografie sind nachvollziehbar, die Autorin interpretiert sie mit Umsicht und reflektiert dabei auch die Unschärfen der standardisierten Erfassung von Merkmalen. Überraschend sind die Resultate jedoch kaum. Der Autorin ist Respekt für ihre gründliche Untersuchung zu zollen, durch die manche Vorstellung von Märzministern objektiviert werden kann. Die Frage nach der methodischen Effizienz einer aggregierten Kollektivbiografie im Sinne des Verhältnisses von Aufwand und Ertrag für die historische Forschung erscheint jedoch auch nach der Lektüre des vorliegenden Beispiels als offen.

Zuvor werden im ersten Teil des Buches die Entstehungs- und Entwicklungsprozesse der einzelnen Märzministerien umrissen. Die hierbei für die Unterkapitel vorgenommene Gruppenbildung erfolgt nach den Kriterien der teilweisen oder vollständigen Neubildung der Ministerien und nach deren Dauerhaftigkeit. Diese konstruktivistische Ordnung der deutschen Staaten dient der Übersichtlichkeit, erscheint aber inhaltlich nicht zwingend. Jedoch vermittelt sich auf diese Weise ein sehr anschauliches Bild von der staatlichen Zersplitterung und dem komplexen monarchischen Gefüge in Deutschland, wenn beispielsweise in der Kategorie: „Staaten mit dauerhaften Märzministerien unter Beteiligung vormärzlicher Minister“ ein sonst kaum beachtetes Duodez-Fürstentum wie Schwarzburg-Rudolstadt in direktem Vergleich mit dem bedeutsamen Großherzogtum Baden steht. Die politischen Gegebenheiten und Konzepte in den einzelnen Staaten und Regierungen können im gegebenen Rahmen in der Regel nur stark abstrahierend umrissen werden.

Um eine angemessene, hinreichend konkrete Darstellung der Bandbreite des praktizierten Regierungshandelns zu ermöglichen, konzentriert sich Werner im dritten Teil exemplarisch auf die Märzministerien von Lippe-Detmold, Hannover, Württemberg und Österreich. Diese Auswahl erweist sich als sehr gelungen, da die Autorin das Spektrum der Handlungsabsichten und -möglichkeiten zwischen Amt und Revolution am Beispiel herausgehobener Minister der ausgewählten Regierungen verdeutlichen kann. Sie untersucht eine Vielzahl klar benannter Entscheidungsbereiche, dazu gehören z.B. das Verhältnis zum Monarchen oder zur alten Beamtenschaft, das Rechtsverständnis oder die Wahrnehmung des Amtes nach innen und außen. Besondere Beachtung schenkt Weber zentralen Fragen, die „Einheit und Freiheit“ betreffen, also dem Verhältnis der ausgewählten Ministerien zur Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt und ihren Entscheidungen und – exemplarisch für den Bereich der Freiheitsrechte – zur Pressefreiheit. Die Minister Stüve aus Hannover und Römer aus Württemberg werden dabei als Antipoden stark herausgearbeitet. Stüve spricht der Revolution und in vielen zentralen Fragen selbst der Paulskirchenversammlung die Legitimation ab. Römer dagegen unterstützt die Entscheidungsbefugnis der Deutschen Nationalversammlung mit allen Mitteln, jedoch bestreitet auch er – aus taktischen Gründen - demonstrativ die revolutionäre Basis der politischen Veränderungen im Jahre 1848, um diesen Reformen eine legitime Basis und damit möglichst Bestand bei den erwarteten reaktionären Rückschlägen zu geben.

Im Mittelpunkt des dritten Teils stehen die strukturellen Rahmenbedingungen, Möglichkeiten und Grenzen ministeriellen Handelns, die vor allem aus den faktisch nur wenig erschütterten inneren und äußeren staatlichen Gegebenheiten und den Ansprüchen der alten und der neu wirksamen politischen Kräften resultierten. Sehr deutlich sichtbar wird auf dieser Basis die Beharrungskraft des Partikularismus. Durchgehend beweist die Autorin eine souveräne Beherrschung ihres Stoffes. Wenn auch die Auswahl von nur vier deutschen Staaten kein umfassendes Bild des konkreten Regierungshandelns im Deutschland der Revolutionszeit ergeben kann und soll, so liefert Werners Arbeit doch in Form der aufgeworfenen Fragestellungen ein gutes Muster, nach dem das Agieren von Regierungen anderer deutscher Staaten während der Revolutionszeit mit Gewinn analysiert werden kann.

*Wilfried Sauter (Essen)*

*Adelheid von Saldern: Netzwerkökonomie im frühen 19. Jahrhundert. Das Beispiel der Schoeller-Häuser (= Beiträge zur Unternehmensgeschichte, Bd. 29.) Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2009.*

Im Zentrum der komplexen Untersuchung von Salderns steht eine Gruppe verwandtschaftlich verbundener Unternehmen der Tuch- und Papierindustrie im Raum Düren. Die Autorin interessiert sich insbesondere für die Ausgestaltung und Tragfähigkeit der verwandtschaftlichen, geschäftlichen und sozialen Verflechtungen, also der Netzwerke, die die Existenz der Schoeller-Familien und ihrer Unternehmen prägten und stützten. Daneben spielt das politikwissenschaftliche Konzept der *Governance* eine wichtige Rolle bei der Analyse der Einflussnahme der Unternehmer auf lokale und regionale Entscheidungsträger und -prozesse. Unter diesem Blickwinkel wird im ersten Teil des Buches die Entwicklung der Unternehmen nachvollzogen, wobei neben dem wirtschaftlichen Aufstieg auch die von den Beschäftigten getragenen sozialen Kosten und die vor allem als Gewässerbelastung auftretenden ökologischen Kosten der Marktbehauptung untersucht werden. Im zweiten Teil werden die beschriebenen Netzwerke als soziale und kommunikative Räume in den Blick genommen und dabei für den ungefähren Zeitraum zwischen 1820 und 1850 sehr differenziert und präzise unter sozial- und kulturgeschichtlichen Aspekten seziert.

Die Wurzeln der verzweigten Schoeller-Familie liegen in der Eifel, wo deren Mitglieder im Metallgewerbe tätig waren und zur führenden Gesellschaftsschicht gehörten. Der Dürener Zweig baute im Verlauf des 18. Jahrhunderts seine Tuchproduktion bei gezielter Marginalisierung der als hemmender Faktor auftretenden Zünfte aus. Die wechselvollen Zeiten im Gefolge der Französischen Revolution stellten erhebliche Anforderungen an die Flexibilität der Schoeller-Unternehmen, die gleichzeitig kontinuierlich weitere Wassermühlen erwarben, um die Antriebsenergie für den Ausbau der noch mit sehr einfachen Werken betriebenen Produktion zu sichern. Das mit dem Ende der napoleonischen Herrschaft verbundene Verschwinden der Kontinental Sperre erzwang dann eine Modernisierung und Mechanisierung der Produktion, um vor allem der englischen Konkurrenz gewachsen zu sein. Die veränderten Zollgrenzen, insbesondere die merkantile Abschließung des habsburgischen Machtbereichs, erforderten weitgehende Maßnahmen. So wurde im Jahr 1820 unter erheblichem Kapitaleinsatz und Risiko eine letztlich sehr erfolgreiche Fabrikneugründung im mährischen Brünn vorgenommen.

men, um von dort aus den sonst verlorenen oberitalienischen Markt weiter mit Tuchen bedienen zu können.

Die Schoeller-Familien knüpften in ihrem rheinischen Kernraum zwischen Köln und Aachen enge familiäre und geschäftliche Verbindungen zu anderen bedeutenden Handels- und Gewerbe-Häusern, schließlich etablierte sich so auch ein Zweig der Schoeller-Familie im wirtschaftlich bedeutenden Wuppertal. Zu führenden Vertretern des rheinischen Liberalismus bestanden Kontakte, besonders intensiv waren die Beziehungen zu David Hansemann in Aachen.

Die Schoellersche Korrespondenz konzentriert sich ganz auf geschäftliche und familiäre Angelegenheiten und entspricht somit der calvinistischen Konvention. Politische Aspekte treten vor 1848 praktisch nicht auf, danach werden politische und soziale Bewegungen lediglich als eingetretene oder potentielle Störungen der Geschäfte wahrgenommen. Politische Aktivitäten sind 1848/49 lediglich zum Schutz des Eigentums in der lokalen Bürgerwehr zu verzeichnen und in den Jahren vorher zur Verbesserung der Verkehrsinfrastruktur, speziell zur Führung der Eisenbahnlinie von Köln nach Aachen über Düren. Keinerlei Rolle in der Korrespondenz spielen Reiseeindrücke oder Lektüre-Reflexionen, von zentraler Wichtigkeit ist dagegen die vor allem auf moralische Solidität und geschäftliche Zuverlässigkeit achtende Charakterisierung der nachrückenden männlichen Familienmitglieder und potentieller Geschäftspartner. Die Frauen der Familie spielen in der Korrespondenz der Geschäftsleute nur am Rande eine Rolle und werden – ähnlich wie die nach Geschlechterrollen unterschiedlich beschriebenen Kinder – mit formelhaften Floskeln als „gut“ gekennzeichnet.

Die familiären Bindungen trugen auch bei finanziellen Schwierigkeiten eines Mitglieds der Familie, jedoch gab es hierfür deutliche Grenzen bis hin zur Enterbung, wenn die geschäftliche und charakterliche Eignung einer Person eindeutig nicht gegeben schien. Auch in den über die Familie hinausgehenden Netzwerk-Beziehungen konnte soziales Kapital unter günstigen Umständen in ökonomisches Kapital getauscht werden, jedoch garantierten auch persönliche Freundschaften nicht bedingungslos finanziellen Kredit.

Die Schilderung der wirtschaftlichen Entwicklung der Schoeller-Unternehmen liest sich wegen der zahlreichen und immer wieder ähnlichen Namen und vielfach verquickten Personengeschichten etwas mühsam, da helfen auch die genealogischen Tafeln am Schluss des Buches nur begrenzt. Eine Karte des Dürener Wirtschaftsraums wäre zur Verortung der Schöller-Besitzungen wünschenswert gewesen, zumal an anderen Stellen dem

räumlichen Aspekt des Wirtschaftens durchaus Rechnung getragen wird. Eindrucksvoll ist das breit präsentierte methodische und begriffliche Instrumentarium, das der Arbeit ihre systematische Grundlage gibt, auch wenn es in Einzelfällen etwas überbetont wirkt. Für manche inhaltliche Schlussfolgerungen muss von Saldern auf parallele Untersuchungen zurückgreifen und auf dieser Basis Annahmen plausibel machen, wo das vorliegende Material eindeutige Schlüsse nicht erlaubt.

Insgesamt ergibt sich aus dem Buch die soziokulturelle Innenansicht einer rheinischen Unternehmergruppe, der darin verbreiteten Blickwinkel und Handlungsmaximen, ihrer „Sagbarkeiten“ und Wertmaßstäbe, die ihr politisches Handeln äußerst eng auf die unmittelbaren Rahmenbedingungen ihrer wirtschaftlichen Aktivitäten bezieht. Die Analyse dieses Familienverbandes, dessen Mitglieder sich im unmittelbaren Geschäftsinteresse auch mit staatlichen Autoritäten auseinandersetzen, sich aber ansonsten frag- und klaglos in das System Metternich integrierten und so gar nicht in einer Wechselbeziehung mit der politischen und literarischen Welt der Romantik oder des Vormärz standen, bildet einen wichtigen Baustein der Mentalitätsgeschichte jener Zeit zwischen dem Wiener Kongress und den Nachwehen der Revolution von 1848.

*Wilfried Sauter (Essen)*



## IV. Mitteilungen



# Personalia

## Verstorben

Dr. Winfried Hartkopf (Düsseldorf)  
Dr. Thomas Michael Mayer (Marburg)

## Ausgeschiedene Mitglieder (zum 31.12.2010)

Eike-Heinrich Duhme (Berlin)  
Dr. Christine Reiter (Kusel)  
Thomas Wanner (Nußdorf)

## Neue Mitglieder (seit 1.1.2010 )

Dr. Torsten Halling (Berlin)  
Dr. Sandra Markewitz (Bielefeld)  
Prof. Dr. Ariane Martin (Mainz)

## Aufruf zur Mitarbeit

### FVF-Jahrbuch 2012: Vormärz und Hellenismus

Das Streben der Griechen nach Unabhängigkeit gipfelt im Krieg gegen die osmanische Fremdherrschaft 1821-1829. Der Ruf nach Freiheit hat ein europaweites Echo, vor allem in Deutschland, wo viele Dichter ihre Unzufriedenheit mit Politik und Gesellschaft häufig versteckt in hymnischen Versen auf die tapferen Hellenen artikulieren. Dabei werden traditionsreiche Stoffe und Motive bearbeitet und mit neuen Bedeutungen aufgeladen: Anders als in der Weimarer Klassik ist Griechenland im Vormärz nicht mehr vornehmlich als rückwärts gewandte Utopie oder überhöhtes anthropologisches Ideal zu denken, sondern dient u.a. der Verbreitung liberaler, demokratischer Vorstellungen. Auch beeinflussen humanistische und idealistische Ideen aus dem 18. Jahrhundert – beispielsweise Winckelmanns – Bildungs- und Unterrichtskonzepte im 19. Jahrhundert wesentlich, wie etwa Wilhelm von Humboldts Ideen zur Nationalerziehung, und prägen auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem antiken und dem zeitgenössischen Griechenland.

In anderen Ländern sind die Griechen und ihr Unabhängigkeitsstreben gleichfalls Gegenstand intensiver literarischer Auseinandersetzung und einer breit geführten öffentlichen Diskussion: in Griechenland selbst, wie populäre Krieglieder u.a. von Rígas Ferréos zeigen, Solomos' „Ode auf die Freiheit“ und auch politische Satiren aus den Federn etwa Alexandros und Panagiótis Soutsos und Alexandros Rízos Rangavís. In Frankreich und England tragen beispielsweise Victor Hugo und Lord Byron zur Verbreitung des griechischen Freiheitsgedankens bei.

Das geplante Jahrbuch dient vor diesem Hintergrund der Fortführung und Ergänzung einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Hellenismus, die u.a. durch die grundlegenden Arbeiten von Regine Quack-Eustathiades, Alfred Noes, Evangelos Konstantinou und Friedgar Löbkers eine sichere Basis erhalten hat. Durch die verdienstvolle Erarbeitung umfangreicher Corpora etwa durch Lampros Mygdalis und Michael Busse wurden zahlreiche deutschsprachige literarische Quellen erschlossen.

Es fällt jedoch auf, dass die oben genannten literarischen wie kulturellen und politischen Phänomene selten einer komparatistischen oder interkulturell orientierten Betrachtung unterzogen worden sind. Gerade diese

Perspektiven aber tragen dazu bei, wichtige übergeordnete Fragen zu präzisieren; beispielsweise nach wechselseitigen Einflüssen europäischer Literatur über den griechischen Unabhängigkeitskrieg, nach Wegen der Kultur- und Wissensvermittlung, transnational vergleichbaren Formen politisch engagierter Dichtung und nach kulturreflexiven Ausdrucksformen, in denen Erfahrungen von Alterität und Identifikation gestaltet sind. Im Fokus sollen deswegen folgende Aspekte stehen:

### 1. *Hellenismus in Literatur und bildender Kunst*

- Bezüge der Vormärz-Literatur zur griechischen Mythologie, deren Funktionen und Bedeutungen in politisch aktuellen Kontexten
- Formen politisch engagierter Dichtung in komparatistischer Perspektive, v.a. in Hinblick auf griechische Literatur, z.B. von Dionysos Solomos, Adamántios Koraís, Ferréos (i.e. Rigas Velestinlis), Andréas Kálvos, Panagiótis und Alexander Soutsos, Aléxandros Rízos Rangavs u.a.; deutsche Literatur, z.B. von Christian Borg, Friederike Brun, Adelbert von Chamisso, Franz Wilhelm von Dithfurth, Ernst Grosse, Wilhelm Müller, Gustav Schwab, Ludwig Rellstab, Heinrich Stieglitz sowie französische und englische Literatur
- Phänomene von Kulturtransfer, z.B. durch die 1793 in Wien gegründete Zeitung *Ephemeris*, durch die zeitgenössische griechische Literatur in deutschsprachigen Ländern bekannt wurde.
- Darstellungen des griechischen Freiheitskampfes nicht nur in der Lyrik, sondern auch in Romanen und Dramen
- Griechenland-Rezeption in der Malerei, u.a. bei Karl Friedrich Schinkel und Eugène Delacroix
- ethische und ästhetische Aspekte der Kriegsdarstellung, etwa in Bezug auf das Massaker von Chios
- Figurationen der Osmanen als ‚Barbaren‘ und ‚Fremde‘, als Symbol für Alterität, das sprachliche Inszenierungen kultureller Unterschiede und kulturdistinktive Beziehungsdefinitionen ermöglicht

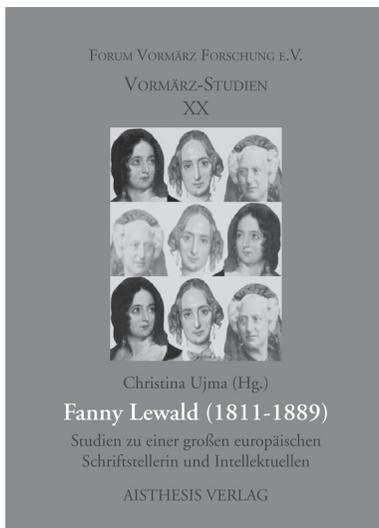
### 2. *Kulturtransfer und Wissensvermittlung in politischen Zirkeln, Vereinen sowie durch Zeitungen und Augenzeugen*

- Gründung philhellenischer Vereine und die Zusammenarbeit deutscher und griechischer Aktivisten darin
- Tätigkeiten exilierter griechischer Intellektueller in revolutionären Geheimorganisationen

- Formen und Strukturen journalistischer Berichterstattung über Griechenland bzw. den Unabhängigkeitskrieg
  - autobiographische Erlebnisberichte philhellenischer Freiheitskämpfer, z.B. von Harro Paul Harring
3. *„Griechenland“ in der deutschsprachigen Wissenschaft, im Bildungskanon und in Unterrichtskonzepten*
- Griechenland z.B. in der Orientalistik, griechischen Philologie, Philosophie, z.B. bei Jacob Philipp Fallmerayer, Friedrich Thiersch, Wilhelm Traugott Krug
  - die Verbindung neuhumanistischer, idealistischer Ideen mit Nationalerziehung
  - autobiographische Schriften, die Bildungserfahrungen von Schülern und Studenten im Vormärz erkennen lassen, wie z.B. Ludwig Steub: *Bilder aus Griechenland* (1841)
  - Übersetzungen und Verbreitung griechischer Literatur.

Vorschläge mit einem kurzen Exposé (nicht länger als 500 Worte) bitte bis zum 31. Dezember 2011 an JProf. Dr. habil. Anne-Rose Meyer:  
Anne-Rose.Meyer@uni-hamburg.de

Abgabeschluss für die fertigen Beiträge ist der 30. November 2012.



Christina Ujma (Hg.)

**Fanny Lewald (1811-1889)**

Studien zu einer großen europäischen  
Schriftstellerin und Intellektuellen

Vormärz-Studien Bd. XX

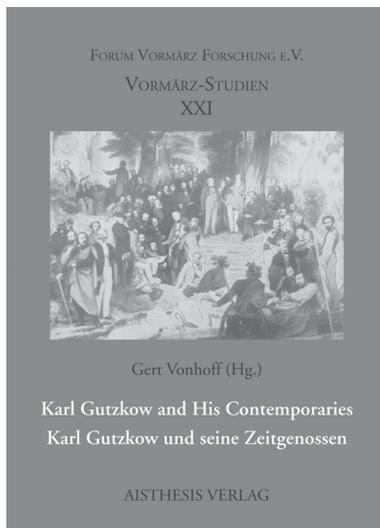
2011, ISBN 978-3-89528-807-4

283 Seiten, kart. € 34,-

Fanny Lewald, deren Geburtstag sich am 24. März 2011 zum 200. Mal jährt, war die wohl bedeutendste deutschsprachige Romanschriftstellerin ihrer Zeit. Ihr entschiedener Einsatz galt der Emanzipation von Frauen und Juden. Vom Vormärz bis in die Gründerzeit blieb sie eine politisch engagierte Intellektuelle, die versuchte, ihren Einfluss publizistisch geltend zu machen.

In den Beiträgen zum vorliegenden Band, einer Hommage an diese große Autorin und Persönlichkeit, werden die vielfältigen Aspekte ihres komplexen Werks analysiert und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen sowie die besonderen Bedingungen ihrer Rezeptionsgeschichte untersucht.

Mit Beiträgen von Hans J. Hahn, Elaine Martin, Gabriele Schneider, Ulrike Stamm, Renate Sternagel, Christina Ujma, Kerstin Wiedemann, Margaret E. Ward, Manfred Windfuhr, Rebecca Ann Zajdowicz und Rainer Zuch sowie Briefen von Fanny Lewald.



Gert Vonhoff (Hg.)

## Karl Gutzkow and His Contemporaries

## Karl Gutzkow und seine Zeitgenossen

Beiträge zur Internationalen Konferenz  
des Editionsprojektes Karl Gutzkow  
vom 7. bis 9. September 2010 in Exeter

Vormärz-Studien Bd. XXI

2011, ISBN 978-3-89528-836-4

431 Seiten, kart. € 45,-

Der Band versammelt die Beiträge einer Tagung des Editionsprojektes Karl Gutzkow, die in Exeter im September 2010 stattfand. Eingeladen waren Spezialisten, die nicht gezielt zu Karl Gutzkow forschen. Der Gewinn liegt darin, dass auf solche Weise Kontexte gerade von Seiten der Nicht-Experten ausgeleuchtet werden und damit Dialoge zwischen verschiedenen Gebieten eröffnet werden können. In einer Zeit, die sich anschiekt, gewohnte Epochenbilder im 19. Jahrhundert durch breiter gefächerte Wahrnehmungen zu verfeinern und zu korrigieren, ist auch Gutzkow in das Konzert der Stimmen wieder neu aufzunehmen.

Mit Beiträgen von K. Scott Baker, Olaf Briese, Anita Bunyan, Veronica Butler, Helen Chambers, Andrew Cusack, Dirk Götsche, Bernd Füllner, Peter Hasubek, Florian Krobb, Duncan Large, Martina Lauster, Catherine J. Minter, Michael Perraudin, Hugh Ridley, John Rignall, Jeffrey L. Sammons, Benedict Schofield, Peter Stein, Gert Vonhoff, Ruth Whittle und Wulf Wülfing.